



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



~~UNS. 162 G. 4~~



Fiedler Q. 390 (35)



957





CORDELIA.

2019年11月15日

第1111号

2019年11月15日

第1111号

2019年11月15日

第1111号

第1111号

2019年11月15日

A

2

3

4

5

6

7

Vertical line of text on the right edge of the page, possibly a page number or margin indicator.

Penelope.



T a s c h e n b u c h

für das Jahr 1846.

Herausgegeben

von

Theodor Sell.

Neue Folge

Sechster Jahrgang.

Mit Stahlstichen.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 SEP 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Penelope für 1846.

Stahlfiche.

Cordelia.

Clara Schumann, geb. Wieck.

Alexander, Freiherr von Ungern-Sternberg.

Nebst biographischer Notiz von Th. Hell.

Inhalt.

	Seite
Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Alexis . .	1
Eine Wanderung an der Loire. Von W. v. Lüdemann.	72
Die Freimaurerinnen. Novelle von A. v. Sternberg.	127
Clementine Sobieski. Historische Novelle von Julie von Großmann	217
Helena. Von Gerhard Anton v. Halem	384
Einige biographische Notizen über G. A. v. Halem . .	430



Cordelia.

„König Lear.“ Akt IV. Scene 7.

Lear. D lacht nicht über mich,
Aber so wahr als ich ein Mann bin, mich dünkt
Die Dame hier die sei mein Kind Cordelia.

Cordelia. Das bin ich auch, ich bin's!

Lear. Sind Deine Thränen
Hier naß? Bei Gott, sie sind's! D weine nicht,
Ich bitte Dich.





C. Neumann del.

W. C. Wankmore sc.

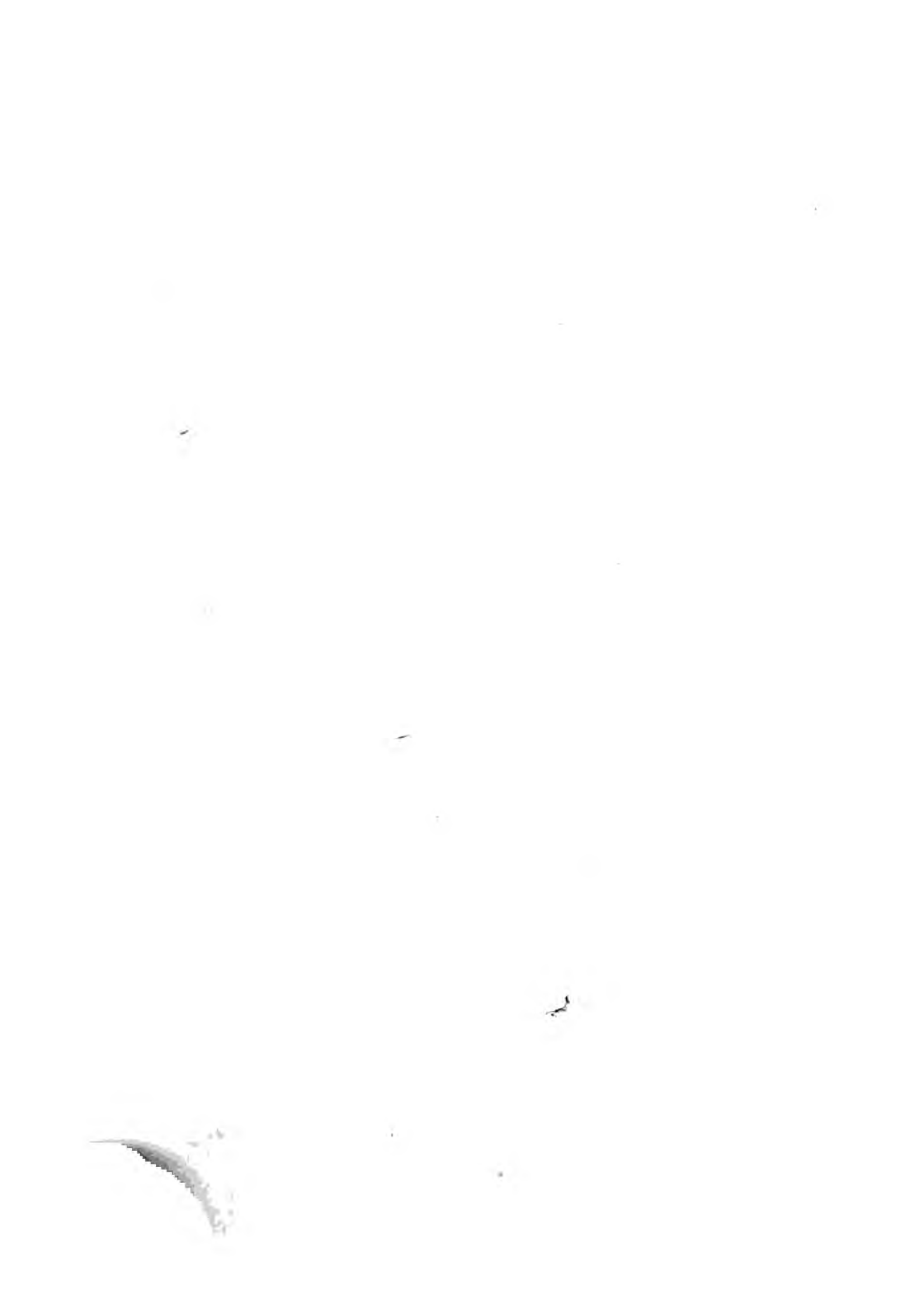
Elise Schumann
geb. Döring
Kaiserin & Majestät des
Kaisers von Oesterreich.

Clara Schumann, geb. Wieck.

Da steht's vor euch das kalte Instrument
Ein stummer Schatz, nutzlos gemeinem Fluder.
Doch horch, es tönt, bald stärker und bald linder,
Gewinnet Sprache, wärmet, lobert, brennt,
Erhebet sich zum geist'gen Element,
Dringt an das Herz, macht's frischer und gesünder
Und kispelt dann wie süße Wonnekinder,
Wenn ihre Lippe Vater, Mutter nennt!

Wer gab dies Leben, wer schuf diese Laute?
Du warst es, Clara, der's ein Gott vertraute
Das heilige Geheimniß dieses Wunderklangs.
Wir hören Dich, das stumme Werkzeug schwindet,
Und in der Sphärenchöre Heimath findet
Der Geist sich, auf den Flügeln Deines Spiel- Gesangs.

Lh. Sell.





Dr.





J. Remde del.

W. C. Wrankmore sculp.

Baron v. Ungern-Sternberg

gehören an

Ueber
 Gegenw
 der Würd
 mittelerei
 tätigung
 ähnlichen
 unge unse
 ist in vie
 n. aber n
 es von il
 führung u
 teidensh
 er ähnlich
 manfen i
 dem Beiti
 : ihn glie
 ist, so G
 lchung de
 folgendes :
 „Sch
 militärisch
 ist. D

Alexander Freiherr von Ungern- Sternberg,

geboren am 22. April 1806 zu Noisker bei Reval in Esthland.

Ueber ihn enthält das Brochhausche Conversations-Lexicon der Gegenwart einen ausführlicheren Artikel, der sich besonders mit einer Würdigung des Geistes wie der Richtung seiner verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Wir wollen weder auf Bestätigung noch Widerlegung mehrerer dort aufgestellten eigenthümlichen Ansichten uns einlassen, kann doch die in diesem Jahrgange unsers Taschenbuch enthaltene novellistische Arbeit von ihm selbst in vielfacher Hinsicht dabei mit in die Wagschale gelegt werden, aber mit wahrer Freude theilen wir hier einen kleinen Aufsatz von ihm mit, der sich über seine schriftstellerische Bildung, Richtung und Wirksamkeit mit so lebenswürdiger Offenheit und Bescheidenheit ausspricht, daß er schon an und für sich als ein Muster ähnlicher Selbstbeurtheilungen angesehen werden kann. Wir verdanken ihm der Güte, mit welcher der Dichter unsern Bitten um einen Beitrag zu seiner kurzen Biographie entgegen kam, und ob er ihn gleich nur zur Auswahl des für uns Zweckmäßigen anheimgab, so glauben wir doch daß eben diesem Zwecke die Veröffentlichung des Ganzen vortrefflich entspricht. Er schrieb uns aber Folgendes:

„Ich habe vier Brüder gehabt, von denen drei sich für die militärische Carrière entschieden, der vierte aber in früher Jugend starb. Mein Vater war Landrath der Provinz Esthland; nach sei-

nem Wunsche sollte ich eine diplomatische Laufbahn einschlagen. Nach dem Tode meines Vaters wurde der Wille meines Onkels auf mich einwirkend und brachte zu wege, daß ich mich ausschließend juristischen Studien hingab, ohne eignen Wunsch und Willen, darum auch ohne günstigen Erfolg. Nachdem ich nach vollendeten drei Studienjahren die Universität Dorpat verlassen hatte, hielt ich mich einige Zeit in Petersburg auf, um dort in der Nähe des Dichters Schukofsky, des damaligen Erziehers des Großfürsten Thronfolgers, auf eine Anstellung in irgend einem gelehrten oder rein literarischen Fache des Staatsdiensts hinzuarbeiten. Schukofsky's Dichtergaben, seine Uebersetzungen deutscher klassischer Dichtungen, mehr noch die persönliche Liebenswürdigkeit dieses ausgezeichneten russischen Autors, fesselten mich an ihn und machten in mir den Muth rege in ähnlicher Weise, wenn auch in untergeordnetem Kreise thätig sein zu dürfen. Allein ich habe nie Sprachtalent besessen und die russische Sprache ist, wie jedermann weiß, der sich mit ihr beschäftigt hat, eine der reichsten, aber auch in ihren Formen am schwierigsten zu handhabenden Sprachen. Ich fand es natürlicher und leichter deutsche Verse zu machen. Meine poetischen Beschäftigungen waren jedoch mäßig und nie kam es mir in den Sinn Schriftsteller werden zu wollen. Der Ruhm und Glanz der deutschen Autoren, wenn ihr Name über das baltische Meer zu unserer Provinz kam, leuchtete in so intensivem Feuer, daß jede Anmaßung mit ihnen zugleich in die Schranken treten zu wollen, als ein wunderlicher und phantastischer Traum erscheinen mußte. Auch hatte ich bereits den einen Fuß auf die große Marmortreppe gesetzt, die zum Justizpallaste hinaufführt und ein Stoß Akten, ein Auszug der Sammlung der Akten machte schon ein bleibendes Ornament meines Schreibtisches und Bücherpultes aus. Wenn ich nicht den General Klinger besuchte oder hier und da einem deutschen Akademiker, einem Correspondenten am Journal de Petersbourg, meine Aufwartung machte, so hörte ich nicht von Literatur und Philosophie sprechen, denn in den Gesellschaften von Petersburg liebte man damals nicht, und jetzt noch weniger, dergleichen Discussionen,

die man pedantisch nannte. Klinger war alt und überraunig; nie hab ich ihn Goethe's Namen nennen hören, nur einmal, als wir auf der Insel Selagin uns bei einer Lustfahrt befanden, gab er uns eine Beschreibung des Parks von Tiefurt, eine sehr farbenreiche kleine Skizze, die mir noch erinnerlich ist, und dabei sagte er mir, daß dort am Fluß ein Altar stände, auf dem er und Goethe ihre Namen eingezeichnet. „Damals war die Sentimentalität Mode,“ setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu. Als ich später in Weimar lebte und den schönen Park von Tiefurt oft besuchte, hab ich den Altar mit den beiden Namen nicht entdecken können.

Das Verlangen Deutschland zu sehen machte daß ich etwas übereilt den Vorwand benutzte, den die in die Mauern Petersburgs eindringende Cholera bot. Die Ueberfahrt war eine der unglücklichsten und gefährlichsten. Das Dampfschiff blieb fast einen Monat zur See, ohne landen zu können, weil man uns von einem Hafen zum andern schickte, ohne den Muth zu haben uns aufzunehmen. Ich habe diese Ueberfahrt in der Einleitung zu meinen Schiffer sagen beschrieben. In Dresden angelangt, schloß ich mich dem Zuge meiner Landsleute an, die die hergebrachte Tour durch die literarischen Salons machten. Auf diese Weise gelangte ich zu Tief. Einen Mann den ich nicht in diesen Salons fand und dem ich Dank schuldig war, den Hofrath Kind, besuchte ich und fand ihn wohlwollend und freundlich. In dem von ihm herausgegebenen Almanach war mein Erstlingsversuch, eine Erzählung erschienen. Ein älterer Mann, wissenschaftlich bedeutend, aus demselben Lande, ja aus derselben Provinz stammend, der Baron Otto von Stackelberg, neigte sich mir in freundschaftlichem Wohlwollen zu; mit ihm machte ich über Nürnberg die Reise nach Mannheim. Hier vereinigte die verwittwete Großherzogin Stephanie, einen Kreis anmuthiger Geselligkeit. Eine Fürstin in der Weise wie Poeten gewöhnlich schöne Fürstinnen schildern, so geistvoll und in so liebenswürdigen Formen sich bewegend, war diese großherzogliche junge Wittve recht eigentlich dazu geschaffen den Enthusiasmus der Jugend so wie die Huldigung des Weltmanns und Gelehrten sich zu

erobern. An einem runden Tisch versammelte man sich Abends, man zeichnete, man las, man schrieb Zettelchen und Verse und die französische Grazie unserer fürstlichen Wirthin hatte ein ordnendes Auge über die Productionen dieses kleinen Musensitzes. In Stuttgart wurde mir die Bekanntschaft Gustav Schwab's zu Theil, der an mir auch bewies, was er im Laufe seiner langen literarischen Thätigkeit schon oft bewiesen hat, daß er Freude und Genuß darin findet, jungen Talenten die Bahn zu eröffnen. Und er that dies stets mit jenem unnachahmlichen geistvollen Wohlwollen, das seine Schützlinge zu seinen Freunden machte. Niempsch von Strehle-
 nau (Lenau) begann mit mir zusammen die schriftstellerische Lauf-
 bahn; der alte Baron Gotta, mit dem Gustav Schwab uns bekannt machte, nahm Gedichte von Lenau und Erzählungen von mir in's
 Morgenblatt auf. Bald darauf folgte von jenem ein gesammelter
 Band und von mir ein Novelle: Die Zerrißenen. Die auf-
 geregten Zeiten, ihre Affektation, ihre wirklichen und ihre ge-
 machten Sympathieen finden sich in der unfertigen und schülerhaften
 Improvisation wieder, die geschrieben zu haben ich jetzt bedaure.
 In meinem Mannheimer Kreise fand das Buch keinen Anklang, aber
 die Heidelberger Studenten lasen es. In diese Zeit fallen kleine
 Reisen in die Schweiz, nach Wien, nach Oberitalien. Rom wollte
 ich nicht sehen, Paris durfte ich nicht sehen; es war damals ein
 für alle Russen verbotener Aufenthalt. Nach einigen froh und in
 glücklichen Verhältnissen verlebten Jahren in Stuttgart, schickte ich
 mich an ins Vaterland zurückzukehren. Mit einer Art Staunen
 und Beschämung sah ich die zwei oder drei Bände Novellen an, die
 ich in den Koffer packte und die die Früchte meines deutschen Auf-
 enthalts waren. Also ein deutscher Autor. Ich kann nicht sagen,
 daß ich diese Novellen aus innerm schöpferischen Drange geschrie-
 ben habe; sie waren Bilder die man einem Meister nachmalt, zwar
 mit großem Genuß bei der Arbeit, allein doch in der Ueberzeugung,
 daß es nichts Eigenes sei. Ich konnte solche Sachen noch mehr
 schreiben, allein ich wollte nicht; ich wollte in die Heimath zurück,
 und ich und meine Bücher sollten schnell vergessen sein. Da, auf

der Reise in den Norden, im Begriff mich von dem deutschen Leben auf lange Zeit loszusagen, faßte mich der starke eigenmächtige Wille des schöpferischen Drangs. Zum ersten Mal erstand eine Welt von Gestalten in meiner Phantasie, die ihr Leben mit dem meinigen zugleich führten und nur mir allein angehörten. Ich schrieb den Roman *Galathee*; ein Buch auf das ich Werth lege und das auch eine wohlwollende Kritik gewürdigt hat. Die Kritik überhaupt ist mit mir viel schonender umgegangen, als ich verdient; aber diese Kritik war selbst damals in den Händen junger schöpferischer und unfertiger Geister, die manche Ungebühr nicht recht tadeln durfte, weil sie sich sonst selbst ins Fleisch geschnitten hätte. Von dem Roman *Galathee* an datire ich meine eigentliche Schriftstellerlaufbahn, das heißt, von da an trat ich als eigenthümlich literarische Gestaltung ein. Jeder Autor sollte hierin ehrlich sein, denn jeder kann es, und offen bekennen, welches Buch er geschrieben, endlich ohne Krücken und Stützen, die ihm von Schule und Autorität noch überliefert worden. Es liegt ein sehr erlaubter Stolz darin, den Zeitpunkt anzugeben, wo man endlich Herr im eignen Hause wurde. Der Commis, der im großen Handlungs Hause Goethe dient, macht vielleicht glänzendere Geschäfte, aber er arbeitet nicht mit der Freudigkeit und dem Stolze, mit dem der untergeordnete kleine Herrscher arbeitet, der über seiner Thüre die eigne Firma angeschlagen hat. Als ich die *Galathee* vollendet hatte, war an keine Rückkehr in die Heimath fürs erste zu denken. Das mir liebe und mir aus der Seele herausgeschriebene Buch forderte Nachfolger. Das größte, ja das einzige Glück war für mich jetzt diese himmlische Gabe des Schaffens. Leider ist ein gutes Buch wie eine gute Handlung nicht leicht zu wiederholen. Der große Genius der George Sand kam in eine unheimliche Nähe zu mir; ich wußte nicht wohin ich mich retten sollte; es gelang mir schlecht und die *Novelle: Psyche* ist wiederum eine unfreie Schöpfung. Um mich vor jedem Anfliegen fremder Bilder zu bewahren, ging ich auf ein gänzlich barockes Feld über, auf die Diderot'sche und Crebillon'sche Märchenwelt. Hier, wußte ich, kam kein moderner

Dichter, am wenigsten die George Sand mir nah. Mein Märchen Fortunat ist eben so wie der Roman Galathee meine, und nur meine Schöpfung. In Weimar auf ein paar Jahre mich niederlassend, fand ich hier wieder eine geistvolle Fürstin, die freilich in ganz andrer Richtung und in ganz anderm Sinne, als jene Französin, die Literatur begünstigte und pflegte. In Weimar schrieb ich die Romane: St. Sylvan und Kallenfels, nebst kleinern Arbeiten fürs Morgenblatt. Im Winter 1841 kehrte ich nach Livland zurück, langte jedoch im Frühling des folgenden Jahres wieder in Deutschland an, wohin manche noch unvollendete Arbeit mich rief. In Berlin, wo ich seitdem mich aufhielt, publicirte ich die Romane: Diane und jetzt neuerdings Paul. In beiden habe ich versucht mich den unmittelbarsten Interessen der Gegenwart anzuschließen indem ich die Fülle des Lebens und Gedankenstroms moderner Intelligenz auf mich einwirken ließ."

Diese geistreichen, in wenigen Umrissen ein sichres Bild von dem innern Leben unsers Dichters gebenden Zeilen, enthalten so manchen trefflichen Gedanken, der gewiß nicht ohne wohlthuenden Einfluß bleiben wird.

Lh. Sell.

Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von

W. Alexis.

Mein Ardennenleben.

Sinnliche Eindrücke, in der frühen Jugend empfangen, leben bekanntlich bis ins Alter in wunderbarer Frische und Deutlichkeit fort, während die Erlebnisse der reifern Jahre, die der Verstand auffassen half, dagegen zurücktreten, oft eben so wunderbar schnell verschwinden. Aus meinem Lagerleben in den Ardennen sehe ich Scenen, Menschen, Gegenden so anschaulich vor mir, ich höre den Ton der Stimme, ich sehe die Flammen der Wachtfeuer, die Schlagschatten der Sonne, als wären nicht dreißig Jahre vergangen, sondern es wären Begebenheiten von ehelest. Und doch, welche Täuschungen, in Bezug auf Raum und Maas, auf Zeit und Ort, impfen sich grade durch diese Jugendeindrücke in uns ein, denen wir später schwer entsagen, und wenn wir die Wirklichkeit mit den Augen des Mannes wiedersehen, finden wir uns unangenehm berührt. Die Pracht, die uns entzückte, erscheint dürftig, die Räume, die Entfernungen, die uns so weit dünkten, rücken

zusammen; auch der Schönheitsfönn ändert sich, und der Duft, der die Gegenstände umgab, ist verschwunden. Das ist der natürliche Prozeß des Altwerdens, es ist der des ganzen Menschengeschlechts, der Welt selbst; nur werden die Dinge nicht anders, wir selbst sind andere geworden.

Thörrig darüber zu klagen! Selbst der Dichtung mögen wir nicht mehr gern dieses elegische Recht zugestehen; sie hat andere Aufgaben, Anweisungen auf die Zukunft, erhalten. Aber freuen mögen wir uns doch, wenn wir uns frei von diesem Prozeß erhielten. Einmal ist es mir gelungen. Ich sah später als Reisender die Gegenden wieder, die wunderbare Eindrücke auf den noch halben Knaben zurückgelassen, und fand mich nicht enttäuscht.

Der Name der Ardennen hatte zur romantischen Zeit einen wunderbaren Klang. Ich weiß nicht, ob jetzt noch; man giebt ja nicht viel auf Klänge. Es war nicht gerade der Eber der Ardennen, den man 1815 noch nicht kannte, noch waren es Shakespeares phantastische Liebespaare, in ihren Schluchten verirrt, aber es war der dunkle unheimliche Wald, der Deutschland von Frankreich schied. Ich habe Tage, Wochen, Monden in ihm verlebt, die ich stets zu den denkwürdigsten in meinem Leben rechnen muß, eben weil es damit anfing, zu einem Bewußtsein überzugehen, wenn auch die Begebenheiten selbst an und für sich nicht mehr und nicht weniger waren, als was tausend Andern damals auch begegnet ist. So schauerlich düster als ihr Name sind die Ardennen nicht. In den Schluchten, wo die Eber und die Raubthiere gehauft, ist es dunkel, wenn es regnet, und hell, wenn die Sonne scheint.

Frisches und dunkles Grün auf den geklüfteten Bergen, auch gelb und roth der Laubwald, wenn der Herbst ihn ansprengelt, und so habe ich ihn durch alle Schattirungen dieser Farben gesehen. Ich streifte durch melancholisch düstere Gegenden; aber andere mögen desselben Weges gegangen sein, und ihnen sind sie heiter und lieblich erschienen, die Frühlingssonne schien durch die Buchen, als sie ins Thal gingen; und als ich berganstieg, streifte ein kalter Octoberwind durch die feuchten Nebel. Sie brachten die Lustigkeit mit in die Ardennen, ich eine Stimmung, die in einer gewissen Jugendzeit sehr beliebt ist, nur zu jeder Zeit in andern Formen. Man kokettirte damals weder mit dem trozigen Selbstbewußtsein, noch mit der Zerrissenheit und Verzweiflung, aber mit einer süß-sauren Wehmuth. Es waren noch die Nachläufer der Ossianischen Periode.

Und dazu paßten die Ardennen, wie ich sie kennen gelernt, diese schroffen Felsufer, diese tiefen Klüfte, das rieselnde Regenwetter, ein beschwerliches Wanderleben des Krieges ohne Krieg und Frieden, die Ungewißheit unserer Bestimmung. Auch die Einsamkeit. Es war hier, und ist jetzt gewiß auch viel Leben, nur nicht das, was wir poetisch nennen; aber die Hämmer und Eisenwerke und Mühlräder standen größtentheils während der Invasion und der Belagerung der Festungen still.

Aber ein Waldgebirge kann keinen ganz düstern, menschenfeindlichen Eindruck hervorbringen, wenn ein großer lebendiger Fluß es durchströmt. Die Maasufer sind schön mit ihren grau, starr anstrebenden Felskuppen, von Wald

gekrönt, von Buschwerk durchschlungen; und in den Biegungen, eingeklemmt zwischen Felswand und Fluß, liebliche Dörfer, alterthümliche Städte, Landhäuser und Schlösser. Die verwitterten Burgen des Rheins sah ich freilich nicht auf den Felskuppen über den Fluß ragen. Aber wo sich die Ufer erweiterten, blickte uns manches altherwürdige Feudalschloß an; es hatte mit der Zeit fortgelebt, wie der belgische Adel, der durch so viele furchtbare Gewitterstürme sich leidlich wohl in der Anerkennung des Volkes erhalten hat. Man renovirte dies und jenes, man fügte sich in das Unvermeidliche, und die Stürme gingen über die stolzen Häupter vorüber, die sich etwas niedergeduckt, um sich desto stolzer wieder aufzurichten. Daher wurden auch ihre Schlösser keine Ruinen.

Am erhabensten erweitern sich die Maasufer bei der Gränzfestung Givet, mit ihren Felsen castellen zu beiden Seiten des Flusses, dem Charlemont links und rechts dem Mont d'or. Es war ein entzückender Anblick, diese malerisch aufeinander gethürmten Felsmassen, zu beiden Seiten des hellen Wasserspiegels, und auf ihrer Höhe die alten, verwitterten, moosbedeckten Mauern. Ich wünschte, wenn ich Abends auf einer Höhe stand, ein Maler zu sein, um das Schauspiel zu fesseln, wenn die Felsen violett sich färbten, die Bergspitzen, Thürme und Binnen in Goldroth glühten, die starren Linien der Felsmassen in die blühende Landschaft ihre Schlagschatten warfen und die Maas silberhell aus der Tiefe herausschimmerte. Dieser Eindruck blieb durch lange Jahre in mir lebendig; aber ich sagte mir doch, daß ich mich getäuscht finden würde, wenn der Zufall mich wieder herführen sollte; ich habe damals mit den Augen

eines Knaben gesehen, und die Felsen, die Mauern, die Stadt zu Füßen mit ihrer Brücke, würden mir dann klein, die Landschaft gewöhnlich vorkommen. Vierzehn Jahr später, als ich auf der Rückkehr von Paris Givet und die Umgegend wieder aufsuchte und einen Tag darauf verwandte, den Ort, wo unser Lager gestanden, die Vorposten, die verschlungenen Gänge, auf denen unsere Patrouillen streiften, wieder aufzusuchen, fand ich indeß Alles wieder; mancher lange Weg war freilich jetzt kurz geworden, weil man nicht mehr Krümmungen und Schluchten zu suchen brauchte, die vor den Augen der Wachtposten auf den Wällen Schutz boten, weil man über bequeme Brücken gehn konnte, wo wir über Bäche sprangen. Aber der Totaleindruck war hinreißend, überraschend. Ein majestätisches, weit ausgebreitetes Fels-, Wald- und Flußtheater, mit allem Licht, mit aller Dunkelheit, und allen Tinten, die beide verschmolzen, und zum Schmuck des landschaftlichen Characters die behaglich eingeschachtelte Stadt in der Tiefe und oben, wie damals, unerweitert, unverändert, die verwitterten graubraunen Mauern. Aber die Werke von Menschenhand bleiben doch nur kleine Aufsätze auf dem großen, schönen Naturcharakter.

So der Eindruck vierzehn Jahr nachher. Seitdem sind wieder sechszehn Jahr verstrichen; wer bürgt mir dafür, daß nun nicht auch Veränderungen vorgingen, nicht an den Ufern der Maas, jenes entfernten Winkels, wo kaum ein Reisender hin sich verirrt, aber in mir selbst; verbürgt mir, daß ich mich nicht jetzt wieder verwundern würde, wie ich zwei Mal eine Gegend so schön und reizend habe finden können, die den

Vergleich mit zu vielen andern Gegenden, die ich seitdem besucht, nicht aushält!

Was ich gelitten, was ich entbehrt, ausgestanden habe mitten in diesem romantischen Irrgarten von Felsen, Schluchten, Wäldern, Giesbächen und Ruinen, das ist die Er rungenschaft, die im Alter bleibt. Wenn ich auch wieder auf die Fels Spitze träte, die über die Maas gebeugt ist, und vergebens das Abendroth beschwörte, den Zauber von damals über die Gegend auszubreiten, wenn ein grauer Nebel der Gewöhnlichkeit sich darüber hinlagerte, Blitze würden doch hindurch zucken, die nur Scenen, Momente zeigten, bei denen die Seele auflacht. Es war ja die erste Romantik der Jugend! Ich sehe vor mir dieses Lagerleben, mit seinen Entbehrungen und Freuden, mit seiner Strenge und Freiheit, mit seinem bunten Wechsel und seiner Monotonie. Ich höre einen bangen Seufzer einer halb kindischen Verzweiflung über die Beschwerden, das geisttödtende Einerlei, über die trübe Aussicht, weil unsere Fernsicht nicht über das Nächste hinausging; und ich höre auch die ausgelassenen Laute der Freude über Dinge, Schauspiele, Ueberraschungen, von denen ich heute nicht begreife, wie einer sich darüber so ungemein freuen konnte. Ein vollständig organisirtes Lagerleben war es, dürftig, wie die Umstände es mit sich führten, voller Wechsel und Strapazen, da der Dienst überaus beschwerlich war und doch so bewegt, so reich an Erscheinungen und so dauernd, so unendlich lange dauernd und langweilig, daß wir uns der kindischen Furcht hingeben konnten, es werde immer dauern. Wir maßen nicht nach Ellen, wir maßen nach Spannen. Ich habe schon so viel

in dem vorigen Aufsatz von dem Kleinleben in Felslagern erzählt, daß ich Wiederholungen fürchten muß, wenn ich auch das von Givet schildere, und doch waren es nur flüchtige Vorläufer einer wirklichen Existenz. Das Federstäubchen im Sonnenschein hat für Den Werth, der einmal im Sonnenschein lag und seinen zitternden Flug mit seinen Gedankenspielen verfolgte. Ich will nicht alle diese Stäubchen sammeln, nur einzelne Momente, besonders helle, besonders dunkle; wer über meinen Sammlerfleiß lächelt, eile darüber hinweg, ich weiß doch Viele, die mir gern folgen.

Die starren Felsmassen des Montd'or auf dem rechten Maasufer werden von niedrigen Höhen und Felsen durch eine Schlucht getrennt, die jetzt nur ein kleiner Bach durchstickert, welcher sein spärliches Wasser dem Flusse zuführt. Er war dicht umwuchert von Eichen, Birken und wildem Gesträuch, aber mehr als die Vegetation mochten unsere Schöpfeimer, unsere Pferde, und unsere Wäschereien an seinem Wasser zehren. Die Forelle, wenn es dergleichen gegeben, hätte nicht mehr Spielraum gefunden, kein Bette tief genug, um bis zu den Quellen zu springen. Stellenweis schien der Bach in den Abendstunden gänzlich erschöpft, und man stürzte des Morgens hinzu, um unter den ersten zu sein, welche von der angesammelten frischen Nachtfluth schöpften. Der kleine Bach mußte ein großes Belagerungsheer versorgen! Er windet sich durch die Felsmassen in vielen Krümmungen hier an nackten Wänden hin, dort hat er fruchtbares Erdreich weithin ausgespült, und in einem solchen Felskessel war das Hauptlager auf diesem Maasufer aufgeschlagen. Die Schlucht lernten wir durch das

Gefühl mehr, als durch das Gesicht kennen, sie war der nächste Weg nach unsern Vorposten, konnte aber mit Sicherheit nur im Dunkel passirt werden. Ließen die Vorposten sich am Tage überraschen, oder sollte die Ablösung und Verstärkung früh ausrücken, so mußten wir einen vielstündigen Umweg durch die zerrissenen Gebirge machen.

Auf diesem Schluchtwege erreichten die Maroden, welche auf dem gastlichen Landwehrposten in der Nacht, den ich im vorigen Aufsatze schilderte, zurück geblieben waren, am frühen Morgen das Lager. Der Anblick war nicht tröstlich. Im düstern Felsenkessel auf einer bruchigten Wiese lagen unsere Kameraden hingestreckt. Selbst die Wachtposten schienen, die Büchse im Arm, schlaftrunken zu taumeln; es war der Anstrengung auf dem vorigen Tagesmarsche zu viel gewesen. Ein feiner Staubregen rieselte auf die im Freien schlafenden nieder. Die Dünste der Brüche stiegen auf, die Wachtfeuer flackerten nur noch, ohne Wärme zu verbreiten. Ich erinnere mich, daß am Abende dieses Tages die Geisteskräfte eines unserer Kameraden dem Andrang physischer Widerwärtigkeiten erlagen. Er hatte den Tag über stumm vor sich hingebütet; am Abende gab er wunderliche Töne, zwischen Lachen und Weinen, von sich, und wollte mit lautem Aufschrei plötzlich ins Feuer springen. Der Unglückliche wurde als geistesverwirrt ins Lazareth gebracht. Der großen, täglichen Anstrengung, der Bewegung in der freien Bergluft verdanken wir, daß der ungesunde Aufenthalt in diesem Felsenthal nicht schädlicher auf unsere jugendlichen Constitutionen eingewirkt hatte.

Der drei—vierstündige Schlaf auf dem Vorposten hatte nach dem vortägigen Marsche unsere Kräfte nicht zurückgegeben. Wir sanken ohne Gruß und Bewillkommnung neben unsere Kameraden hin, und träumten wahrscheinlich vom Schlaf, als das Horn schmetterte und man uns gewaltsam weckte. Es war kein Feind da, aber die im Kriege so nöthige ökonomische Sorge durfte unser Lager uns nicht gönnen. Es war von den zuerst Angekommenen schnell requirirtes Heu. Heu ziemte sich für Pferde, nicht für Menschen. Wir mußten nicht allein selbst aufstehen, sondern das Heu zusammenraffen, binden und nach den Böden zurücktragen, für — eine Anweisung auf Stroh, welches aber so spärlich ankam, daß wir auch vor Givet einige Tage in Hütten ohne Obdach liegen mußten, und vom Himmel goß es drei Tage lang.

Aber auch zu Hütten, wie unsere, gehören Pfosten, Sparren, Stäbe. Von Latten, Brettern, Holz, war nichts geliefert. Man wies uns auf die Felsen umher. Dort holt Euch, was Ihr braucht. Steile Felsen, achtzig bis hundert Fuß hoch, vielleicht auch noch höher, mußten wir hinanklettern, um mit unsern Hirschfängern in einem jungen Walde unsern Bedarf zu schlagen. Unsere Vorgänger hatten bereits die besten Stämme, wahrscheinlich auch mit bessern Werkzeugen, gefällt, uns blieb der junge, krüppelichte Aufwuchs, der unsere Klinsen schartig machte, und unsere Hütten krumm und schief. Wir waren darauf angewiesen, den Robinson noch einmal praktisch zu studiren. Wäre es nur mit der sauern Arbeit gethan gewesen; aber nachdem das Bauholz nothdürftig gefällt war, waren wir genöthigt, uns auf demselben Wege

Tag um Tag auch unser Brennholz zu holen. Der mächtigste Zwang war da — der Hunger.

Stroh, Holz, ein Obdach und selbst die Lebensmittel fehlten in den ersten Tagen. Da erinnerte ich mich eines Schazes, den ich von Berlin in meinem Tornister unberührt bis an die Ufer der Maas getragen, und er erquickte mich und einige Cameraden, ein Stück Tafelbouillon, welches uns eine kräftige Brühe und — Muth für das Weitere gab. Ob ich durch diese frühen Strapazen den Kern zu einer spätern Gesundheit legte, laß ich dahin gestellt, aber die Schule war in anderer Beziehung von Segen. Den Muth, der aus dem Geringfügigsten wieder erwächst, der, nach der tiefsten Niedergeschlagenheit, die Nerven wieder stählt und die ganze, lange Plage hinter uns, unter der der Geist zu erliegen drohte, im Augenblick vergessen machte, möchte ich aus dieser frühen und ungewohnten Lebensschule herschreiben. Im Uebrigen machte sich das Feldlager mit der Zeit erträglicher. Zwar hatte ich das Unglück, zu einer Corporalschaft zu gehören, welche wenig oder gar keine architectonische Studien gemacht hatte — ein Fehler, den ich in späteren Lebensjahren, wieder zu meinem Schaden gut zu machen suchte — und unsere Hütte war und blieb die schlechteste und unbequemste, aber außer der Hütte ward es bunt und lustig im Lager, und mancher Comfort, an dem man am wenigsten denken sollen, stellte sich unerwartet ein. Hatte der Regen durch unser Dach einen Eingang gefunden, oder, was schlimmer war, kam er von den höher gelegenen Theilen des Lagers und fand von unten einen Eingang, unser Lagerstroh durchnässend, so brannten dafür

hundert Feuer im Lager, um sich daran am Morgen zu wärmen. Aus allen vier Winden waren Marktender gekommen, Deutsche und Französische, und hatten ihre Buden aufgeschlagen. Ich fand es bequemer, in einer derselben meinen Kaffee zu trinken, als Holz vom Felsen zu holen, Wasser vom Brunnen und eine Stunde lang eine Suppe zu kochen. Hier gab es Unterhaltung, etwas von Politik, etwas von Aesthetik, selbst ein Blatt der Bossischen Zeitung hatte sich dahin verirrt. Eines Morgens fand ich unter denjenigen meiner Cameraden über deren ästhetisch theatralische Bildung ich voriges Jahr gesprochen, eine allgemeine Betrübniß. Todt! Auch sie todt! — Wer? — Die Bethmann-Unzelmann. Die Nachricht lief durch unsere Reihen. Wer hatte nicht wenigstens ihren berühmten Namen gehört. Diesen Zoll der Theilnahme aus einer düstern Ardennenschlucht hatten ihre Verehrer in Berlin schwerlich erwartet.

Aber wichtiger war die Nachricht, die wenigstens in jeder Woche ein Mal auftauchte, es ist Ordre gekommen, wir marschiren nach Paris. Paris war genügend besetzt, hier bedurfte man unser. Es war nur die Sehnsucht, aus unserer drückenden Lage loszukommen, ein Wunsch, der zum Gerücht so leicht sich gestaltet. Daß er fehlgeschlug, daran waren wir gewöhnt, wir erwarteten es nicht anders. Aber diese immer von Neuem auftauchende Hoffnung gehörte dazu, uns mit unserm Loose zu versöhnen.

Ich könnte mich verlieren in die Robinsonaden unseres Küchenlebens. Dort habe ich Studien gemacht, ohne Magdeburger, ohne Scheibelsches Kochbuch, wie man das Fleisch

sanft aufwallen läßt, wie man vor dem Ueberkochen sich wahrt, wie man abschäumt, in welchen Momenten man Wasser zugießt, um das Einkochen zu verhindern, wie man das Feuer in sanfter Gluth erhält, nicht zu schwach, nicht zu stark. Fleisch, Salz, Mehl, Reis, Speck, Erbsen, fanden sich bald in der nöthigsten Fülle ein, und Milch, Eier, Butter, Zucker kamen als Handelsartikel auf den Markt. Es war die Uebergangsperiode im Jünglingsleben, wo man den Werth des Fleisches schätzen und den Milch- und Mehlspeisen vorziehen lernt. An ernstern Ermahnungen ließen es einige Cameraaden nicht fehlen: Milchspeisen kitzeln nur den Gaumen, geben aber nicht Kraft und Saft, um die Strapazen zu ertragen; das Fleisch, wenn es dir auch nicht schmeckt, verschafft dir die Kraft, das zu ertragen, was dir unerträglich dünkt. — Und ich fügte mich, und erkannte die Bedeutung des Fleisches. Selbst Beefsteak muß ich, ohne den damals in Deutschland kaum gekannten Namen zu wissen, zu bereiten gelernt haben; denn in meinem Tagebuch steht: „auch brieten wir Rindfleisch, ohne es vorher gekocht zu haben, in unsern Feldgeschirren.“ Als wesentliches Ingrediens kommt dabei die Zwiebel vor.

An wahrhaft kräftiger Speise fehlte es also nicht, um die Anstrengungen des Dienstes zu überstehen, aber — so ist der Mensch — und plötzlich im Vollgenuß der nöthigsten und besten, stieg die Sehnsucht in mir und meinen Reifecameraden nach einem heimathlichen, nach einem idyllischen Gerichte der guten alten deutschen Zeit auf, nach — Birnen und Klößen. Birnen und Klöße in Frankreich zu essen, welches nicht

einmal den Namen dieser gemüthlichen Speise kannte, war doch ein entzückender Gedanke! Klöße konnten wir täglich bereiten, und thaten es. Dazu bedurfte es, nach unserer damaligen Ansicht, nur des Mehles und der Butter, die man gehörig gemischt, in kochendes Wasser oder in die kochende Fleischbrühe warf. Auf dem Erfahrungswege — denn, wie gesagt, bei unserer Koch-, wie bei unserer Baukunst, hatten wir mit der Theorie nichts zu schaffen — hatten wir die Entdeckung gemacht, daß das Mehl im Wasser quillt, und beim ersten Versuche zu unserm Erstaunen gesehen, daß die hinein geworfene Masse sich weit über das Niveau des Kessels erhob. Wir waren keine Geologen und Mineralogen, um etwa daraus Schlüsse auf die Hebungstheorie der Berge zu ziehen, aber den Schluß zogen wir doch, daß man weniger Mehl brauche, um viel Klöße zu erzielen, was für uns von großem praktischen Werth war. Aber die Birnen, das Backobst, fehlte, und war im Lager nicht zu beschaffen. Wir wollten nun ein Mal Birnen und Klöße essen, koste es, was es wolle, und sahen uns nach einem Surrogat für die ersteren um. Einige Kameraden hatten uns von der Fülle von Brombeeren erzählt, die sie bei einem Streifzuge in einer entfernten Gebirgsschlucht angetroffen. Die Brombeeren hatten für mich einen großen Werth, erstens, weil ich sie gern aß, und zweitens, Falstaffs wegen, den ich schon kannte; aber noch hatte ich sie nirgend in der Fülle angetroffen, wie sie zu Falstaffs Zeit in England gewachsen sein müssen, daß er Gründe für so wohlfeil als Brombeeren erklären konnte. Wir gingen die französischen Marktleute an, Brombeeren zu pflücken und zu Markt zu

bringen. Sie lachten uns aber geradezu aus; die seien zu schlecht und werthlos, um sich die Mühe ihretwegen zu nehmen. Dadurch stieg nun unser Verlangen um so mehr.

Die Schlucht war entfernt, in einem abgelegenen Theile des Gebirgs. Urlaub zu erhalten, daran war in der Zeit nicht zu denken, am wenigstens, wenn wir unsern Grund angaben. Aber das Verlangen, die Sehnsucht, stieg mit jedem Tage. Wieder war Einer von einem Streifzuge zurückgekommen, es war ein heißer Tag gewesen, und er konnte uns nicht genug erzählen, wie er seinen Durst in den Brombeeren der Zauberschlucht gelöscht. So dick ständen sie, daß man sie mit den Händen abstreifen könne. Nun war nicht länger zu widerstehen. Wir hatten an dem Tage keinen Dienst, erst am Abend war Appell. Bis dahin, wenn wir uns früh auf den Weg machten, mußten wir zurück sein; gute Freunde versprachen, für Ausreden zu sorgen, wenn inzwischen etwas vorkiele. Wir konnten nach Holz uns in die Berge verstiegen haben, auch zur Wäsche ausgegangen sein. Denn auch dies Geschäft erlernten wir in diesem Lager. Man warf sein Hemde in den Bach, rieb es etwas mit den Händen, auch mit Sand und Erde, warf es dann wieder hinein, ließ es von den Wellen lustig aufschwellen in allerhand lustigen Gestalten, zog es dann heraus und rang es mit einem Kameraden aus. Dann ward es auf einen Strauch gehängt, und wenn es trocken war, hieß es gewaschen. Das machte allerdings einige Mühe, aber auch einigen Spaß, und als Resultat fand ich, daß die Wäsche, welche die Marktetenderinnen besorgten, nicht viel besser ausfiel. Doch vergaß ich, zu sagen, daß wir zuweilen uns auch dem Luxus

hingaben, unsere Wäsche zu bügeln. Der Hirschfänger ward über dem Feuer warm angehaucht, und dann strichen wir über die Leinwand damit. Wenn diese Wäsche auch nicht gerade weiß und glatt machte, so befreite sie dieselbe doch von manchem Zuviel, dessen Schilderung ich den zarten Leserinnen ersparen will, was indessen von einem dreimonatlichen Lagerleben, in Strohütten und in dieser Gesellschaft unzertrennlich ist. Im *Simplicissimus* finden wir eine andere Operation verzeichnet, durch welche eine freundliche Bauersfrau dem Helden des Namens von diesem Uebel befreite. Sie warf seine ganze Kleidung, in einem Bündel, in den Backofen; es knisterte etwas, und in weniger als drei Minuten erhielt er seine vollständig gereinigte Wäsche zurück. Uns fehlte es an solchen Backöfen; sonst hat sich darin seit dem dreißigjährigen Kriege nichts geändert. Jeder Krieg hat seine traurigen Begleiter, und diese Lebendigen sind nicht die schlimmsten.

Im Morgennebel schlichen wir uns, das Kochgeschirr unterm Mantel, über die Berge. Die Sonne ging auf, es ward ein herrlicher Tag. Der Weg war lang und es ward ein heißer Tag. Wir erreichten gerade zur rechten Zeit die Schlucht, nicht, um uns an der Schönheit der Lage zu freuen, sondern, um unsern Durst an den Brombeeren zu stillen. Die Beschreibung war keine lügenerische gewesen. Die Bergränder starrten von schwarzglänzenden Traubenbüscheln. Wir fuhren, wir wühlten hinein. Das Kochgeschirr war in kurzer Zeit gefüllt, um in noch kürzerer wieder geleert zu sein. Wir warfen uns in die Sträucher, um zu ruhen, und ruhten, um nur wieder aufzustehen und aufs Neue uns an die Arbeit zu machen. Die

geritzten Hände und Gesichter, die aufgeschlitzten Kleider wurden nicht geachtet. Endlich war es genug; unser Durst war gestillt, unser Geschirr wieder gefüllt, die Sonne brannte nicht mehr auf unsern Scheitel, sie senkte sich schon gegen die Berggipfel und wir traten unsern Rückweg an. Aber unsere Zeitrechnung war unrichtig. Die Sonne senkte sich immer tiefer, und wie wir auch eilten, wir erreichten nicht mehr zur Appellzeit das Lager. Unsere Angst war nicht gering; denn durften wir auch nicht besorgen, als Deserteure vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, so war es doch höchst unangenehm, um einen Kessel voll Brombeeren in Arrest geschickt zu werden, oder auch nur nachererciren zu müssen, unbeschadet des Hohngelächters unserer Cameraden. Und hatten wir denn wirklich einen Kessel mit Brombeeren erobert? Der Rückweg war auch heiß und lang, und die Angst und Eil machte uns noch durstiger. Wir mußten uns immer wieder erfrischen und brachten höchstens die Hälfte unserer letzten Sammlung ins Lager.

Der Appell war vorüber, aber zwei Cameraden waren so freundlich gewesen, beim Namensaufruf, mit verstellter Stimme für uns zu antworten, und der Feldwebel noch freundlicher, in das rieselnde Gelächter mit einzustimmen und schnell zu andern Namen überzugehen. Wie hätten wir auch bei hellem Tageslicht vor der Fronte erscheinen sollen; mit zerfetzten Gesichtern, und vom Blut der Brombeeren roth gefärbt! Aber das Gericht Birnen und Klöße ward doch am folgenden Tage gekocht; denn die Erfahrung, daß die Klöße schwellen, also viel Raum einnehmen, führte uns auf den Schluß, daß der Kessel nicht ganz mit Brombeeren gefüllt

sein durfte, um Platz für jene zu gewinnen. Eine andere Erfahrung, die wir machten, war, daß Brombeeren nicht Birnen sind. Sie zergingen beim Prozeß des Kochens, und lieferten nur eine blaue Sauce, in welcher die Klöße, wenn auch nicht einen besondern Geschmack, doch eine besondere, interessante Färbung annahmen. Ich und mein Camerad glaubten doch unser Ziel erreicht zu haben, wir hatten ein Gericht Birnen und Klöße uns verschafft. Mein Camerad wird diese Erinnerung an jenes Abenteuer schwerlich lesen. Er war Theolog und verfiel nach dem Feldzuge in jene dumpfe Unthätigkeit, der sich leider, wie ich früher erzählte, so mancher Freiwillige später ergab. Man hielt ihn für einen verkommenen Menschen. Ein anderer Camerad, der später in eine glückliche, geehrte Lage versetzt wurde, nahm sich seiner in der humansten Weise an. Er führte lange Zeit ein anscheinend bewußtloses Bienenleben. Verschlossen, karg in Worten, arbeitete er, was man Besteln in Schlestern nennt. Er klebte, schnitt, ordnete in den Sammlungen, die man ihm übertrug, willig, folgsam jeder Weisung, ohne daß man einen Funken von eigenem Willen, von selbstschaffender Thätigkeit durch lange Jahre in ihm entdeckte. Da plötzlich erklärte er, es dulde ihn länger nicht in diesem Dasein, der Geist sei erwacht, er müsse den Heiden predigen, und das Heil verkünden. Mit wunderbarem Ernste warf er sich in seinem vierzigsten Jahre wieder auf die Theologie, und ist in diesem Augenblicke als Missionsprediger in Amerika thätig und geachtet.

Trotz der anscheinenden Größe des Belagerungscorps war der Dienst doch schwer. An jedem dritten Tage ward auf

Vorposten gezogen. Der romantische Sinn fand dabei volle Befriedigung, wenn wir in weiten Umwegen und in Todtenstille über Berg und Thal, Klipp auf, Klipp ab, nach dem Posten zogen. Bei den Abwechselungen, den Anweisungen, ward nur geflüstert, wir standen immer in Schußweite vom Feinde. Dann die Patrouillen, die sich bis an die äußern Schanzen der Grenzen schleichen mußten, den Hahn gespannt, den Athem angehalten, die verlornen Posten hinter einem Felsen, einem Busche, wenn viel uns fehlte, an Interessantem fehlte es nicht. Hier lagen wir in einem zerstörten Kloster, das Wachtfeuer brannte in der Mitte eines Refectoriums, und dem Rauch stand frei, ob er durch die Fenster, die Thüren oder die Mauerspaltten den Ausweg suchen wollte. Dort in einem zerstörten Landhause mit zierlichem Garten, der auf schroffen Klippen über die Maas hing, mit der entzückenden Aussicht, die ich vorhin schilderte. Hier wieder unter einer jäh überhangenden Felswand, die von dem Wachtfeuer schauerlich angeleuchtet ward; wir stumm umherstehend, oder gelagert, Gruppen, wären wir nicht so sehr uniformirt gewesen, eines Salvator Rosa würdig.

Aber die Romantik fehlte auch sonst nicht. Denke man sich die zerrissene Felsgegend im Mondenschein, der hier verhüllte und dort aufdeckte. Ein solcher Wachtposten, auf einer freien Höhe, an einem mit hohen Laubbäumen umkränzten Teiche ist mir besonders erinnerlich. Wie der Mondenstrahl in den Wipfeln über unsern Häuptern spielte — auf solchen bedeutungsvollen Posten stand man immer zu zwei — und sein Licht sich in dem Wasserspiegel zu unsern Füßen zu sam-

mein schien, während es auf die weite Umgegend nur einen Dämmererschein warf. Die Sinne waren geschärft. Wer seinem Auge nicht ganz trauen durfte, mußte sich auf sein Ohr verlassen. Wir streckten uns abwechselnd auf die Erde, um zu horchen. Ein Geräusch ließ sich von der Festungsseite her vernehmen. Noch war nichts zu sehen, aber es ward deutlicher; mit angelegten Gewehren standen wir an unsere Bäume gelehnt, bis ich mehre Gestalten um die Felssecken springen sah. Ein lautes Werda? schwebte schon auf meinen Lippen, als mein Partner, ein gedienter Soldat, mir zuflüsterte: „Nicht laut gerufen, Jäger, es können Ueberläufer sein.“ Ein Schuß aus der Festung bestätigte die Vermuthung. Die Gestalten, ohne Gewehre, näherten sich scheu. Auf ein leises Werda? folgte die ebenso unterdrückte Antwort, die jene Vermuthung zur Wahrheit machte. Dennoch konnte es eine Kriegslist sein, obgleich es nicht wahrscheinlich war, also galt es Vorsicht. Das gewöhnliche Commando erfolgte unsererseits: Ein Mann vor, die Andern kehrt! Man gehorchte, der Eine erschien und sagte uns, was wir wußten. Er ward nach dem Hauptposten escortirt und eine Patrouille holte dann die Uebrigen ab. Am Feuer unter der Felswand wurden die Ueberläufer examinirt, welche des Krieges und der Belagerung überdrüssig, die ihnen so unnöthig erschien, als uns, und in der Festung gelangweilt, sich nach den Fleischtöpfen der Heimath sehnten. Das Schauspiel wiederholte sich mehrmals in dieser Nacht, wie es schon in früheren sich ereignet hatte, und die Gruppe nächtlicher Gestalten um das Feuer gewann immer mehr Mannigfaltigkeit. Den sogenannten Ueberläufern durfte man werde

Berrath, noch Treulosigkeit oder Feigheit vorwerfen. Es waren meistens junge Recruten, die, rasch während der hundert Tage enrollirt, in die Festungen gesteckt waren. Waren sie Napoleonisten, was ich bezweifle, so war die Sache, welche ihre Commandanten angeblich verfochten, nicht mehr die Ihre. Diese hatten, wie ich schon sagte, die Fahne der Bourbonen aufgesteckt, und behaupteten, für Ludwig XVIII. ihre Festungen zu halten. Royalisten waren die armen Burschen gewiß eben so wenig, und ihnen, wie jetzt eigentlich auch uns, dünkte es sehr überflüssig, noch Krieg zu spielen, wo die Hauptfrage längst entschieden war. Truppweise wurden sie ins Hauptquartier escortirt, und mit welchem Jubel hörten sie die Verkündung ihrer Freiheit an. Ja, so überdrüssig waren sie des Soldatenseins, daß sie mit Vergnügen Alles, was daran erinnerte, für eine Kleinigkeit verkauften; ihr Szafots nicht ausgenommen, trotz der weißen Kofarde daran, und Einige unter uns waren so thörig, oder, wie nenne ich es, diese Kopfbedeckungen gegen ihre Mützen einzutauschen, weil, — ja weil man mit uns noch Soldaten spielen wollte! Das Bugen, Exerciren und Paradiren, was wir nach wie vor trieben, genügte noch nicht. Man wollte uns Freiwillige, einen Schritt vorm Ende, noch möglichst ganz in die militairischen Kamaschen Knöpfen. Davon später mehr. Einstweilen mißfiel der militairischen Orthodorie insbesondere unsere ungleiche Kopfbedeckung; die Mehrzahl trug nur mit Wachseleinwand überzogene Mützen. An Ermahnungen fehlte es nun nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um uns Szafots anzuschaffen; diese machten den Soldaten! Fast dreißig Jahr hat diese Manie gedauert,

bis endlich Geschmack, Vernunft und Gesundheitsrücksichten gesiegt und die barbarisch unnütze Erfindung, ungestaltet, wahrhafte Kopfdrücker, ohne praktischen Nutzen, zu verdrängen angefangen haben. Die Initiative hat Deutschland, Preußen gemacht, aber dreißig Jahre gingen darüber hin! — Mit den monströsen, hohen Commisczakots der französischen Infanterie, die sich auf Karikaturen vortrefflich ausnehmen, sah man nun viele unserer freiwilligen Jäger paradiren!

Auch in friedlicher, wenn gleich in anderer Weise, traf ich noch ein Mal mit dem Feinde zusammen. Ich stand wieder mit einem Musketier auf einem weit vorgeschobenen Doppelposten an der Maas. An der Landstraße, näher den Wällen zu, sahen wir den vorgeschobenen feindlichen Posten, an eine Bappel gelehnt. Er machte eine Bewegung, und der Musketier forderte mich auf, auch unserer Seits eine Bewegung zu machen. Die Feinde näherten sich bis auf etwa zwanzig Schritt, aber nicht in mörderischer Absicht. Der Franzos grüßte freundlich, und mein Camerad forderte mich auf, doch mit ihm zu sprechen. Es war nicht allein das Bedürfniß der Mittheilung, sondern eine Geschäftsfache. Der Franzos fragte, ob wir Taback brächten? Morgen wolle er zwei Flaschen Branntwein schaffen. So erfuhr ich, was freilich officiell ein Geheimniß blieb, daß auf diesem Posten ein lebhafter Tauschhandel getrieben wurde, der so weit ging, daß die Unsern sich Effecten aus der Stadt bestellten, die auf dem Lande nicht zu haben waren, und auch richtig erhielten, wofür unsererseits Lebensmittel, die in der Stadt nicht zu haben waren, geliefert wurden. Sogar soll hier ein Mal ein Gewehrtausch

stattgefunden haben. Ein friedlicher und unterhaltender Verkehr zwischen den Vorposten gehört nicht zu den Seltenheiten im Kriege, daß man aber auch Waffen tauscht, mochte an die homerischen Zeiten erinnern.

Ein Schuß aus der Festung trieb uns auseinander. Jeder der beiden Posten eilte, im Schatten der Bappeln, auf seinen Platz zurück. Der Schuß galt uns indessen nicht. Jenseits der Maas hatte ein Trupp Hessen, die zum Belagerungscorps gehörten, ich weiß nicht mehr, in welcher Absicht, sich den Außenwerken zu sehr genähert. Die Belagerten protestirten von ihren Schanzen dagegen. Es war ein schönes Schauspiel. Die Ufer jenseits der Maas waren niedriger. Die Sonne ging unter mit ihrem Zauberglanz, die ganze reiche Gegend beleuchtend; aber das Licht, welches sie auf den Kampfplatz warf, ward noch blendender durch die schwarze Wolkenschicht, die vom Westen aus sich erhob, und die ganze Scene zu verdunkeln drohte. Die Bajonette der Hessen glänzten silbern im Thale, und Pulverwolken stiegen von der Felsencitadelle und den äußern Grenzen auf, die Wolken weiß schattirend. Noch war es zu hell, als daß der Blitz der Kanonen eine Wirkung hervorgebracht hätte, aber ihr Krachen fand einen zehnfachen Wiederhall in den Bergen. Dazu das Pfeifen der Kugeln, ihr Niederschlagen in die Erde oder ihr Einschlagen in die einzelnen Häuser. Die Kanonade dauerte bis die Hessen sich hinter die letztern zurückgezogen hatten und die Wolken den Himmel verdunkelten. Ein Krieg, zu Füßen des ruhigen Zuschauers gespielt.

Doch floß auch auf unserer Seite dann und wann Blut.

Man glaubte sich daran erinnern zu müssen, daß man im Kriege war. Eine von den Belagerten verlassene Schanze ward in der Nacht erstiegen und schnell in Vertheidigungsstand gesetzt. Den Feinden dünkte dies eine zu nahe Nachbarschaft. Sie erklärten indeß zuerst höflich durch Parlamentaire, daß wir uns geirrt haben müßten, die Schanze gehöre ihnen und nicht uns. Wir haben vermuthlich wieder erklärt, daß wir sie für eine *res derelicta* angesehen, welche dem zufällt, der sie zuerst in Besitz nimmt. Da diese Debatten zu keinem Resultat führten, kam es zu einer Kanonade, in der einiges Blut floß und Einige von den Unsern fielen; die Schanze aber wurde behauptet, doch wohl nur der Ehre wegen, denn, wenn ich mich recht entsinne, gab man sie später als unnütz auf.

An einzelnen Neckereien fehlte es nicht. Die Ablösungen sollten, wie ich sagte, im Dunkel an- und im Dunkel abziehen. Indessen traten bei den weiten, beschwerlichen Wegen häufig Verspätungen ein. Man war dann zu noch größeren Umwegen gezwungen, und konnte es doch nicht immer vermeiden, einen Fleck, einen Weg zu passiren, wo man uns von den Wällen aus sehen und beschießen konnte. Es geschah schnell und geräuschlos, und die Feinde fanden selten Anlaß, uns zu beunruhigen. Aber ein dreister Jäger, der Spaßmacher der Compagnie, fand sich einst, vom Muthwillen getrieben, als die Patrouille rasch von einem Waldende zum andern über die Straße geflogen war, allein zurück zu bleiben und den Wachtposten auf dem Walle diejenige höhnische Bewegung zu machen, welche dem Ausdruck im Götz von Berlichingen entspricht, der nur in der ersten Auflage zum Abdruck gekom-

men ist. Solche Beleidigung konnte nicht ungerächt bleiben. Noch im Augenblick der Handlung fiel ein Musketenschuß, und eine Kugel fuhr dem Spasmmacher in den Theil des Körpers, den er gut genug für den Feind hielt. Er mußte fortgetragen werden, und büßte im Lazareth seinen Muthwillen bis zu dem Augenblick, wo man, nach dem geschlossenen Frieden, seiner Dienste nicht mehr bedurfte. Das Lazareth galt als eine harte Strafe.

Romantik, wo ich hinblicke, romantisches! Oder, ist es das nicht, wenn Soldaten unter dem Befehl, dem unmittelbaren Commando eines Weibes stehen! Kommt es uns nicht wie ein Märchen aus dem Fabelreiche vor, wenn wir der Mädchen, Frauen gedenken, die, vom allgemeinen Feuer der Begeisterung ergriffen, sich Männerkleider anlegten und als Freiwillige muthig eintraten, muthig ausdauernten! Es sind nicht abzuleugnende, historische Thatsachen. Die Prohaska fiel in der lützowschen Freischaar auf dem Felde der Ehren, und erst in ihrem Blute schwimmend, bekannte sie mit Erröthen das Geheimniß, was nicht länger zu verbergen war. Andere kehrten, nach dem Feldzuge, in ihre Familienkreise sitzsam zurück. Im Jahre 1815 ist mir nicht bekannt, daß ein Weib unter den Freiwilligen eingetreten wäre. Aber eine wenigstens, die im großen Feldzuge gedient, sich ausgezeichnet und Ruhm erworben hatte, diente noch, oder war doch beim Ausbruch dieses Krieges wieder eingetreten, gewiß eine Freiwillige, aber nicht in der Schaar der Freiwilligen, sie war — Unterofficier unter den Grenadieren und trug das eiserne Kreuz auf der Brust!

Die Zeitungen haben den Ruhm der Unterofficier-Jungfrau Krüger verkündet; sie ward gefeiert, besun-

gen, beschenkt. Nach diesem zweiten Feldzuge heirathete sie einen andern Unterofficier, und die Hochzeit zu einer Ehe, aus der man ein Geschlecht von Heldensohnen erwartete, wurde in Berlin unter den Auspicien höchster Gunst gefeiert. Eine der edelsten und zartesten Fürstinnen, welche damals in Preußen an der Spitze der patriotischen Bewegungen im ritterlichen Sinne stand, beehrte sie, entweder mit ihrer Gegenwart, oder war doch die huldreiche Gönnerin, welche die Gaben für die Heldenjungfrau spendete und weihte. Ob die Hoffnung in Erfüllung ging und diese Ehe Helden ins Leben gerufen, weiß ich nicht; die Zeit war nicht dazu geeignet, daß Helden sich zeigen konnten. Beim Regimente sah man indessen die Sache anders an, als in Berlin. Der romantische Duft fehlte hier durchaus, und man betrachtete den jungfräulichen Unterofficier eher wie eine Abnormität und Last, die zu tragen, man nun einmal gezwungen ward. Wenn man sich fragte, warum die Jungfrau noch immer Unterofficier war, da 1815 so viel Männer beisammen waren, daß es der Waffenergreifung von Frauen zum Besten des Vaterlandes wirklich nicht bedurfte, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß nicht die Begeisterung, sondern die Lust am umstreichenden Soldatenleben sie angetrieben. Auch ward diese Vermuthung nicht verschreckt, wenn man sie mit den Soldaten plaudern, scherzen, singen, zechen und bei solchen Vergnügungen sah, die Männer in der Regel allein aufsuchen. Sie war immer lustig und guter Dinge, aber unsere ältern Officiere hörte ich oft fluchen: Eine Schande, solcher Schürze einen Posten anvertrauen zu müssen! Einmal hatte auch ich die Bestimmung, unter ihrem

Commando auf Wache zu ziehen. Sie war keine unangenehme Erscheinung, aber von dem „ewig Weiblichen“ ließ sich unter dem Commisrock wenig verspüren.

„C'etait la Landiwer,“ sagte uns der Wirth in einem der Dörfer um Givet, die ich 1829 aufsuchte, um die Schauplätze unseres Kriegerlebens mir wieder anzusehen. Die Landwehr war es, sagte er beschönigend, als er über die furchtbaren Verwüstungen der Umgegend während der Belagerung klagte, und ich mich als einen damaligen Belagerer aus dem Jägercorps verrathen hatte. „Die Jäger waren junge gentile Leute.“ Ach, wir waren, wenn nicht ganz, doch beinah so schlimm, als die andern. Die Zerstörungswuth muß ansteckend sein. Wie zerschlugen wir, wie rissen wir nieder, oft aus bloßem Muthwillen, aus der Vorstellung, es müsse so im Kriege sein. Freilich geschah es immer nur in verlassenen Häusern und Orten, gleichsam zur Strafe dafür, daß ihre Bewohner sie ver- und uns nur die nackten Wände zurückgelassen hatten; aber es kommt mir vor, als wäre derselbe Trieb dabei thätig gewesen, der die Schulknaben antreibt, mit ihren Messern die Fische und Bänke zu zerschneiden. Erobern wollte man freilich auch, Beute machen. In jenem zerstörten Kloster, wo ich die erste Nacht vor Givet zubrachte, war ein kleines Thürmchen, auf dessen Dache eine Wetterfahne stand. Was gab man sich nicht Mühe, sie abzubrechen. Das verrostete Eisen, das Stückchen Blech war höchstens einige Sous werth, aber es ward zur Ehrensache für jede Wache, die hier aufzog, sich an die Arbeit des Abbrechens zu machen. Mit Lebensgefahr sah ich Landwehrleute auf das Dach klettern und hämmern, feilen,

rütteln, aber die Stange wich nicht. Jede abziehende Wache hinterließ der sie ablösenden das weiter geführte Werk mit Neid, denn nun ward die Arbeit doch immer leichter, und am Ende gewann der den Lohn, der am wenigsten dafür gethan hatte. Doch will ich nicht behaupten, daß man wirklich zu dem Resultate kam; ich glaube vielmehr, daß, als wir von Givet abzogen, die alte Wetterfahne noch immer auf dem Thurme unser spottete. Der schöne Garten an der Maas, die entzückende Aussicht, flößte meinen Kameraden keinen pietätvollen Respect für das Landhaus ein. Die Tische und Bänke, die Fensterläden und Thürflügel wurden unbarmherzig zerschlagen zu Wacht- und Kochfeuern. In einem Dorfe, ich glaube Fromlianes, stand ein alterthümliches großes Herrenhaus, verlassen und-verwüstet. Der industrielle Trieb einiger rohen Gefellen führte sie auf das Dach, und, um doch etwas zu erbeuten, hieben sie die bleiernen Dachrinnen mit den Hirschfängern ab. Als Niemand das Blei kaufen wollte, ward der erste beste Nachbar requirirt, der unfreiwillig, wenn gleich für ein Spottgeld, etwas kaufen mußte, von dem er gar nicht begriff, wie die Soldaten zum Rechte kämen, es zu verkaufen. Jeder Krieg hat sein bestialisches Gefolge. Unsere Soldaten waren bei den Franzosen in die Schule gegangen, wenn sie auch das Gelernte etwas plumper und barocker dann und wann anwandten.

Der August verging, es war schon tief im September. Die Tage wurden kürzer, die Märsche, die Arbeit, die Stunden auf den Wachtposten blieben dieselben. Und die kalten Nächte auf Vorposten, auf den Vorposten, wo nur ein Mal,

oder gar nicht während der Nacht abgelöst wurde! Auch im Lager selbst wurden diese Nächte sehr unbehaglich, besonders in unseren dünnen, schlecht verwahrten Hütten, in abgeriebenen, dünnen Uniformen und Mänteln. Man schichtete sich auf einander, um sich zu erwärmen. Und doch war die Kälte besser, als das Regenwetter, welche= darauf eintrat. Doppelt beschwerlich wurden die langen Märsche nach und von den Vorposten, doppelt so lang auf den abschüssigen Hohlwegen, in den morastigen Tiefen. Wir kamen gewöhnlich erst um Mitternacht zurück; einst im furchtbaren Platzregen. Daß wir selbst bis auf die Haut durchnäßt kamen, war das geringere Uebel; unser Lager aber schwamm uns fast buchstäblich entgegen. In dem Felsenkessel hatten sich die Wolken zu einem Wolkenbruch gesackt, und Bäche, Ströme, Fluthen kamen durch unsere Zelte mit dem Lagerstroh, unsern Habseligkeiten und Vorräthen auf uns zu. Wir mußten über den angeschwollenen Bach springen, um zu retten, was zu retten war. Und welche Nacht, welch ein Morgen! Ein ander Mal riß uns der Auf: Feuer! von unsern Kochkesseln, wo wir die Abendsuppe bereiteten. Eine Hütte brannte, mehre andre fing Feuer. Man denke sich ein großes Lager von Strohhütten, ziemlich dicht aneinander, in einem Felsenthale, ein Windzug und eine Feuersbrunst! Alles war auf den Beinen, um zu greifen, retten, was zu retten war. Die Hörner schmetterten. Zuerst die geladenen Büchsen! Die Feuer aus! Die Lichter aus. Man stieß, drängte, trug ins Freie und rannte gegeneinander; die Verwirrung war groß. Die Magdeburger Landwehr schlug mit Kolben drein, und ihrer raschen Thätig-

feit gelang es, die brennenden Hütten niederzuwerfen und das Feuer zu dämpfen. In drei Hütten, welche den Jägern einer andern Compagnie gehörten, waren alle Habseligkeiten derselben verbrannt.

Sechs Wochen schon in diesem Zustande und noch keine Aussicht auf Erlösung. Givet sollte bombardirt werden, aber ein Tag verstrich um den andern. Es sollte Friede sein; aber keine Taube mit dem Olivenzweig kam über die Berge geflogen. Da hieß es, Napoleon ist den Engländern entflohen und nach Amerika entkommen. Der Krieg bricht wieder an, er wird ein anderer, man behält uns zurück, es wird wenigstens ein Stammcorps der freiwilligen Jäger errichtet, wo die Jäger bleiben, aber die Freiwilligkeit aufhört. Es hätte mich nicht gewundert, wenn unsere Phantasie in dem dunstigen Felsenkessel noch thörichtere Hirngespinnste zu Tage gebracht hätte. Die Strapazen ließen keinen freien Gedankenproceß zu; und die Gedanken, die sich entwickelten, wurden von dem ewigen Einerlei, von dem trüben Herbsthimmel beherrscht. Das eine Gefühl, was uns klar wurde, war, wir sind nur noch Maschinen, unsere militairische Dressur erinnerte uns täglich daran, und der lebhafteste Wunsch war — nicht nach Ruhm und Kriegsthaten, diese Aussicht war vorüber, wir spielten ja nur noch Krieg — es war kein anderer, als einmal doch in ein Quartier zu kommen.

Nun doch schien er erreicht! Das Bombardement fand nicht statt, die Stadt Givet ergab sich. Wir rückten ein; welches Wonnegefühl, den Preis unserer Ausdauer mit Augen zu sehen! Eine wohlerhaltene Stadt, klein, aber uns kam sie

so groß, so wunderbar vor. Kaum wird Paris einem Kleinstädter anders erscheinen, ob wir doch Alle aus größern Städten, zum Theil selbst aus Berlin kamen; aber das Lager in den Felsen mußte magisch auf unsere Sinne gewirkt haben. Wie fest die Häuser waren, wie regelmäßig die Thüren und Fenster, wie breit die Straßen, wie majestätisch die Brücke, der Markt, die herrlichen Kaufläden, die Cafés und Restaurationen; gewiß ein Klein-Paris! Wie mußte ich lächeln über jene Erinnerung, als ich 1829 diese sehr unbedeutende Landstadt wieder sah, die in ihren städtischen Einrichtungen nicht einmal, wie so manche Andere, den Anspruch macht, dem stolzen Paris gleichen zu wollen. Nur etwas erschien mir auch damals grandios, die himmelhohen, die Stadt überragenden Felsen der Citadelle und ihre Mauern. Die Schildwachen darauf konnten uns in den Straßen mit Kieselsteinen tödten.

Givet, die Stadt und Festung, war übergeben, aber die Citadelle Charlemont, wohin sich der Gouverneur mit der Garnison zurückgezogen, blieb unerobert und ließ das drapeau blanc auf ihren Mauern stolz flattern. Was hatten wir für uns erobert? Das Vergnügen, mit Sack und Pack in die eroberte Stadt einzuziehen, Parade zu machen, und matt und hungrig am Abende in unser Lager zurück zu marschiren. Die Citadelle ward nun an der Stelle der Stadt belagert, und Alles blieb beim Alten. Wir mußten puzen, exerciren, paradiren, auf Wache und auf Vorposten ziehen. Nur durch besondere Gunst ward Einzelnen die Erlaubniß, auf Urlaub sich in die Stadt zu begeben, um dort sich zu erholen, oder

Ankäufe zur nöthigsten Reparatur ihrer Kleidungsstücke zu machen.

Endlich nahte die Erlösung. Die Bergfestung ward nach wie vor belagert, aber am 23. September ward uns der Paradebefehl verlesen, daß unsere Brigade abziehen und Cantonirungsquartiere zwischen den Städten Rocroy und Bervins beziehen solle. Noch Cantonirungen, und doch ward uns zugleich verkündet, daß der Friede abgeschlossen sei. Warum nicht gleich zurück?

In der Nacht zum 26. September schlug endlich die Stunde der wirklichen Erlösung. Es war eine regnerische, stoßfinstre Nacht, als um 3 Uhr die Hornisten uns weckten. Um 4 Uhr sollte aufgebrochen werden; in solcher Dunkelheit, in diesem Wetter sollten wir den Felsen und Schlünden Lebewohl sagen, in denen wir ein und einen halben Monat verzaubert waren. Das Verlangen wurde laut: sehen mußten wir doch noch ein Mal den Ort. Eine wahnsinnige Lust schien sich der Freiwilligen zu bemächtigen. Licht! Feuer! rief es. Von allen Seiten trug man Stangen, Bretter herbei, die uns als Tische und Bänke gedient, und die früher, im Schweiß unseres Angesichts, meilenweit herbeigeschleppt worden; alles auf einen Haufen. Es ward angezündet. Wir wollten sehen und uns wärmen und dem Wetter trotzen. Die Feuer loderten, die Flamme wirbelte auf, der Regen verlor seine Macht vor solcher Gluth. Unser Aller bemächtigte sich eine wahre Raserei. Wir rissen unsere Hütten nieder, wir rüttelten an den Pfählen, alles was fest stand, mußte heraus, und manche Cameradschaft trug ihr ganzes festes Haus, wie es da

war, und das ihnen sechs Wochen lang Schutz und Wärme gegeben, in die Flammen. Es war ein wilder, furchtbar schöner Anblick, die nackten Felsen ringsum von der hellen Gluth angeröthet, und der Flammenschein stieg in den Himmel, daß man in der Citadelle die Lärmtrommel rührte. Man billigte, soweit ich mich entsinne, diesen Akt unserer freiwilligen Freude nicht; aber die Inhibitionen aus dem Hauptquartier kamen zu spät.

Wie oft ich die Maas passirt, kann ich mich nicht mehr entsinnen. Außer der Spree, die Berlin scheidet, giebt es indeß keinen Fluß, den ich von Rechtswegen so genau kennen mußte, von Lüttich hinauf bis beinahe Verdun. Denn obgleich Friede war, und wir nur Freiwillige für den Krieg, behielt man uns nicht allein noch Monate lang im Dienst und in Frankreich, sondern schob uns aus einer Cantonirung in die andere, immer die Maasufer hinauf, bis wir endlich im Flecken Dun, einige Meilen von Verdun entfernt, den südlichsten Punkt erreicht hatten, um nachher noch ein Mal das Vergnügen zu haben, wieder in nördlicher Richtung bis über Givet hinaus zurück zu marschiren.

Wir waren vom Lagerleben erlöst, aber nur, um ein neues, beschwerlicheres Wanderleben anzutreten. Es hatte viele Tage lang geregnet, und regnete immer fort, wie im Englischen Liede. Die Wege waren furchtbar, und es war nicht märkischer Sand! Wir waren schon bis an die Knie im Roth der Hohlwege gewatet, als wir, südlich von Givet, über die Maas setzten, um nach Tuman zu marschiren. Ein male-

risch in die Kalkfelsen der Maas eingeklemmtes Städtchen, von mittelalterlicher Architectur; aber, todtmüde wie wir waren, von Naßkälte schauernd, mußten wir durch die freundlichen Straßen, an den gastlichen Häusern vorüber, wieder in eine Fährre uns einpferchen lassen, um jenseits, ein Paar Meilen weiter in einem elenden Dorfe endlich Quartiere zu finden, im Vergleich zu welchen unsere verbrannten Strohhütten uns noch comfortable erschienen. Der Unwille unter den Jägern war allgemein, da hier, wie es oft geschah, die Soldaten von der Linie in der Stadt selbst bleiben. Man braucht uns nicht mehr, man läßt es uns fühlen, daß wir überflüssig sind! Warum entläßt man uns dann nicht ganz und gar? Wie oft noch wiederholten sich diese Klagen! In der That entsinne ich mich aus dem ganzen Feldzuge keines schlechteren Quartiers als in diesem Dorfe Kevin, wo wir uns Alles, selbst Stroh und Brod ertrogen mußten. Die Wirthin, ein widerwärtiges Weib, gab uns indeß Anlaß zu manchen Beobachtungen. Bei jeder Forderung schrak sie zusammen, schlug die Hände über den Kopf, seufzte und — klagte. Nicht beim Capitain, wozu die französischen Bauern immer weit schneller bereit waren, als die unsern, sondern bei ihrer Heiligen! Und wer war diese Heilige? In einer Laterne auf einem Küchenschrank, die Himmelkönigin aus dem Bilderladen war an die Stelle der fehlenden Glascheibe geklebt. Die fromme Frau warf sich jedes Mal zu Füßen des Schrankes nieder und murmelte ihre unverständlichen Gebete, daß die Jungfrau die unverschämten Forderungen der Kezer gnädig abwende. Wir waren in großem Irrthum, als wir meinten, die Revolution habe mit der

Religion auch den Bigottismus und Aberglauben in Frankreich ausgetilgt. Auch in den nördlichen Provinzen fanden wir ihn nur zu oft, und in seiner crassesten Gestalt wieder.

Übermals ward am Morgen über die Maas gesetzt, in Regengüssen, und der Marsch ging über die Ardennen nach Aubenton. Diesmal sollten wir sie in ihrem finstersten Gebirgscharakter kennen lernen. Aber diese Schluchten, diese Wege und Hohlwege! Wer hatte Augen für die schauerlichen Reize dieses Gebirges, wenn er, mit dem halben Beine im Roth, Bergansteigen mußte! Wir schlugen Nebenpfade ein, um auf dem kürzesten Wege das Gebirge zu kreuzen; es ging durch Dornen, steile Klippen wurden erklimmen, Wege, auf denen es uns wahrscheinlich mit allem unserm Gepäck fortzukommen unmöglich geworden wäre. In dieser Voraussicht hatte man einige Ochsenwagen requirirt, die unsere Tornister nachfuhren; uns dafür aber erst drei Tage später ablieferten. Einer zog den andern, und doch wie viele glitten aus, und küßten die mütterliche Erde des feindlichen Landes. Zuweilen sahen wir uns verwundert an, daß nach solchen Strapazen noch so viel von uns selbst und unserm Kleidungsstücken übrig geblieben war.

Auch in dem freundlichen Fabrikstädtchen Aubenton, wo man uns Cantonirungen versprochen, blieben wir in guten Quartieren nur eine Nacht. Wenigstens lernten wir wieder das Quartierleben von der freundlichen Seite kennen. Die Gegend schien noch nicht ausgezehrt. Reinlichkeit und Fülle der natürlichen Lebensmittel, schönes weißes Brod, ein vorzügliches Käse und ein kräftiges Bier stärkte uns wieder für

eine Cantonnirung in den Dörfern, die von diesen Behaglichkeiten wenig oder nichts darbot.

Wir waren wenigstens in dem Dorfe Besmont wieder im flachen Lande. Daß dadurch ein Wunsch erreicht werden könne, hatte ich mir früher in meiner romantischen Stimmung nicht träumen lassen. Aber es war ein Dorf, welches mich an unsere westphälischen erinnerte. Die Gehöfte lagen im weiten Umkreis zerstreut, durch feuchte Wiesen, Hügel, Buschwerk, Seen und Gräben von einander getrennt. Zum Appellplatz mußte mancher eine Stunde lang gehen, und ich hatte, wie gewöhnlich das Unglück, nicht allein bei einer der ärmsten Familien, sondern auch am aller entferntesten von den andern einquartirt zu sein. Wäre es ein Vendéedorf gewesen, und seine Bewohner fanatisirte Feinde, so wäre es ein leichtes gewesen in dieser Abgeschlossenheit einen und den andern verschwinden zu lassen, ohne daß es nur bemerkt wäre. Kaum wußten wir, wo wir uns gegenseitig auffuchen konnten; es waren Meisen und über zitternde Wiesen, durch Büsche und labyrinthische Hecken. Aber die Leute waren friedlich und freundlich; sie waren des Krieges satt und matt wie wir. Wir verlangten nur nach Ruhe und fanden sie, und sie gaben, was sie hatten; es entsprach zwar nicht unsern Wünschen, und den Verheißungen, die man uns von guten Quartieren gemacht, aber doch den nöthigsten Bedürfnissen.

Für die Melancholie, für die Ossianische Stimmung war hier reichliche Nahrung. Ringsum gelbes, abfallendes Laub, ein grauer Novemberhimmel, Nebelstreifen, und Sträucher, Bäume, Felder, Wiesen und Wege von den Perlentropfen des

ewigen, andauernden Regens bedeckt. Während der Wochen, die ich in dieser Einsiedelei lag, sah ich nicht ein Mal die Sonne scheinen; es fiel kein Schuß, es wieherte kein Pferd, keine Kuh brüllte, nur die Hennen gackerten, wenn sie Eier legten.

Ein märchenhaftes Stilleben führte ich, und doch steht es mir in allen seinen Einzelheiten so klar vor Augen, als wäre es erst gestern. „Wir haben nie Einquartierungen gehabt,“ sagte die Alte, als sie meinen Zettel empfing. Aber im Hause war doch nicht die Armuth, welche entmuthigt und den Sinn niederdrückt. Vielleicht war kein Geldstück vom Dach bis zum Keller aufzutreiben, aber was bedurften diese Leute des Geldes! Zwei fette Kühe gaben Milch, Butter und Käse ausreichend für die Wirthschaft. An einen Verkauf, oder an ein zur Marktwaaremachen dieser Producte schien hier Niemand zu denken. An weißem Mehl und Weißbrod fehlte es nicht; eigene Erzeugnisse, wenn für mich gleich der Umstand sehr unangenehm war, daß dieses Brod nur alle vierzehn Tage gebacken wurde, dem zufolge man während dreizehn Tagen, was wir alte Semmel nennen, essen mußte! Aber in Scheiben am Feuer geröstet, mit frischer Butter und Käse darauf, schmeckte es vortreflich. Die Gärten voll Obstbäume. Nur zu schütteln brauchten sie, und goldene Aepfel waren in Fülle da. Auch Kartoffeln waren im Keller. Bedurfte es mehr zu einer Idylle? Und doch gackerten noch achtzehn Hühner im Stalle, zu Zeiten die einzige Melodie, der einzige Laut in meiner Einsiedelei.

Die Hausfrau, etwa eine hohe Fünfingerin, sprach ein Patois, das ich nicht verstand, aber sie war keine üble Frau;

geschwätzig, reinlich, thätig. Ein junger Bursch war da, etwa von 10 bis 11 Jahren, ob ihr Sohn oder Enkel laß ich dahin gestellt, wahrscheinlich der künftige Erbe, und ein junges, hochgewachsenes, hübsches Mädchen, von außerordentlich weißem Teint, ihre Tochter. Sie ächzte viel, und es hieß, sie wäre krank; wie es mit dieser Krankheit beschaffen, und ob sie nicht vielleicht eine nur fingirte war, laß ich auch dahin gestellt; denn es gab noch mehr Räthselhaftes in dieser Familie.

Ein täglicher Besucher fand sich dort ein, ein Mann, etwa in den Dreißigen, von nicht eben schönem, imponirenden Aeußeren, sein ganzes Wesen aber sagte, daß er schon mehr in der Welt gesehen und in andern Verhältnissen zuhause wäre, als in dieser kleinen Bauernhütte an den Ardennen. Er trug eine blaue Blouse, Holzschuhe wie die Uebrigen, aber wenn er meine Büchse aufnahm, blitzte ein eigenes Feuer aus seinen Augen. Es war ihm keine ungewohnte Arbeit. Es lag kein Grund mehr vor, zu verbergen, daß dieser tägliche Gast kein Bauer, sondern ein Militär war, ein Napoleonischer Capitain, von den Bourbonen auf Halbsold oder ganz ohne Sold entlassen. Wie er in den letzten Zeiten thätig gewesen, ob er die Rolle der Ney und Labedoyere etwa im Kleinen gespielt und deßhalb für gut befunden, sich in die Herbstnebel der Ardennendörfer zu verlieren, selbst ob er bei Waterloo mit gefochten, oder ob ich in ihm einen Feind wieder sah, den ich zum letzten Male auf einem der Festungswälle vor mir erblickt, blieb der Vermuthung überlassen. Jetzt war er nicht mehr und nicht weniger als ein Knecht, ein freiwilliger Bauernknecht. Er besorgte die Geschäfte der Familie, die aber im

Herbst, nach der Erndte, wahrscheinlich nicht bedeutend waren. Denn er konnte Stunden lang im Hause sitzen, Morgens, Mittags und Abends noch länger, und die Hände auf den Knien, plaudern.

Seine Firma hier war nicht Capitain, noch Knecht, sondern Bräutigam, Verlobter der Tochter. Ob das nur ein vorübergehender Bräutigamstand sein sollte, *faute de mieux*, ob er ernstlicher daran dachte, mit dem jungen Mädchen in den Besitz des Hofes einst zu kommen und den Officier mit dem Bauer zu vertauschen, oder ob er noch auf einen Umschwung der Dinge hoffte, und hier nur die Zeit abwarten wollte; alles das hätte ich muthmaßlich erfahren, wenn mich die Sache näher interessirt, und ich älter als siebzehn Jahre gewesen wäre. Stoff, nicht allein zur Romantik, sondern sogar zum Romane. Aber, siehe da, ich war durch alles Romantische vorher gesättigt; es war mir gleichgültig geworden. Ich wollte Ruhe, und dann fort, hinaus, zurück ins alltägliche Leben. Der Capitain mochte lieben, oder hassen, lauern, oder hoffen, mich ging es nicht an.

Uebrigens war er ein ganz angenehmer Mann und Gesellschafter, wenigstens für die Lage hier. Es versteht sich von selbst, daß er an Bildung weit über den Andern stand; er machte ihren Lehrmeister, einen praktischen Lehrmeister. Wie weit seine Kenntnisse gingen, konnte ich allerdings nicht beurtheilen, aber er schien doch weit mehr zurückzuhalten, als er ausgab. Er war weit in Deutschland umher gewesen, auch längere Zeit in Berlin; er kannte unsere Sitten und sprach etwas Deutsch. Seinen Stand hatte er für den Augenblick ganz

aufgegeben und vergessen, wie das eben nur einem Franzosen möglich ist. Nur ein Mal erwähnte er mit einem spöttischen Zug um den Mund, daß er Ludwig XVIII. nicht besonders lieben könne, da er ihm seine Benston entzöge. Paris liebte er auch nicht, und fürchtete von daher. Er versicherte: für 5 Sous könne dort jeder seinen Feind von einem Diener der geheimen Polizei ermorden lassen! Ja, einst entfiel ihm ein merkwürdiges Wort: es wäre für Frankreich nicht gut, wenn die Heere der Verbündeten ohne weiteres herausgezogen würden. Die Partheien würden sich augenblicklich in die Haare gerathen, und die Dinge noch schlimmer werden. Sonst schien er blasirt, gleichgültig gegen alles, und recht geflissentlich be-
 dacht, in kleinen Dingen und Beschäftigungen sich zu fesseln. Er half mir bereitwillig meine Sachen putzen und lehrte mich Kunstgriffe.

Es war ein eigenes Verhältniß, ich war Sieger, und er der Besiegte, ich im Recht des einquartirten Soldaten, was ein furchtbares Recht sein kann, und er im Verhältniß des scheuen, geplagten Wirthes, der hergeben soll, was man fordert. Aber ich war ein Soldat und ein halbes Kind, und er Officier, ein Mann in Jahren und von reicher Erfahrung. Ein deutscher Officier hätte sich in ähnlichen Verhältnissen schwer dazu hergegeben, einem jungen französischen Volontair das Riemenzeug zu putzen, ja ihn so zu bedienen, wie der Franzose that. Aber in seinen Adern rann kein aristokratisches Blut; er war ein Mann aus dem Volke und wollte es nicht verleugnen. „Ich bin Alles gewesen, sagte er ein Mal lächelnd, Soldat, Corporal, Sergeant, Fourier, Sergeant-Major,

dann Lieutenant, zwei Jahre Capitain, und jetzt bin ich wieder Bauer.“

Im Sommer müßte das hier ein herrliches Stillleben gewesen sein. Welchen Spielraum umher! War doch jedes Gehöft ein kleines abgeschiedenes Gut für sich, so herrliche, grüne Plätze, mit den schönsten, wilden und Fruchtbäumen, mit Büschen und Hecken umpflanzt, und der Wald nahe, in den man sich verlieren konnte. Aber der October rückte schon weit vor, kein October, welcher den schönen milden Altentweibersommer Norddeutschlands mit sich führt. Keine seidnen Fäden flogen durch reine weiche Luft. Sie schwitzte aus ihrem ununterbrochen grauen Ueberzuge nur den ewigen Perlregen. Wir waren an das Haus, in die Stube gebannt. In eine einzige Stube. Doch war sie nicht zu eng, und nicht von Unreinlichkeit starrend. Es machte sich so eben! In meinen Briefen finde ich eben eine Stelle, die ich bis jetzt übersehen hatte. „Meine Gesellschaft besteht aus der Hausfrau, einer erwachsenen Tochter, einem Kinde, drei Katzen, achtzehn Hühnern, zwei Kühen, einem Ferkel, zahlreichen Fliegen, und noch einem Franzosen, der Hauptmann gewesen sein soll.“ Es muß das wohl in einer ersten, übeln Laune niedergeschrieben sein, denn meine Erinnerung an den Hausstand und das Leben dort ist weit freundlicher. Wenn nicht gepunkt, geschrieben, oder geplaudert ward, vertrieb ich mir wieder die Zeit mit dem idyllischen Kochen. Für die Lectüre der Nibelungen*) muß meine

*) Die ich (siehe Penelope 1844), Zeunesche Ausgabe, im Tornister mit mir führte.

Stimmung damals nicht getaugt haben. Der Sinn war früh zum Praktischen angeleitet worden, nur durch die Noth. Ich rechne es aber doch zum Glück, daß diese Noth wieder aufhörte, um das Praktische wieder auf lange Jahre in den Hintergrund zu drängen. Möchten wie Alle, auf dem guten Wege, auf dem wir uns jetzt befinden, fortgehen und eine praktische und industrielle Nation werden, aber dabei nie die Wohlthat verkennen, daß wir zuvor eine lange historische Erziehung genossen, welche uns andere Güter schätzen gelehrt, die wir, um zu werden, was wir wünschen, nie aus dem Sinne lassen sollten.

Die Thüre stand gewöhnlich offen, ich meine die Stubenthür, sie war aber auch zugleich die Hausthür. Es geschah vermuthlich der Katzen, der Fliegen, der Menschen und der frischen Luft wegen. Wenn etwas Kälte und Regen eindrang, so brannte ja dafür beständig das Feuer im Kamin. An Holz fehlte es der Armuth nicht. Der Kamin war die allgemeine Küche. Eine große eiserne Marmite schwebte beständig über dem Feuer. Immer kochte etwas darin; zuerst für Ferkel und Kühe, dann, wenn diese befriedigt waren, für die Menschen. Die Soupe de légumes war die Hauptmahlzeit. Ich habe in Frankreich so viel Soupe de légumes einschlucken müssen, daß mich schon der Name anwiderte; und doch ist sie, gut bereitet, die natürliche Kost, welche, für Reiche und Arme gleich zuträglich, nahrhaft, selbst von Rumohr anempfohlen wird. Der Kessel siedet über dem Feuer mit Wasser, und nun kommt es nur darauf an, was man in das Wasser hineinthut, so kann man die köstlichste Suppe erhalten. In diesen Bauer-

wirthschaften wird hineingeworfen, was gerade vorrätzig, oder besser, was der Tag gebracht und überflüssig ist: Kohlstrünke und Blätter, Zwiebeln, Rüben, Erbsen, Kartoffeln, möglicherweise Mehl, Salz, vielleicht Butter; ist das Glück gut, ein Stück Speck, in außerordentlichen Fällen sogar ein Stück Fleisch. Zwei Ingredienzien machen das Gebräu aber erst zum Gericht, Pfeffer und Schnitte Weißbrod. Wie man sie nun haben will, ist die Soupe de légumes entweder eine Suppe, oder ein consistentes Gericht. Fleisch kam allerdings in dem Dorfe Besmont nur hinein, wenn ich etwas beim Appell geliefert erhielt. Soupe de légumes und Salat waren abwechselnd unser Mittagbrod. Unsere Landwehrleute schüttelten den Kopf, woher der französische paysan zur Arbeit Kraft nehme? Die französischen Bauern schüttelten den Kopf, wenn sie hörten, was ein deutscher Bauer an dicker Grütze, Erbsen, Speck und Schwarzbrod verzehre!

Dieser ewigen Suppe satt, experimentirte ich, zur Verwunderung meiner Wirths, in allerhand Gerichten von Äpfeln, Kartoffeln, Zwiebeln, Milch und Eiern. Meine Milch- und Mehlsuppe, zum Frühstück, hatte mir vortreflich geschmeckt, aber dann erwachte mit einem Male die Lust zum Kaffee. Vermuthlich nur deshalb, weil ich keinen hatte. Bei unserer Versammlung waren wir vom Hauptmann, im Namen des Maire, ersucht worden, keinen Kaffee zu fordern, weil die guten Leute im Dorfe das Ding kaum dem Namen nach kannten, und es ihnen unmöglich wäre, es zu beschaffen. Aber der Trieb in mir nach Kaffee war unwiderstehlich erwacht. Ich kaufte mir Kaffee und wollte ihn kochen. Aber eine Kaffeeanne

war in unserer Wirthschaft eben so unbekannt als der Kaffee selbst. Töpfe und Näpfe gab es gar nicht, und das einzige, eigentliche Kochgeschirr war die Marmite, in welcher allenfalls ein ziemliches Schwein gesotten werden konnte. Was war in der Noth zu thun? — Es gab eine Eierkuchenpfanne. In dieser ward der mit der Reibkeule gestampfte Kaffee übers Feuer gebracht, und das bräunlich gefärbte Wasser alsdann in eine flache Schüssel gegossen und mit zinnernen Suppenlöffeln gegessen. Tassen waren hier so wenig als Teller bekannt. Die vortreffliche Milch, geröstet Brod und Butter machten vielleicht das Getränk genießbar, welches sonst mit einer Tasse Kaffee wenig Aehnlichkeit hatte.

Die Abendunterhaltung am Kamin! Sehe ich doch noch die Flammen aufblitzen, höre ich doch noch die Bratäpfel zischen! Wie wir so traulich um das Feuer saßen, ein freundliches Familienbild. Wenn die Unterhaltung einsylbig war, sprachen für uns die Äpfel. Jeder hatte einen an die Kohlen gelegt; wessen Apfel zuerst aufzischte, war der König für den Abend. Wie artig, zuvorkommend, die Leute gegen mich waren. Ich erhielt immer den mürbesten, schönsten Apfel. In solcher Idylle sich liebenswürdig zu bewegen, ist auch nur eben den Franzosen, und zwar nur denen der alten Zeit gegeben. Aber unsere Conversation konnte auch lebhaft sein. Wenn ich von den großen steinernen Häusern der Stadt Berlin sprach, wie sahen sie mich verwundert an, und der Capitain bestätigte Alles, was ich sagte, und wußte noch viel mehr von der großen Königsstadt zu erzählen, Dinge, von denen der Gymnast nichts wußte. Er war zwei Jahr dort gewesen.

Das Merkwürdigste, so viel ich mich entsinne, waren für ihn die stuckernden Charlottenburger Wagen und die hohen Hüte der Damen. Aber das allernachstverwunderlichste für seine Geliebte und deren Mutter war, daß ich behauptete, alle Menschen, nicht in Berlin allein, sondern auch in unsern Provinzstädten, ja sogar in den Dörfern, trügen Schuhe oder Stiefeln von Leder. Doch nur Festtags! rief das junge Mädchen, ihre Sabots anblickend. Der Capitain bestätigte meine Angabe, daß, wer bei uns nicht barfuß geht, lederne Schuhe trägt, daß die Holzschuhe zu den Seltenheiten gehörten und die eigentlichen Sabots der Bauern in Frankreich bei uns gar nicht vorkommen. Dies glauben zu sollen, schien zu viel gefordert. Sie hätte eher geglaubt, daß bei uns ewige Nacht ist, als daß unsere Bauernmädchen lederne Schuhe tragen. Wie können sie denn Schuhe bezahlen! So fühlten wir uns denn doch in etwas reicher, in der Cultur fortgeschritten, in unserm Barbarenlande; denn so betrachtete der Franzose es damals noch. Diese Ansicht über die Schuhe ist übrigens nicht auf diesen Winkel der Picardie eingeschränkt.

Wenn die Aepfel ausgedampft, das Feuer in Asche sank, die Unterhaltung stockte, und Einer um den Andern auf dem Schemmel nickte, stand ich auf, um nebenan in die Aepfelkammer zu gehen, wo mein Bette stand. Einen Abend um den Andern entspann sich alsdann folgendes Gespräch, dessen Monotonie in dieses Märchenstilleben gehörte:

Ich. „La lampe, si vous plait.“

Die Wirthin. „Ah vous voulez vous coucher, monsieur. Voila!“

Ich. „Bon soir!“

Mlle. „Bon soir, monsieur!“

Wenn ich mich auf meine Strohmattlage von ungebleichter Leinwand gelegt und behaglich gestreckt, rief ich: „Ne voulez vous pas prendre la lampe?“

Darauf antwortete des Capitains Stimme: „Oui, monsieur.“ Er erscheint, fragt noch höflich: „Est que vous êtes assez couvert?“

Ich. „Oui, monsieur.“

Der Capitain. „Bon soir, monsieur.“

Die Thür geht zu, die Lampe verschwindet, die Aepfel duften süß und lieblich und ein noch süßerer Schlaf läßt mich bald die Unterhaltung, die Ardennen, die Cantonirung, Strapazen und Krieg vergessen. So einen, so alle Tage.

Der Tagesanbruch konnte mich nicht wecken, denn der Tag brach in meiner Kammer nicht an. Gewöhnlich war es das Geräusch des Tropfenfalls vom Dache, was mich weckte. Ich hatte dann meine bestimmten Zeichen, die mich ans Aufstehen mahnten. Durch jenes Astloch mußte das Licht dann nun den Fleck berühren, der Dämmerchein durch die Spalte mußte den größten rothen Aepfel anhauchen. Das Spinnrad schwirrte dann so und so, der Capitain schlug einen Nagel in die Wand, oder hämmerte an den Sabots seiner Braut, und der kleine Junge lehrte seine Lieblingskaze oui sagen. Dann war es 6 oder 7, und ich sprang auf. — Heute kam es mir vor, als hätte der Tropfenfall schon sehr lange gedauert, aber ich hörte noch nicht das Spinnrad, noch nicht den Nagel, noch nicht die Sabots. Auch die Kaze quälte sich noch nicht

oui zu sagen, aber sie miaute kläglich mit den andern beiden Katzen. Das Licht aus dem Astloch war schon weit über den Fleck hinaus und der rothe Apfel schon wieder dunkel. Ich sprang auf und in die Kleider, aber es blieb still wie vorher. Ich trat in die Stube. Da stand das Spinnrad ruhig an der Wand. Kein Capitain und seine Braut, nicht der Knabe, nicht die Wirthin waren zu sehen. Die Thüre war zugemacht, das Feuer im Kamin schwanke langsam hin, und in der Marmite kochten nur die Rüben- und Kartoffelabzüge für Kühe und Ferkel. Ich rief; keine Antwort. Was war das? Ich suchte, und fand keine Spuren. Die Ausgehörcke waren von den Nägeln fort. Hatten meine Wirthin mich verlassen? Konnten sie es nicht mehr aushalten von der Cinquartirung? War eine Verschwörung im Werke, eine Sicilianische Vesper? — So grau, so einförmig grau war der Tag noch nie gewesen. Ich öffnete die Thüre; es stäubte mir naß entgegen, ringsum nichts als gelbe Blätter, dürre Aeste, in der Ferne rothe Wipfel, die ihr Laub abschüttelten. Ich schrie hinaus. Nur die Hühner im dampfenden Stalle antworteten.

Ein, zwei Stunden vergingen in diesem lautlosen grauen Gemählde. Ich hatte glücklicherweise Milch in der Kammer und Brod gefunden, das Feuer war angemacht und ich hatte mein Frühstück mit den Katzen getheilt, die eben so verlassen schienen als ich. Sie müssen wieder kommen. Ich schlug inzwischen die Nibelungen auf, die ich so lange außer Acht gelassen. Aber, war es der französische Boden, oder das Milchfrühstück, oder der Nebel, die körnigen Gestalten der alten Sage paßte nicht hierher. Sie vermehrten nur meine

Ungebulb. Ich legte mich auf's Horchen, etwa wie König Günther in der verhängnißvollen Nacht. Jedes Krauschen in den Sträuchern, jedes Blatt im Winde erregte meine Aufmerksamkeit. Ich schlich zu den Hühnern, zu den Kühen, zum Ferkel. Wenigstens hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß diesen Thieren nichts von den Schauer der Märcheneinsamkeit beizwohnte. Sie kräten, wühlten, streckten sich und flatterten gerade wie sie es thaten, wenn die Bauersfamilie im Hause war. Nur die Katzen nicht so. In ihnen war etwas Unheimliches. Wie wann! — wir, vom damaligen jungen Deutschland, ich meine den ästhetischen Nachwuchs der Romantiker, gaben uns alle Mühe, als Beihülfe zum Patriotismus, die nüchterne Vernunft unserer Väter zu Schanden zu machen, und im Alltäglichen wunderbare Sympathieen aufzusuchen. In manchen Dingen hatten wir es schon weit gebracht, wie leicht wäre es meiner Phantasie geworden, das Märchen vollständig zu construiren, die Katzen für verzaubert zu halten, und warum sollte dann meine Wirthsfamilie nicht eine Hexenfamilie sein, die an einem gewissen Monatstage ihre natürliche oder unnatürliche Gestalt als Katzen annahm! Es stimmte so vieles, die einsame Lage des Gehöftes, Niemand besuchte sie, Niemand sprach von ihnen, sie lebten in den Tag hinein, ohne Arbeit. Ihre Unterhaltung war so sonderbarer Art. Die Alte spann, nicht allein am Rade, sondern auch wenn sie sprach, mit den Lippen; der weiße Teint ihrer Tochter, einer Bauerdirne, ihre sonderbare Krankheit, und — wenn nicht ein verwünschter Prinz, doch ein verbannter, verzauberter Capitain der großen Armee als Knecht in der Hütte!

Aber, weiß der Himmel, ich konnte mich nicht zu diesen kühnen Schlüssen erheben. Die Wirklichkeit, das Buzen, das Marschiren, das Exerciren, das Hungern und das Kochen, hatten mich, wider Willen, ganz rationell gemacht. Ich schämte mich bisweilen, daß ich der Vernunft so viel Rechte einräumte über Ahnung, Phantasie und Glauben. Aber es ging mir damals, wie so manchen Jungdeutschen von heute, welcher sich oft in der Seele schämt, daß ihm noch so viele mittelalterliche Vorstellungen ankleben, und er kann sie nicht los werden. Dennoch blieben die Kagen für mich ordinäre Kagen, und meine fatale Vernunft suchte immer fort nach neuen Gründen, weshalb die Leute konnten fortgegangen sein, ohne daß ich doch den rechten fand.

Einmal hatte ich mich in meinen Mantel gehüllt und wollte meinen nächst wohnenden Kameraden aufsuchen, um mit ihm zu besprechen, was in dem Falle zu thun sei. Vielleicht war auch er verlassen; dann war es ein angelegter Plan, und unsere Pflicht war es, uns dem Könige und dem Vaterlande zu retten, und mit Sack und Pack ins Hauptquartier zu marschiren, nämlich in unseres. Aber der Nebel war so stark, daß ich das Gehöft nicht finden konnte, und zufrieden war, nach dem Umherirren von einer Stunde in Regen und Mäße meine eigene Hütte wieder zu finden. Nun mahnte der Hunger. Die Mittagszeit war längst vorüber, aber in meiner Wohnung alles beim Alten, nämlich nichts zu finden, als Zwiebeln und Brod. Ich verzehrte dieses Spanische Guerillamittagbrod und — war unversehens eingeschlafen. — Die hellprasselnden Flammen des Kamins und das Aufsteden der

Marmite weckten mich endlich, als es schon ganz finster war. Da war alles, als wäre nichts geschehen, als sei meine Einsamkeit wirklich ein Märchentraum gewesen. Die Alte saß am Kamin und rührte in der Marmite, der Capitain hämmerte und seine Braut deckte den Tisch.

„Monſieur iſt wohl hungrig? Wir ſind etwas ſpät zurückgekommen,“ ſagte die Alte lächelnd. Ich wollte auffahren; ich hatte Luſt zu zürnen. Der Capitain wußte durch einen freundlichen Scherz das Unweither abzuleiten. Die Soupe de légumes war ſehr warm und heute beſonders gerathen; ich ſchlürfte den Unwillen hinunter. Die Familie war nur in den Buchenwald gegangen, um Faines, Buchnüſſe zu ſammeln. Waß wir, ſo viel ich weiß, den Schweinen überlaſſen, ward hier geſammelt, um Del daraus zu preſſen. Ich wollte doch noch ungehalten ſein, daß man mich allein, und ohne Speiſe und Trank zurückgeſaßen. Man bot mir an, das nächſte Mal mit in den Wald zu gehen; das wäre ein ſehr hübsches Vergnügen. Möglich, im Mai und Juni; aber im ſpäten October durch naſſes Laub zu ſtreifen, um vom Morgen biß Abend Buchnüſſe zu raſſen, dazu war ich nicht in Frankreich.

Wozu war ich denn überhaupt in Frankreich, ich meine jetzt noch? Dieſe Frage, an der wir Alle laborirten, ſollte uns bald beantwortet werden, aber nicht zu unſerer Zufriedenheit. Thor, daß ich über die Einſamkeit, die thatenloſe Ruhe nur einen ſtillen Stoßſeufzer verloren! Der Märchentraum war in einer Woche vorüber. Wir mußten wieder putzen, exerciren, maſchiren, paradiren, früh biß Abends.

Es war eine Lust, dieses Exerciren auf den quellenden Wiesen, im aufgeweichten fetten Boden, um uns vorzubereiten, zum Kriege — nein, zur Rückkehr in die Heimath. Sieben starke Stunden lag die Festung Rocroy, wo das Hauptquartier unseres Regiments war, von unserm Dorfe entfernt. Es gefiel dem Commandirenden, daß wir wieder ein Mal dort Parade spielen sollten. Ein rechtes Wetter zur Parade, denn die Regengüsse strömten Tag und Nacht. Und auf den Morgen um 9 Uhr war sie angesetzt. Nur die Nacht durch brauchten wir im Sturmschritt zu marschiren und Alles war gut, vorausgesetzt, daß wir gut vorher gepuht hatten! Wo blieb der Fuß, als wir uns endlich um 1 Uhr in der Nacht auf dem Versammlungsplatze einfanden. Ueber Gräben und Hecken, durch einsinkende Wiesen, in stockfinsterner Nacht brauchten Viele von uns, statt einer Stunde, zwei, um nur bis dahin zu gelangen, und Viele hatten den vollständigen Abdruck ihrer Figur im Roth der abschüssigen Wege zurückgelassen. Aber diesen Nachtmarsch darauf! Ueber geackertes Land und nasse Wiesen, denn die hohlen Wege unserer Boccage waren gar nicht zu passiren. Wenigstens wäre es besser gewesen, im festen Bette eines mäßigen Flusses zu marschiren, als in dem glitschernden Wasser mit aufgeweichtem Lehm Boden. Im ganzen Feldzuge erinnerten wir uns keines ähnlichen Marsches; aber, was erträgt man nicht, wenn es zu einem Zwecke dient, wogegen dieselben Anstrengungen zu einer leeren Spielerei mit dem Körper auch den Geist erschlaffen. Natürlich verspäteten wir uns, wurden heftig gerügt, angewiesen, das Versäumte nachzuholen, häufiger zu exerciren, besser zu

puzen u. dgl. Unsere Officiere traf der nächste Vorwurf, und daß sie ihn nicht auf sich sitzen ließen, sondern weiter gaben, liegt in der Natur des Menschen. So, todt müde, in Roth starrend, von Nässe durchschüttelt, ward eine große Parade abgehalten, dann einer Feldpredigt beigewohnt — entsinne ich mich recht, so war es ein Friedensfest; ein schöner Friedensanfang für uns! — und dann zurückmarschirt; in denselben Wegen, aber in einer zweiten Nacht! Zwei Nächte und einen Tag in grundlosen Wegen marschirt, einen Tag über exercirt und paradirt und nichts zu essen und zu trinken, als was wir im Brodsack und der Flasche mitgebracht.

Der Tag von Rocroy blieb uns Allen in furchtbarem Gedächtniß. Waffen, Uniform und Schuhe noch bis da gehalten, saßen sie jetzt in den letzten Zügen. Der Unwille war allgemein. Wozu diese Quälerei? Noch entlud er sich nicht, auch als Viele, welche beim nächtlichen Rückmarsch sich verspätet hatten, zur Strafe nacherexerciren mußten, ertrug man es mit Geduld; als aber eine eben solche Parade zur Feier der Leipziger Schlacht am 18. October, ebenfalls in Rocroy, angelegt war, und ein noch furchtbareres Wetter die schrecklichste Aussicht bot, ging schon ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen. Ob man sich vor der Stimmung fürchtete? Ich bezweifle es. Das Wetter wurde zu schlecht; deshalb ward officiell die Parade abgesagt. Der Jubel, der durch unsere Reihen scholl, war ein unermesslicher; er sprach deutlicher, als das Gemurmel wie unsere Stimmung ward. In meinem Tagebuche steht: „eine größere Freude haben wir im ganzen Feldzuge nicht erlebt —“ Freude darüber, daß wir nicht die

Schlacht bei Leipzig feierten!! Ein bedenkliches Zeichen, wenn man die beste Stimmung, die unter uns herrschte, so schlecht zu nutzen verstand.

Aber es geschah in der That jetzt alles mögliche, um diese Stimmung zu verderben, uns fühlen zu lassen, daß man auf unser Freiwilligenthum nichts gäbe. Um dem alten Preussischen Unterofficierstrieb noch in den letzten Augenblicken zu fröhnen, wollte man keinen vorübergehen lassen, wo wir noch unter militairischer Disciplin standen, uns den ganzen Ballast des Kamaschendienstes auf die Schultern zu laden. Von wem dies ausging, ich weiß es nicht. Vielleicht, wie ich schon früher anführte, war es die politische Fröhnung von auswärts aus den höheren Regionen herab, damit das Gefühl der Freiwilligen, mit Vaterlandsretter gewesen zu sein, gedämpft werde. Möglicherweise war es aber auch nur eben jener subalterne Trieb des militairischen Junstgeistes, der nicht von seiner Art lassen konnte. Man mochte fürchten, daß die gefürchtete Freiheit uns zu Excessen, zum Uebermuth verleiten könne. Eine sehr thörige Furcht in unsrer Lage und in unsern Cantonirungen!

Da wurden neue Eintheilungen gemacht, neue Gefreite gewählt, neue Posten errichtet, nur, um uns zu beschäftigen. Unsere Compagnie war in zwei Dörfern einquartirt. Da stellte man auf einem hohen Felde zwischen beiden in der Nacht eine Schildwacht, die durchaus nicht wußte, was sie bewachen sollte. Denn, wenn sich ein Feind, eine verdächtige Bewegung zeigte, mußte sie eine halbe Stunde bis zur Wache zurücklaufen, um zu rapportiren. Bei einer wirklichen Gefahr

wäre sie vom Feinde augenblicklich weggenommen worden, ehe es ihr gelang, zu entfliehen; denn sie stand allein auf einer hellen, weitgesehenen Höhe, und rings umher in der Tiefe war Buschwerk. Um der Sache einen Namen zu geben, sagte man, sie solle auf etwaiges Feuer Acht haben. Ein solcher Nachwächterposten kam uns aber erst recht ehrenrührig und zugleich sinnlos vor. Da einzelne Gehöfte vom Posten mehrere Stunden entfernt lagen, und ein Hof völlig niedergebrannt sein mochte, bis die Schildwacht darüber nur auf der Hauptwache berichtet hatte. Die Kritik über Anordnungen der Art ward auch gar nicht mehr im Stillen geflüstert, sondern ging laut von Mund zu Munde. Jenes Verirpostens spottete man so, daß die ganze Ablösung desselben in heitern Nächten sich hinauf begab, und in einer duffenden Heumiethe eine Höhle grub. Während die Uebrigen vortrefflich ruhten, stand der Eine Wache, nicht nach Feuer und Feind, sondern ausschauend, ob kein Lauscherauge sich näherte.

Die Unzufriedenheit fand auch in mancherlei Anderem Nahrung. Man hatte uns zum Lohne für unsern schweren Dienst besonders gute Cantonirungsquartiere verheißen. Das waren auch die bessern in diesen Dörfern nicht. Wir sollten Wein geliefert erhalten; es geschah ein einzigesmal am Tage der Leipziger Schlacht. Aber diese halbe Flasche war die erste und letzte in Frankreich, das uns für das Vaterland des Weines galt. Allerhand von Veruntreuungen und Einverständnissen ward gemunkelt. Ich habe es vergessen. Einzelne Erinnerungen aus jenen Cantonirungen in den Ardennendörfern sind in eine meiner frühern Novellen

„Iblou“ übergegangen. Da hat sich denn Manches im poetischen Gewande erhalten, über dessen Echtheit ich heute kein Zeugniß mehr ablegen kann. Auch eine dunkle Tradition von einem Liebesverhältniß eines unserer Officiere mit einer Französin und einem bösen Maire jenes Namens, welcher nachher von seinen eigenen Leuten im Walde erschossen worden. Solche Verdächtigungen sind immer ein übles Zeichen, weniger der Thatsache, die man argwöhnt, oft irrthümlich, als des unglücklichen Geistes des Misstrauens, der sich in eine Gemeinschaft eingeschlichen hat. Auch hieß es, daß man den Freiwilligen versprochen, sie nach Paris zu schaffen; ehe sie Frankreich verließen, sollten sie die eroberte und gedemüthigte Hauptstadt gesehen haben. Allerdings erging ein solcher Antrag an uns; aber mit solchen Clauseln, daß Niemand davon Gebrauch machen konnte. Eine jener halben Maßregeln, durch welche man ganze Schritte wieder halb zurück that. Der Antrag wurde beim Verlesen satirisch commentirt und höhnlisch verlacht.

Alles das war geringfügig gegen das Kamaschenspiel, das man mit uns trieb. Wer glaubt es heut, daß man uns den ganzen Krieg durch ließ, wie wir uns selbst und auf eigene Kosten equipirt hatten; aber nun er vorbei war, wollte man uns uniformiren und dressiren! Absolut sollten wir uns Gzackots anschaffen; wer, wie ich, trozig bis zuletzt bei seiner Müße verharrte, ward in Reich und Glied immer tiefer hinabgedrängt. Auch andere Hosen sollten uns geliefert werden, stramm, eng anschließende graue Commisshosen, die zugleich in Kamaschen ausliefen, jene unglückselige

Bekleidung, welche bis ebegestern den preussischen Infanteristen zu einer Puppe machte und den Körper an jeder freien Bewegung hinderte. Sie hat sich im Felde nicht mehr bewährt, oder vielmehr ihre ganze Unzweckmäßigkeit nicht mehr an den Tag legen können. Das Einschnüren versuchte man freilich bei uns nicht; aber wir sahen doch täglich das Beispiel vor Augen, und wer seine Taille recht schmal zusammenpreßte, gehörte zu den „Adretten“ und ward vor den „Malpropren“ bevorzugt. Es gingen fast dreißig Jahr ins Land, bis dieser Unsinn wie eine überreife Modedrankheit abblatterte und man zur Erkenntniß kam, daß, wenn auch in sonst nichts, wir in der Kleidung uns doch dem Mittelalter wieder nähern müssen, und daß der dreißigjährige Krieg für die Soldatenkleidung die besten Modelle liefert. Die Infanterie blieb aber nicht bei den Kleidern haften.

Mit unsern Bärten konnte man nicht spielen, da wir keine hatten, wenigstens der größere Theil. Dafür richtete man sein Augenmerk auf unsere Haare. Wie in Tieck's Fortunat, ward uns ein Normalkopf gezeigt, der kurz hinten abgesehritten war: und diese kurzen Haare starrten wieder, wie die Borsten einer Bürste in die Höhe. Wie aber das bewerkstelligen? Bürsten und Kämmen allein thut es nicht, sagte unser Hauptmann in vertraulichem Ernst; es gehört noch etwas Anderes dazu. Starch is the thing! Diese goldene Erbschaft hinterließ bekanntlich der große Brommel seinem undankbaren Vaterlande, als er dasselbe, in die Verbannung gehend, verließ; und seitdem trägt man in England steife Halsbinden. Aber Stärke war nicht das Ding hier, sondern

Bier. Mit Bier, das wir übrigens nicht einmal zum Trinken geliefert erhielten, wie uns verheißen worden, mit Bier sollten wir jeden Abend unsern Hinterkopf waschen, dann das Haar seitwärts schräg in die Höhe kämmen und bürsten, und endlich, wenn es in die rechte Lage gebracht, ein Tuch darum schlagen, es fest um den Kopf binden, und so die Nacht schlafen. Das würde unsern Kopf preußisch normalmäßig zu recht setzen!

Ich muß unserm Hauptmann das Zeugniß geben, daß er hierin nicht als Despot auftrat, daß er diese Manipulation nicht befahl, sondern als aufrichtiger Freund nur empfahl. Von der Masse es zu erwarten, wäre zu viel gefordert gewesen; aber er hoffte von den Erwähltern, daß der bessere innere Trieb sie antreiben werde, sich über die Andern zu erheben, das heißt, ihre Haare. Ich, mit Mehren, empfand eine herzliche Verachtung gegen die Jämmerlichkeiten; und doch — wer erklärt diese Irrung der Natur — ich fing an, mein Haar naturwidrig zu Berge zu streichen, ja, wenn ich Bier zur Hand hatte, feuchtete ich es wohl damit an, still erfreut, wenn es gut stand. Es hat lange Jahre gedauert, bis ich zu den Gesetzen der Natur zurückgekehrt bin; es war, meinte ich, eine unschuldige militairische Erinnerung. Ja, noch jetzt betreffe ich mich zuweilen, daß ich unwillkürlich das Haar in die Höhe bürste!

Kurz vor dem Ende dieses Feldzugs war noch eine wichtige Entdeckung entweder gemacht, oder doch vervollkommen, es war die neue Art, die Mäntel zu rollen und zusammen zu schnallen, dergestalt, daß sie wie eine dralle runde Wurst

franzförmig um die Schultern gehängt werden konnten; der Tornister darüber, oder darunter; hierüber schwankte noch die Theorie. Es war etwas unbequem, sollte aber sehr gut aussehen. Fünf, sechs, wo nicht mehr Kameraden, waren jedesmal nöthig, um den Mantel, der wie ein Prelltuch in der Luft ausgebreitet wurde, auf diese Weise zusammen zu rollen. Das gab viel Beschäftigung, Sorge und Kritik; doch förderte es den Gemeingeist, der Einzelne konnte für sich nichts thun. Was wetteiferten die Kameradschaften, durch Zerren, Pressen, im Schweiß ihres Angesichts, die schlanksten Mantelwürste zu produciren; daß das Tuch selbst darunter litt und faserdünn wurde, darauf konnte es natürlicherweise nicht ankommen, wenn der Hauptmann dafür mit Vergnügen hinter den Reihen schritt und die glatteften und dünnsten Mantelschlangen mit eigener Hand befühlte und theilnehmend darauf klopfte.

Der Winter kam an. Das helle Wasser stand auf den Wiesen, daß wir dem Augenblick entgegen sahen, wo wir zu Kahn zum Appell fahren würden, aber noch verlautete nichts von Entlassung oder Rückmarsch; nur von neuen Paraden! Ich träumte von einer, die im Städtchen Lubenton angelegt war, als es in der Nacht heftig an die Thürläden pochte. Eines Kameraden Stimme rief meinen Namen mit lautem Hallo: Er stürzte durch die erbrochene Thür; mit Sack und Pack, mit Wehr und Waffen. Der Generalmarsch wird geblasen! Wir rücken aus! Es ist kein Augenblick zu verlieren! — Wohin? — Das wußte Niemand. Hatte der Kamerad doch selbst nur von einem Bauer die Nachricht erhalten, daß Signalhorn nur in der Ferne gehört, durch Nacht und Nebel

schmettern. So zerstreut lagen wir, daß in der Eil kein Umlauf zu bewirken war. Aufspringen, nach Licht rufen, Feuer anmachen, suchen, die zerstreuten Sachen zusammenwerfen, packen, war das Werk eines Augenblicks, während mein Camerad mit der Büchsenkolbe auf die Schwelle stampfte, um mich und meine Wirthin zur Eil anzutreiben. Ein erschreckender Gedanke: allein zurückbleiben zu müssen. Ein Stück Brod, einen Apfel in der Tasche, mit einem Händedruck für meine gutwilligen Wirthhe, stürzte ich ins Dunkel und den Regen hinaus, um die Hütte, in der ich vier Wochen gelegen, nicht wieder zu sehen.

Die Eil war unnöthig, diesmal waren wir die ersten auf dem Plage, und mußten zwei Stunden im Regen warten, bis abmarschirt ward. Doch mit einigem Troste. Nicht nach Metz, wie das Gerücht sagte, sondern nach der Maasfestung Mezières ging der Marsch, und von dort nach der Stadt Sedan, wo wir mit unserm Regimente eine neue, letzte Cantonirung beziehen sollten, um nach Hause entlassen zu werden.

Mit den Fatalitäten dieser Märsche will ich meine Leser, die mir bis hier gefolgt, nicht unterhalten. Die französischen Chausséen waren mit den unseren jener Zeit nicht zu vergleichen; aber im regnerischen October = und Novemberwetter, und von Heereszügen und Artillerietrains aufgewühlt, waren sie nicht viel besser, als die durchweichten Landwege, welche wir bis dahin und wieder von den Chausséen herab bis in die entferntgelegenen Dörfer zu machen hatten. Dazu fast immer Nachtmärsche, nur zu Ausgang eines trüben Octobers,

zuweilen unter Fackelbegleitung, weil es durchaus unmöglich war, den Weg zu finden.

Wir marschirten in Parade durch Charlesville und Mezières, eine traurige Parade, wo wir an uns wirklich nichts mehr hatten, um zu paradiren. Ein grauer Regenhimmel hängte seinen schützenden Mantel über unsere Blößen oder unser Zuviel. Die durch Bahards Bertheidigung berühmt gewordene Festung soll in ihrem Innern noch manche Erinnerungen an jene Zeit aufzuweisen haben; im Außern sieht man nichts vom edlen Kost des Alterthums. Noch weniger sahen wir im Felde umher etwas von den berühmten Schanzen, welche Franz von Sickingen gegen den Helben ohne Furcht und Tadel aufwarf. Der Umstand selbst, daß wir hier auf einem, auch für Deutschland classischen Boden standen, war wohl keinem unter uns bekannt.

In Sedan zogen wir mit Spiel und Klang ein, um des Glückes zum ersten Mal theilhaftig zu werden, in einer größeren, französischen Stadt Quartiere zu beziehen. Sie waren leidlich, und wurden durch den Umgang mit freundlichen Wirthen selbst angenehm. Wie manches kam uns nach dem langen Bivouakiren und den Quartieren in armen Gebirgsdörfern sogar als Luxus vor, was uns zu Hause eine alltägliche Erscheinung war. Ein Bette, ein servirter Tisch, sauber wenigstens angerichtete Speisen und dazu französische Höflichkeit. Die Stadt ist verhältnißmäßig groß, heiter, und trägt noch einige Spuren ihres ehemaligen mittelalterlichen Charakters, als sie die Residenz und Hauptstadt nicht unmächtiger Dynastengeschlechter an der Grenze zwischen Frankreich

und Deutschland war. Hier herrschten die Bouillons, die einst die Krone von Jerusalem eroberten und trugen, hier die Herren von der Mark, denen Walter Scott durch seine carrikirte Schilderung des Ebers der Urdennen nicht geschmeichelt hat, Fürsten, zu Zeiten wohl geeignet, ihr Schwert in die Wagschaale zu legen, die zwischen Deutschland und Frankreich schwankte. Franz von Sickingen war lange Zeit noch mit ihnen verbündet, und seine letzte Hoffnung auf Landstuhl war auf Robert von der Mark gerichtet. Sie versagte. Mit der consolidirten Macht des französischen Thrones ward die unabhängige Stellung dieser Grenzherrn immer precairer. Noch versuchten sie in den Reibungen der Feudalherren mit der Krone unter Ludwig XIII. sie zu retten, und nicht ohne Klugheit mischten sie sich in die Kämpfe der Prinzen von Geblüt mit dem allmächtigen Minister; aber Richelieus Klugheit war überwältigender, und Sedan, so oft der Waffenplatz der Mißvergnügten an der Gränze, ward der französischen Regierung unmittelbar unterworfen.

Von dem alten Feudalrecht steht noch ein gewaltiger Stengel inmitten der Stadt, die Burg mit ihren colossalen verwitterten, graubraunen Mauern, ehrwürdig, zerrissen, hinfällig vom Alter, und doch ein imposanter Anblick, trotz seiner wankenden Thürme. Ich sah Sedan seitdem nicht wieder, aber entzückt ruft der siebzehnjährige Romantiker in seinen Briefen: „ein ungeheures Riesenwerk, von Stein und Menschenhänden aufgeführt; keine erhabnere Ritterburg habe ich je gesehen.“ Kanonen waren noch auf den Mauern aufgezogen. Unter der Thür zu einer verfallenen Kammer stand

mit goldenen Buchstaben: Ici naquit Turenne. Die Bewohner von Sedan lassen sich noch heute gern fils de Turenne nennen. Aber nach unsern Begriffen achteten sie die Wiege des Helden nicht besonders, indem sie die Bequemlichkeiten, welche man in den hoflosen, engen Häusern vermißt, unter den Mauern seiner Burg aufsuchen. In demselben naiven Sinn, wie jener Italiener den Reisenden anrief: Non qui e palazzo, wies uns die Tochter unseres Wirthes, als wir im Hofe suchten, nach dem alten Schlosse.

Das gute Mädchen fragte mich einst in vollem Ernste, ob denn der Boden bei uns bebaut würde? Ich „ärgerte mich furchtbar darüber,“ steht in meinem Briefe. Die Sünde der Unwissenheit dieses armen Mädchens theilen viele ihrer Landsleute. Noch eines andern naiven Ausdrucks entsinne ich mich. Sedan ist eine betriebsame Fabrikstadt. Ein Theil der Bevölkerung gehört der reformirten Kirche an. Auf unsere Frage, ob auch ihr Vater reformirt sei? antwortete die Tochter mit einem bescheidenen Erröthen: „Ach nein, mein Herr, mein Vater ist nur ein Schlosser. Nur die reichen Einwohner, die großen Fabrikanten sind reformirt; wir Handwerker sind katholisch.“ Es kam beinahe heraus, als wollte sie auch das „nur“ sagen. Wenn das gute Kind sich sehnte, reformirt zu sein, so war es nur ein stiller Wunsch, auch, wie die gepuzten Frauen und Töchter der reichen Fabrikherren, in die helle reformirte Kirche zu gehen. Aber ein seiden Kleid trug sie trotzdem, daß sie nur katholisch war. Der bigotte Sinn des Landvolks war hier nicht eingedrungen.

Es gab auch ein Theater in Sedan. Tragödien und

Lustspiele wurden abwechselnd aufgeführt; das Haus war mehr durch die Besetzung, als die Einwohner gefüllt. Ich sah: des unsterblichen Corneille Nicomedes über die Bretter schreiten, welcher, nach des großen Voltaire Urtheil, die vorzüglichste Tragödie desselben war, und die Einwohner von Sedan sollten zum ersten Male das Vergnügen und die Ehre haben, dieses Meisterwerk auf ihrer Bühne zu bewundern. So sagte ein ellenlanger, rother Zettel an den Ecken; aber die Söhne Lurennes schienen wenig auf diese Ehre zu geben. Bei jeder Ankündigung eines neuen Stückes verfehlte der Director nicht, den Einwohnern im Voraus zu sagen, wie außerordentlich dieses Stück den Parisern gefallen; also, stand hinter den Zeilen, hätten sie wohl darnach zu achten, und, wenn sie nicht jeden Anspruch auf Geschmack sich begeben wollten, ebenfalls entzückt zu sein. Mich verdroß diese offene Darlegung der Geschmacksthyrannei einer Hauptstadt; die Tragödien langweilten mich, natürlich schon um deswillen, weil ich als guter deutscher Romantiker an classischen Tragödien der Franzosen keinen Geschmack finden durfte, und die Lustspiele, die, wie von allen französischen Truppen, mit Lebhaftigkeit und Grazie gespielt wurden, verstand ich nicht. Dennoch besuchte ich gern dieses Theater. Es war ein zu wunderbarer Gegensatz gegen die Ardenneuhütten und das Lagerleben. Einige Kameraden gingen in der Bewunderung so weit, daß sie mitspielten. Da es mit unserm Freiwilligthum aus war, wurden sie freiwillige Römer und Griechen; nur aus unüberwindlicher Theaterlust. Statisten hier, wie dort. Auch die in Deutschland als Oper einst so beliebt gewordene

partie de chasse de Henry IV. ward hier wiedergegeben. Im Parterre erhob sich die Bourbonen- und Friedenspartei und stimmte mit vollem Jubel in das Vive Henry quatre! ein. Vielleicht ein Schaustück für uns.

Am 25. October waren wir in Sedan eingerückt, um von dort aus in die Heimath entlassen zu werden. Am 9. November marschirten wir aus, noch nicht entlassen, um noch einige zehn Meilen tiefer in Frankreich hinein zu marschiren. Nur der Ordnung wegen! Vom 3. October war der Cabinetsbefehl, daß man uns entlassen sollte! Aber nicht Alle konnten mit einem Male entlassen werden, und an uns kam die Reihe zuletzt. Wie viel hundert Listen mußten vorher geschrieben und unterschrieben, und abgeschrieben und collationirt werden! Eine Compagnie, die entlassen werden soll, ist wie eine Baurechnung, die oft noch nicht ganz erledigt und revidirt ist, wenn das Haus schon anfängt, einzufallen. Aber anstatt uns zu lassen, wo wir waren, mußten wir unserm Regimente in dessen neu angewiesenen Cantonirungen — es sollte auf 5 Jahre unter den Besatzungstruppen bleiben — nachfolgen. Zu welchem Zwecke diese mühsamen, unnützen, kostspieligen Märsche! Um noch etwas zu exerciren, puzen, paradiren? Um nicht aus der Gewohnheit zu kommen!

Die Gewohnheit, d. h. das Beispiel vom vorigen Kriege, forderte, daß aus der Zahl der Freiwilligen Einige als Officiere entlassen würden. Die letzten Spielereien hatten uns aber gegen das fernere Soldatensein einen solchen Widerwillen eingeimpft, daß unter uns dazu Aufgeforderten die Mehrzahl die Erklärung abgab, sie danke, es sei damit genug, und mache

auf den Ehrentitel keinen Anspruch. Die zweite Frage war, wer weiter dienen wolle? Nur wenige, denen die Aussichten zum bürgerlichen Fortkommen, durch Verhältnisse oder eigene Schuld, versperrt schienen, meldeten sich dazu. Die Mehrzahl rief protestirend: Wir wollen keine Czafots, keine neuen Hosen, wir wollen nur nach Hause!

Ungern schied ich, nach einem längern als vierzehntägigen Aufenthalt von Sedan. Es war mir dort wohl ergangen, meine Wirthe hatten sich von Tag zu Tage freundlicher bewiesen, mich, als ich krank war, gepflegt, selbst Wein angeboten — etwas, wozu sich der französische Wirth in diesen Gegenden sehr schwer entschloß — selbst freundlich waren sie geblieben, als ich eine große Delicatesse, welche die Töchter mir bereitet, ausschlug — ein Gericht Froschkeulen! Ich konnte mich nicht überwinden. Und nun aus dem gastlichen, freundlichen Stadtaufenthalt wieder die Maas hinauf in Dörfer und Hütten, ohne ein Ziel! Nur etwas tröstete, der Frost und der Sonnenschein. Ich fror lieber in meiner abgeriebenen, dünnen Kleidung, als dies ewige, nasse Nebelwetter mit den Straßen, deren Roth wir an Schuh und Kleidern mitschleppen mußten.

Zehn Tage nach dem Ausmarsch aus Sedan finde ich mich endlich, wonach das Herz so lange sich gesehnt, bei dem alten Dun, in einem Weindorfe, dem ersten und letzten in Frankreich. Aber grade mein Wirth behauptet, keinen Wein zu haben, er sei ganz arm und der Wein theuer. Da entdeckten wir im Keller auf dem Boden eine große Anzahl Fässer, Rufen. Nun muß er geben; die gewöhnliche Ausrede, daß er

nie zu Napoleon gehalten, hilft ihm nicht. Aber der Wein ist herzlich schlecht, und unsere Aerzte lassen uns warnen, davon zu trinken, da er Haut- und Eingeweidekrankheiten veranlasse. Den Becher an der so lange dürstenden Lippe, müssen wir ihn absetzen. Aber wir sind doch im Weinlande gewesen und haben Weinberge, vom Novembersonnenschein angeröthet, gesehen. Und hier die ersten warmen Ofen. Wie das an die Heimath mahnte.

Aber auch in dem Weindorfe bei Dun noch keine Erlösung. In der Nacht hatte es unerwartet geschneit, fußhoch, und wir brachen auf, wieder westlich in die Gebirge, in eine neue, vierte Cantonirung. Auch im Schneefleide, von der Sonne angeglänzt, nahmen sich die Ardennen schön aus. Hier lagen wir bis gegen Ende November, und noch immer waren unsere Listen nicht fertig, unsere Marschrouten nicht bestimmt. Noch ein Mal mußten wir wieder nördlich die Maas hinaufmarschiren, heute auf festgefrorenem Boden, morgen hatte es gethaut, und am Tage darauf hatten wir wieder grundlose Wege, bis an die Kniee versinkend, bis ans Kinn besprügt, zu durchwaten. Glende Quartiere, hier in Hütten, dort gelegentlich in einem alten Herrenhause mit allem Luxus aufgenommen. Wenigstens sollten wir diesen Theil von Frankreich in allen Classen seiner Bewohner kennen lernen. Aber wir waren müde, wir hatten genug, kein moralischer Impuls trieb uns mehr; wir wollten nichts mehr lernen.

Und doch muß ich Manches da gelernt haben. Es taucht vieles aus der Erinnerung auf, was ich in meinen Briefen nicht notirt finde. Wäre ich nur älter als siebzehn Jahr ge-

wesen, welche Studien des französischen Bauerncharakters hätte ich machen, ich hätte „Dorfgeschichten aus der Picardie“ schreiben können. Wie ward ich oft als Wunder angestaunt wegen meiner Gelehrtheit, und welche Schulmeister lernte ich kennen und ward, dieser meiner außerordentlichen Eigenschaft wegen, zu ihnen geführt, ohne, es thut mir leid, es zu sagen, ihnen das Compliment wiedergeben zu können. Da sollte ich lateinisch mit einem sprechen. Der Schulmeister hielt es für angemessener, mir ein Glas Cider vorzusetzen, und mich zum Trinken aufzufordern. Wenn ich heute an des Schulmeisters Stelle wäre, machte ich es eben so. — Aber in einem entlegenen Dorfe in den Ardennen wuchs dies Erstaunen zu einem gespensterhaften Ausdruck. Wir saßen am Kaminfeuer, als mein Zeltgenosß — immer derselbe, der jetzt den Heiden in Amerika predigte, damals aber Fouqué's Zauberring für das größte Werk der Deutschen hielt — in den Winkeln umherstöberte und einen alten schweinsledernen Band auffand, welcher, der Himmel weiß wie, dahin gerathen war. Es waren Dvids Metamorphosen. Er schlug lachend mit der Hand auf den Fund, und begann den ersten Vers zu recitiren, als ich, der noch etwa fünf bis sechs Monat vorher in Secunda meinen Dvid wohl durchpflügt und wenigstens die ersten Verse im Kopfe hatte, einfiel:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

So respondirten wir Beide. Die Blicke der guten picardischen Bauern und Bäuerinnen zu schildern, ist mir nicht möglich. Einer schrie dem Andern das Wunder zu: „Il sai

par coeur, ce qu' aucun dans tout le village peut lire.“ — Ein gemeiner Soldat, ein Soldat aus dem Barbarenlande, und er weiß ein Buch auswendig, was selbst der Pfarrer nicht recht kannte. Man kam, mich zu sehen, als ein halbes Wunderthier oder einen Zauberer. Dann sollte ich dem Pfarrer vorgestellt werden. Ich weiß nicht, warum es unterblieb. Der Cider des Herrn Pfarrer war vermuthlich nicht süß genug. Endlich siegte der industrielle Sinn über das Märchenhafte. Man berechnete, daß ein solches Buch, welches wir in der Barbarei auswendig wußten, außerordentlichen Werth haben müsse, und bot es mir zum Kauf an. Ich dankte dafür, weil es jeder bei uns besäße.

In Givet sollten wir förmlich entlassen werden, dorthin waren die Jägerdetachements aller Regimenter beordert, um gemeinschaftlich den Rückmarsch anzutreten. So waren wir schon von unserm Regimente getrennt, und der Commandeur desselben ließ uns schriftlich sein Bedauern ausdrücken, nicht mehr uns wieder zu sehen und persönlich von uns Abschied nehmen zu können. Er war ein strenger Ehrenmann, wenn er uns gleich, nach unserer Meinung, ohne Noth zu sehr gequält hatte. Zu Byfanci in den Ardennen entließ uns ein anderer General nach einer Parade mit den Worten: „Na, Jäger, nun werdet Ihr nach Hause gehen. Ich danke Ihnen im Namen des Königs. Na, und wenn's wieder losgeht, so kommen Sie doch wieder?“ Nur einige Stimmen antworteten; fort war er geritten. Der General ist jetzt todt; er war erst seit Kurzem ein Preuße geworden.

Auch der November war verstrichen, und in regneri-

scher, unfreundlicher December sah uns noch immer in Frankreich. Am 4. standen wir, von einem Marsche durch Wasser und Schmutz bis über die Ohren besprüht, in einem großen Kasernenhofe zu Sedan, viele tausend freiwillige Jäger um einen freien Mittelpunkt, wo der General von Zieten zu Pferde eine Entlassungsanrede an uns hielt. Es stäubte vom Himmel. Der Tag, die Rede sind mir unvergesslich. Der Sinn der Rede war: nun sei es aus. Wir sollten uns nicht einbilden, mehr gethan zu haben, als unsre Schuldigkeit wäre; wir hätten gethan, was wir thun müssen, und weil es nun vorbei sei, schicke uns der König nach Hause. Aber doch sollten wir darum nicht denken, daß es aus wäre, denn wenn Seine Majestät der König beföhle, müßten wir wiederkommen, und dann ginge es wieder an. Danach hätten wir uns zu achten. —

Also darum — Freiwilliger! Der Regen war nicht kalt, aber die Rede wirkte wie ein Glas kaltes Wasser. Wenn ich später den seligen Professor und Geheimenrath Schmalz hörte und Friedrich von Geng Artikel über die Freiwilligen las, dachte ich an den General Zieten und den Kasernenhof in Sedan.

Ein anderer General sprach nach Zieten. Ich glaubte, es sollte ein Zuckerpulver werden auf den harten Teig, den wir zu verdauen hatten; aber es war Pfeffer, auf Wunden gestreut. Dieser General sollte den Rückmarsch der heimziehenden Jäger befehligen; er hielt es deshalb für nöthig, die strenge Seite in Voraus herauszukehren; seine Worte waren Drohungen, von in die zweite Classe versetzen, Stockschlägen

und von Gensdarmen zurück bringen lassen. Sah er uns denn an, daß wir Marodeure waren? Er konnte uns höchstens unser Misvergnügen ansehen.

Von diesem Augenblicke an war mein und mehrerer Anderer Entschluß gefaßt, die uns schon früher angebotene Entlassung zu nehmen, um auf eigene Kosten zurückzukehren. Obgleich diese Anordnung nicht von unsern unmittelbaren Vorgesetzten herrührte, sondern aus höherer Quelle kam, stellte man uns doch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, und es gehörte Geduld, Ausdauer und ein so fest gewordener Entschluß dazu, um endlich unsern Paß zu ertrogen.

Ich wollte nicht länger Soldat spielen, ich wollte nicht einen Ezakot auf meinen Kopf drücken, und meine Haare nicht länger in die Höhe pressen. Es giebt Augenblicke, wo die willigste, geduldsamste Natur die Grenze des Duldens erreicht hat, und zu einem Widerstande, vor dem sie sonst erschrocken wäre, fähig ist. Ueberdem war es eine traurige Aussicht, auf der großen Heeresstraße, im Gefolge von 4000 Jägern, die zugleich entlassen wurden, in langsamen Märschen, und im Winter, nach der Heimath zu kehren; während es mir sehr poetisch vorkam, mit wenigen Befreundeten, und nach Mühe durch das südliche Deutschland, über altberühmte Städte, dem Vaterlande als ein freier Mann zuzueilten. Wir wollten über Luxemburg, Trier, Mainz und Frankfurt reisen. Mit dem „auf eigene Kosten“ ward es in solchen Fällen nicht zu streng genommen, da es ein ganz ungewöhnlicher Fall war, daß Soldaten, die vom Feldzuge zurückkehrten, nicht einquartirt

würden; auch hätte unsere Baarschaft allein wohl schwerlich noch zu dieser Reise ausgereicht.

Noch abermals zehn Tage zog man uns hin. Noch einmal marschirten wir zurück in die Gebirge, noch einmal kehrten wir nach Givet zurück, und erst am Abende des 13. December kehrten wir mit unsern Pässen in das schon früher genannte Dorf Fromlianes zurück, einst während der Belagerung der Sitz eines der Vorposten, um zum letzten Male mit unserm Detachement daselbst zu übernachten. Es war ein seltsames Gefühl, als wir uns auf das elendeste Strohlager niederwarfen, denn wir waren frei. O diese Nacht, wo wir ausschlafen konnten, Herren über unser Geschick! Und als am Morgen das Horn weckte und rief, und Alles fortstürzte, uns ging es nicht mehr an, wir konnten uns umwenden, strecken, die Augen wieder schließen. Nein, wir sprangen doch auf, nur später, und doch zeitig genug, um an den Reihen unserer nicht so glücklichen Kameraden vorüberzugehen, die Hände mit ihnen zu schütteln und, als das Horn wieder schmetterte, die Commandoworte erschallten, ein fröhliches Wiedersehen im Vaterlande uns zuzurufen. Es war ein bewegter Abschied.

Warum war es nur der Abschied der Zeltgenossen, warum nicht der ganze Ausgang eines glücklichen Krieges? Weil — der Jammer schon anbrach, der jedem aufgeregten Zustande folgt. Weil man schon anfing, es zu bereuen, aus dem alten Geleise gewichen zu sein, weil der todte Organismus unbemerkt Herr ward über den lebendigen Geist. Noch wußte man es nicht, daß man einen Schritt zu weit gegangen

war , aber das Gefühl , der Instinct war schon da , daß man Kräfte aufgerufen , die man weiter führen oder zurückdrängen mußte. Ein Stillstand war nicht möglich. Dieses unbewußte Gefühl arbeitete in den Trägern der alten Ordnung. Ich breche hier ab ; ich wollte eine mir werthe Erinnerung an die letzten Ausläufe einer großen Zeit niederschreiben , nicht Epigramme , wie die Halbheit scheuer Bewachung den Sieg davon trug über rückhaltloses Vertrauen und zu volle gläubige Begeisterung.

Unsere Rückreise war nicht ohne Abenteuer , Fährlichkeiten und angenehme Erlebnisse. Von den Vierern , welche sie zusammen antraten , vom schönsten Winterwetter begünstigt , ist mir der Eine aus den Augen verschwunden , der Zweite ist ein namhafter Arzt und glücklicher Dirigent einer berühmten Irrenanstalt , und der Vierte , der sich nicht zu retten wußte vor den Nachwirkungen und Versuchungen des Soldatenlebens , ist wahrscheinlich in Amerika verkommen.

Eine Wanderung an der Loire.

Aus meinen Erlebnissen.

Von

W. v. Lüdeman n.

Die Welt der Kunst und Wissenschaft, welche in Paris den Fremden umfängt, ist von unendlichem Reiz. In dieser Beziehung glänzt Paris noch immer als die Kapitale der Welt. Wo fände der lern- und bildungsdürstige Geist auch eine solche Fülle und eine solche Bereittheit der Mittel des Unterrichts und des Genusses in dieser Sphäre menschlicher Triebe, wie in der französischen Hauptstadt? Wien, London, Berlin enthalten zwar auch eine Fülle von Anstalten zur Befriedigung des Wissensdurstes; aber theils stehen sie an Reichhaltigkeit den ähnlichen der französischen Hauptstadt weit nach; theils bieten sie sich bei weitem nicht so bereitwillig, so lockend und anziehend dem Suchenden dar, oder entbehren doch jenes Charakters unbegrenzter Liberalität, mit welchem die Anstalten der Kunst und der Wissenschaft in Paris den Fremden fesseln.

Weitberühmte Namen glänzen hier an der Spitze aller gelehrten Institute. Alle Thüren stehen Dir offen. Ohne alle lästige Vorbereitung trittst Du in die glänzendsten Audito-

rien; Du nimmst behaglich in einem Lehnstessel oder auf einem üppigen Stunddivan Platz; Du folgst dem Vortrage, der Dir unentgeltlich gehalten wird; Niemand fragt nach Deiner Immatriculation, Deiner Eintrittskarte, ja nicht einmal nach Deiner Meldung. Du bist da, Du bist Zuhörer — das ist genug! Wie ist dies alles anders bei den vorsichtigen, regelbedürftigen und etwas schwierigen Deutschen! Die Wissenschaft aber — die freie Tochter des Geistes — sollte dem Suchenden auch frei dargeboten werden. —

In dieser verlockenden Welt, in diesem Irrgarten der Kunst und der Wissenschaft hatte ich fast ein Jahr lang unter großen Genüssen geschwelgt. Ich litt damals an der bedenklichen Krankheit, Alles lernen zu wollen. Ich war den Naturwissenschaften unter Gay-Lussac gefolgt; ich hatte die chinesischen Sprachelemente bei Abel Remusat erlernt; hatte bei Korais mit jungen Neugriechen viel verkehrt; bei Florente Spanisch getrieben, konnte das Museum des Louvres fast auswendig, war in der Gallerie einheimisch und brachte täglich einige Stunden in der großen Bibliothek zu; kurz, ich stürzte mich Kopfüber in alle nur denkbare Richtungen der Wissenschaft mit frampfhafter Eier und eben so planlos, als ohne Ordnung und Nachhaltigkeit. Es war die Zeit einer vollbefriedigten Leidenschaft; genussreich wie keine Andre und durch ihren eignen Reiz und den gesättigten Trieb mir für immer unvergeßlich. Für meine Zukunft hat sie mir wenig genutzt; dennoch aber wünsche ich jeder bildungsdurstigen Seele eine solche Epoche im Leben. —

In den Sälen des Louvre — vor der Statue des jun-

gen Bacchus — hatte ich zuerst die Bekanntschaft eines jungen Franzosen aus Boulogne sur mer, Louis Siriez mit Namen, gemacht. Eine feltene Sympathie des Geschmacks und der Denkart brachte uns bald in ein sehr naheß Verhältniß. Unsre Lust an dem Kunstwerk war durchaus sympathetisch, sie jauchzte im gleichen Augenblick auf; wir fühlten übereinstimmenden Genuß, übereinstimmende Verletzung; wir empfanden mit gleicher Stärke und gleicher Lebendigkeit den Sieg und die Niederlage, den Stolz und die Schwachheit der Kunst. Kein Wunder daher, daß wir uns Tag für Tag trafen und in getheilten Freuden schwelgend, da wir Beide 25jährig waren, in kurzer Zeit die vertrautesten Freunde wurden. Beide junge Seelen, dem reinsten der menschlichen Gefühle gleich offen, tauschten sich im Genuße aus und die Eine ward der Andern Schuldnerin für diesen köstlichen Zuwachs im Genuße. — Louis Siriez war in der That ein feltener und ein sehr liebenswerther Mensch. Groß, schlank, blühend von Gestalt, tiefen Auges, sinnigen Ausdrucks der Gesichtszüge, frei und offen, und eben so im Benehmen, gesellschaftlich gebildet und doch ein wahres Naturkind in seinen Empfindungen, gelehrt und bescheiden, sanft und kräftigsten Gefühls, gegen jedes Unrecht ritterlich gerüstet, dabei in liebenswürdiger Art nachgiebig und so schwärmerisch, romantisch und religiös geartet, wie wir mit einem seltsamen Vorurtheil annehmen, daß nur ein Deutscher sein könne. So stellte mein Freund allerdings ein seltenes Exemplar von einem Franzosen dar.

Dier Monat lang trennten wir uns fast nur in den

Stunden der Nacht; am Tage war Einer ohne den Andern kaum zu sehen. Zuletzt indeß nahm ich an Siriez einen ungewohnten Ernst, eine stille Trauer, ein Grollen gegen die Dinge und die Richtungen der Zeit wahr, von dem der Grund mir nicht deutlich wurde.

Inzwischen erwachte der schönste Lenz, dessen ich mich je erinnere. Der Monat April warf seinen Blüthenschmuck in nie gesehener Pracht aus; ganz Paris lag in einem blühenden Liliengarten und ein prachtvoller, wolkenloser Himmel spannte sein azurnes Zelt darüber hin. Derselbe Trieb, der in der kleinen Brust der Schwalbe um diese Zeit mächtig wird, und der sie antreibt, ihr winterliches Asyl zu verlassen und singend und jubelnd in die Luft hinauszufahren, derselbe Trieb erwachte auch in meiner Brust. Die Natur war zu schön; es duldete mich nicht mehr in den Museen und Hörsälen.

Als ich Siriez meinen Entschluß eröffnete, als Wanderer nach dem Süden seines Vaterlandes aufzubrechen, erschraf er heftig und wurde blaß. Ich hatte auf seine Begleitung gerechnet und bat ihn darum; allein mit kurzen und bestimmten Worten gab er zur Antwort, er könne nicht. Siriez war reich und gänzlich unabhängig; die Antwort überraschte mich daher. Ich hatte ein Recht der Freundschaft, in ihn zu dringen, nach seinem Grunde zu fragen. Er blieb mir die Antwort schuldig und wiederholte nur: es sei unmöglich; er könne nicht fort.

Wir schieden zum erstenmal etwas fremd; seine Weigerung hatte mich verletzt; sie verminderte den Genuß, den ich

mir von meiner Wanderung versprach und den ich vielleicht in etwas zu leidenschaftlicher Art mir ausgemalt hatte. Mein Fehler war damals, in der Freundschaft keine Grenze anzuerkennen und sie für so allmächtig zu halten, wie die Liebe. — Genug, wir umarmten uns herzlich; Siriez begleitete mich an den Wagen, der mich nach Orleans führen sollte; noch eine schweigende Umarmung — und ich rollte dahin, Paris ohne Reue hinter mir lassend.

Mein Plan war, von Orleans zu Fuß, allein, längs der Loire, bald links, bald rechts ihrer „prächtig strömenden“ Gewässer bis Nantes, dann südwärts der Garonne zuzuwandern, unbelastet mit Gepäck, das von Entfernung zu Entfernung vorauszusenden Gelegenheit vorhanden war, frei, allein mit meiner Freundin, der Natur. — Was in der Welt geht über den Reiz einer solchen Pilgerschaft, bei 25 Jahren, gesunden Kräften, frischen Sinnen, offener Seele, Liebe zur Natur und gefüllter Börse? Die Krone des Lebens hat keinen höhern Reiz; kein Demantschatz wägt die Lust der Gefühle auf, die einen Wanderer erheben, wie ich einer war, der keine andre Leidenschaft kannte, als zu lernen und der Natur ins Auge zu schauen!

Ich blieb zwei Tage in dem alten, thürmereichen und verfallenen Orleans. Am dritten hatte ich eben meinen Weg über die lange Loirebrücke vollendet, an welcher das „schönere“ Frankreich anfängt, als Jemand athemlos in meine Arme rannte und mich mit heißen Lippen küßte. Ich hatte ihn nicht erkannt — es war Siriez.

In geflügelten Worten berichtete er, nachdem die erste

Ueberraschung vorüber war, er habe es in der Pariser Wüste ohne mich nicht aushalten können. Wie er dem Wagen nachgesehen, der mich entführt habe, seien ihm die heißen Thränen über die Wangen gerollt; er habe sie mit dem Tuche zu dämpfen geglaubt; allein sie wären immer brennender geworden; er habe sie nicht stillen können und so — sei er hier, mich zu begleiten „bis zum Südpol und weiter,“ wenn ich dahin ginge.

So schön und schmeichelhaft dies klang, und so sehr ich, einige Uebertreibung abgerechnet, dies Alles auch für wahr nahm; so kam doch bald an den Tag, daß Siriez's plötzliche Sinnesänderung noch mit einem andern Gegenstande in Zusammenhang stand. Mein Freund, wie aufgereggt er auch war, schwieg darüber; allein, daß gestand er mir zu — wie wider Willen — daß in den jüngsten Tagen in seinem Kreise etwas Unerhörtes geschehen sei.

Wir traten unsre Wanderung nach Blois an. Natur und Himmel waren entzückend; die Freundschaft feierte köstliche Stunden; bei alle dem aber war Siriez, der sonst so sanfte Mensch, viel zu aufgereggt, stürmisch und ruhelos, als daß die ganze Fülle des erwarteten Genusses über mich gekommen wäre. Die genießende Raft ging verloren; eine innere Unruhe trieb den Freund vorwärts und allem Genusse ist die Unruhe — Todfeindin. Es kam zur Erklärung zwischen uns, in deren Folge das Räthsel sich dann auch löste. Siriez liebte ein Mädchen, eine Verwandte in Paris, die plötzlich und auf unbegreifliche Art aus dem Hause ihrer Eltern verschwunden war. Nach diesem Geständniß begriff ich

und erfuhr bald Alles. Ich suchte zu trösten, Hoffnung zu erwecken; allein im Grunde der Seele mußte ich den Freund beklagen, der ein reiches Herz an eine Gefühllose verschenkt hatte.

Wir wanderten nun durch die Obstgärten und die Laubgehänge von Wein und Feigengebüsch, welche ihre Festons am rechten Ufer der Loire hinziehen, die hier, trotz Schiller, ein ziemlich stilles Gewässer ist, flach und inselreich. Auf diesem Wege zum alten Königsschloß von Bevis, vom Liebedausend gefiederter Sängern begleitet, durch eine üppige, frühlingstlustige Landschaft, angefächelt vom warmen Hauch der Aprilsonne, die den grünen Blätterschmuck der Natur noch nicht verkümmert hatte, wie der Mai in Frankreich thut, milderte sich der Schmerz meines armen Freundes. Sanfte Gespräche würzten die Luft der Reise, wie sie uns an zahllosen alten Schlössern und Landsitzen des alten Adels, der hier vorzüglich gern weilte, vorüberführte, und die, wenn auch nun in Werkstätten der fliegenden Industrie verwandelt, oder gar der Bande noir verfallen und ihres Schmuckes beraubt, durch ihre Form und ihre Trümmer der Landschaft doch noch immer zur Zierde gereichten.

„Nicht wahr, mein Vaterland ist schön,“ rief Siriez mehr als einmal aus und ich mußte die Frage bejahen.

„Wie schade nur, daß dies schöne Land dem düstern, freundenfeindlichen Geiste des Priesterthums von Neuem verfallen soll. Wie schlimm,“ fuhr er fort, „daß unsre Könige nicht gelernt haben, die Morgenröthe der helleren Tage zu erkennen, die für den Menscheng Geist nun angebrochen sind! — daß sie, der Verdunkelung Bundesgenossen, auch heute wieder danach

trachten, den Staat in die Kirche einzuzwängen, die dumpfen Klostermauern, welche die Zeit niederwarf, wieder aufzurichten und, wäre es möglich, mit Dragonaden die Völker Frankreichs wieder in den Schafstall Roms zurückzuscheuchen!"

Ein glühender, patriotischer Zorn zuckte über Siriez's sanfte Wienen, wie er so sprach. Die Aufwallung war zu verzeihen; denn er hatte Recht; es war die Zeit der wiedererwachenden Allgewalt des Priesterthums in Frankreich — eine schlimme Zeit, die viel gerechten Zorn in die Gemüther der Franzosen schleuderte und mit diesem Zündstoff die Explosion vorbereitete, welche einige Jahre später den Thron der ältern Bourbonen mit einer einzigen erdbebengleichen Bewegung umstürzte.

Ich warf ihm ein, sein verwildertes Frankreich bedürfe eines starken Zügels, den politischen ertrage es nicht; so werde denn der Versuch gemacht, ob es den religiösen zu tragen fähig sei. Allein dies hieß Del in die Flamme gießen. „Vermaledeiter Irrthum,“ rief er aus, „der die Menschheit entmenschen möchte, um über Thiere zu herrschen!“ Ich hatte ihn nie so zornig gesehen. — „Höllisches Ungethüm, Ausgeburt des verirrten Menschengestes, Schandfleck der Geschichte des Geistes — dieses Römerthum! Noch schleicht die Hyder im Schatten der Nacht umher; noch kürzen die Jesuiten ihre Röcke, um uns nicht kenntlich zu sein; noch drängen sie sich als Aerzte, Lehrer, Rathgeber, gleich Wölfen im Schafsfleide, in die Familien, umnebeln die Frauen und die Unmündigen, empfehlen ihre Künste als unschädliche Uebungen und verdummen die Seelen durch Tand und Heuchelei! Aber

wenn sie sicher sein werden ihres Sieges über die Vernunft und den ritterlichen Nationalgeist meines Volks — wenn ihre Schlingen verbreitet, ihre Fallgruben gelegt sein werden, daß dem freien Geiste kein Tritt mehr möglich ist — dann werden sie den gierigen Zahn des Menschenfressers zeigen; dann werden sie diese schöne Natur in Trauerkleider hüllen und die Gesellschaft in Klostermauern sperren, damit nur ja kein echtes und menschliches Gefühl mehr auf der schönen Erde wach werde. Dann werden sie herrschen auf den Trümmern alles Menschenglücks, das sie mit den Schrecknissen ihrer Hölle von der Erde verscheucht haben! Dann werden wir kein Wort sprechen dürfen, das diese Verderber des Gottesgeistes nicht gut heißen; keinen Gedanken hegen, den diese blutigste aller Tyranneien nicht verfolgt. Dann werden wir der Vernunft alle Gemeinschaft aufkündigen müssen, dann wird auf Erden die letzte Stunde geschlagen haben für Alles, was edel, groß, menschlich heißt, was Liebe, Freundschaft und Glückseligkeit athmet! — Entsetzlich! —

„Eigene Schuld,“ rief ich! „Warum ist Frankreich damals, als es die Kirchen wieder aufbaute, nicht protestantisch geworden?“

„Protestantisch? Warum nicht gar!“ rief der erzürnte Freund. „Seid Ihr denn besser daran? — Als wenn man nicht wüßte, daß auch in Deutschland das Jesuitenthum wuchert, mit langen und kurzen Röcken? Gebt Acht, es wird auch in Deutschland irgend ein Unglück geschehen!“ „Nun denn,“ entgegnete ich, um den leidenschaftlichen Freund zu beruhigen; „so müssen wir uns damit trösten, daß alles

Fortschreiten der Welt auf diesem Wege bewirkt wird. Ein übermächtiges Gewicht drückt an irgend einer Stelle auf die Erdfugel, so daß sie wider Willen vorwärts springt. Kein Sprung ohne dies Gewicht. Die Action erzeugt die Reaction, und auf die unbesonnenen Tegel folgen die geisteskräftigen und siegreichen Luther!“

Doch auch dies verfieng nicht. Siriez ergoß sich vielmehr in immer heftigern Diatriben gegen die Schmach dieser Tage und ich erkannte an diesem zornigen Ausbruch, daß die sanfte Seele meines Freundes von einer schmerzhaften Wunde getroffen sein mußte, und zwar von der Hand eines jener neuen Beherrscher Frankreichs, die, man begriff kaum, woher sie kamen, plötzlich wie eine heißhungrige Geierschaar über das Land zwischen Rhein und Adour sich daher gestürzt hatten.

Dieser Zorn öffnete jedoch die Pforten seiner in diesem einen Punct so verschlossenen Brust. Er beichtete mir seinen Fall.

Siriez liebte ein Mädchen, seine Cousine, Lucy Delcour, die Tochter eines Lieferanten am Hofe der Tuilleries. Er war um ihretwillen von Boulogne, wo er sie im verflossenen Sommer zum erstenmal gesehen, nach Paris gekommen. Er warb um sie. Allein Lucy war ein eigenthümliches, seltsames Wesen, eine sechzehnjährige Schwärmerin für den Ruhm. Ihr eigensinniger Geschmack machte, daß sie fast alles haßte, was Mädchen ihres Alters sonst hoch halten. Sie liebte das Theater nicht, sie verachtete den Fuß, die schmeichelnde Umgebung junger Männer, sie haßte den Tanz, die Gesellschaft gewöhnlicher Art. Ihre Leidenschaft war die Geschichte edler

Thaten; die Betrachtung großer Männer, berühmter Frauen; mit einem Wort, die Bewunderung des Geistes. Sie vertiefte sich in dieser Neigung und verschmähte den Verkehr mit ihren Altersgenossen. Niemand, auch Siriez nicht, vermochte ihr zu gefallen. Je mehr die Bewerbung in sie drang, desto entschiedener stieß sie sie zurück; ja, die kleine Unholdin strafte die Anmaßung, die darin lag, ihr gefallen zu wollen, durch desto gesuchtere Verletzung und um so empfindlicheren Spott. Natürlich zog sich die junge Welt bald genug von der schönen Eigensinnigen zurück; nur Siriez blieb und harrte aus: denn sein Gefühl für Lucy war tief, wie sein langes Schweigen darüber gegen mich klar machte.

Ein deutscher Flüchtling — oder so etwas dieser Art — ein deutscher Poet, hatte in ihrem Hause in der Rue d'Artois Wohnung gefunden. Lucy hörte von ihm sprechen, von seiner Verfolgung, seinem Ruhm im Vaterlande, seiner Begeisterung für Frankreich. Schon dies reizte. Sie sah die jungen Deutschen, welche nach Paris kamen, sich zu ihrem unbekanntem Hausgenossen drängen; Versammlungen fanden bei ihm Statt und er war bei diesen der Gefeierte. Ihr eigensinniger Geschmack bildete sich einen Mann von hohem Ruhm, von hohem geistigen Adel, einen Mann nach ihrem Geiste aus dem immer noch unbekanntem Mitbewohner. Nach und nach erschienen auch junge Franzosen von aufblühendem Dichterruf, Jenem ihre Huldigung darzubringen; junge Gelehrte, die mit deutschen Studien beschäftigt, den der Literatur gewidmeten Zusammenkünften bei dem Unbekanntem beizuwohnen, sich zur Freude rechneten. Unter diesen waren klingende

Namen, aufblühende Talente, wie Victor Hugo, Barthelémy, Alexander Dumas, Geister, auf welche man stolz war, und die bei dem Manne aus- und eingingen, auf welchen Luch's Seele seit vielen Wochen gespannt war. Diese Spannung wuchs, je mehr sie vor Vater und Mutter zu verbergen war; Geheimniß und Neugier aber sind wie Vater und Mutter der Liebe. —

An einem Wintertage endlich, beim Schein der Hauslaterne, sollte sie den Unbekannten zum erstenmale sehen. Sie glitt auf den Stufen der Treppe aus; er berührte sie, schützte sie vor dem drohenden Fall und empfing ihren Dank. Diese Begegnung, der Eindruck, den ihre Phantasie von ihr empfing, bewältigte das eigenwillige Kind.

Der Mann war Ludwig Börne.

Wer von uns den liebenswürdigen, aber von einem Unmaaß des Geistes verirrten Humoristen gekannt hat, wird unsrer wahrhaften Erzählung hier den Glauben zu versagen geneigt sein. Börne war nichts weniger, als ein schöner Mann. Mittelgroß, von guter Haltung, geistvollen, schwarzen Auges und einen gewissen Ausdruck von Hoheit in Stirn und Kinn, bot seine Erscheinung doch wenig dar, was einer Pariserin zu gefallen, ein Recht hat. Er war fast vierzig Jahr alt, ein wenig pockennarbig, von einem Gesamtausdruck der Züge, der mehr sinniges Nachdenken, als Muth und Adel der Seele aussprach; dabei im Aeußern wenig auf Sauberkeit bedacht, und von zwar markigem, aber nicht melodischem Ton der Stimme. Hierzu kam, daß sein Ausdruck im

Französischen schwerfällig und sein Accent von allen Mängeln der süddeutschen Mundart verunstaltet war.

Ihre Phantasie mochte nun Lucien ein andres Bild darstellen, oder die Wirklichkeit traf in der That ihren Geschmack, genug, ihre Seele neigte sich dem Manne zu, auf dessen Anblick sie so lange gespannt gewesen war. Durch welche Veranstaltung es geschehen war, daß Börne sich bewogen fand, nach jener Begegnung in der Familie des Hoflieferanten Besuch zu machen, weiß ich nicht; genug, es geschah. Der deutsche Humorist gefiel sich in dem Kreise, kam wieder und wieder, vielleicht nur, weil er die Gelegenheit günstig fand, sich in der französischen Conversation zu üben, vielleicht, weil ihm Lucy's zuvorkommendes Verhalten schmeichelte — und war bald ein gewohnter Gast in dem Kreise, der ihn mit so viel Freundlichkeit empfing.

Lucy hatte nun Gelegenheit genug, sich ihrem Geschmacke hinzugeben. Sie stritt, sie schwärmte, sie disputirte mit dem deutschen Philosophen und diese Disputationen wurden, ehe Jemand es wahrnahm, zum Quell einer tiefen Leidenschaft für die junge, unerfahrene Seele. Bald hatte sie nur Aug' und Ohr für ihren Freund, vergaß ihre Umgebung und nahm nicht im Geringsten wahr, daß der Vetter Louis für sie sich in Schmerzen verzehrte. Ihre Träumereien wurden ihr bald über alles theuer, und aus der Art und Weise, wie sie die Aufmerksamkeiten, die Bewerbungen des Veters zurückwies, mußte man endlich schließen, daß sie um keinen Preis in ihnen gestört sein wolle. Im Austausch ihrer phantastischen Gefühle begegnete sie dem armen Louis, wie man einem

vorlauten Kinde begegnet; sie gebot ihm Schweigen, wenn ihr Freund sprach, verwies ihm jeden Widerspruch und gab ihm zu verstehen, daß er erst etwas aus sich zu machen habe, ehe er das Wort zu nehmen berufen sei. „Bei Frauen,“ meinte sie und sprach es aus, „dürften nur Männer gelten, die dem Vaterlande oder der Wissenschaft gedient hätten; die Ansprüche der Bedeutungslosen seien unerträglich, und keine Frau, die sich in ihrem Werthe empfinde, werde solche Ansprüche jemals gelten lassen.“

Zurechtweisungen dieser Art machten Siriez sehr unglücklich. Er war von Natur bescheiden und fühlte im Grunde genommen die Richtigkeit von Luch's Sätzen; allein er liebte das kleine eigenfönnige und sonderbare Wesen mit aller Gluth eines ersten Liebes. Je mehr er zurückzutreten genöthigt war, um so weniger konnte er dieses Geföhls Herr werden und mehr als einmal war sein verletztes Gemüth darauf und daran, in Aller Gegenwart eine ärgerliche Scene zu veranlassen. — Eine Zeitlang versuchte er es mit der Entfernung — es war die Periode unsrer Bekanntschaft — allein umsonst; er mußte — es zwang ihn dazu — wieder zurückkehren, und als er wiederkam, war die Sache schlimmer, als zuvor. Luch's Herz und Seele waren dem deutschen Besucher nun entschieden zugewendet und alle Hoffnung des Sieges war für ihn verschwunden.

In dieser Zeit erkrankte Siriez's Gegner plötzlich und heftig. Die Familie war ganz Sorge für ihn. Was der wohlbestellte Haushalt nur darbot, war zum Dienste des Kranken Fremdling's bereit; ich selbst besuchte den Landsmann

und fand ihn wie einen altfranzösischen Marquis gebettet und gepflegt, und mit allen Comforts eines Kranken versehen.

Seine Krankheit verschlimmerte sich jedoch; man verlor die Hoffnung für ihn. In diesem Zeitpunkt brach Luch's Leidenschaft aus dem Herzen an den hellen Tag hervor. Ihre Sinne verwirrten sich, der Geist bewältigte den zarten Körper, sie litt an diesem und an jenem zugleich; eine tiefe Melancholie bemächtigte sich ihrer. Noch bewahrte sie ihr verderbliches Geheimniß, die Lippe verrieth nichts von den Qualen ihrer Seele. Allein eines Abends zu Ende des Winters geschah es, daß man Luch im elterlichen Hause vermißte und erst nach langem Suchen sie wiederfand, wie sie zusammengedrückt, das Gesicht in Thränen gebadet, im Finstern auf der Schwelle des Zimmers ihres frankten Freundes, zwei Etagen über ihrer Wohnung, dasaß. Anfangs wollte sie von der Stelle nicht weichen; sie behauptete, dies sei ihr Platz; hier müsse sie seine Athemzüge belauschen." Sie widerstand dem gütlichen Zureden der Mutter; sie trotzte der Drohung, sie ihrem Schicksal preis zu geben, und als man endlich zur Gewalt seine Zuflucht nahm, als man sie hinabführte, ergoß sich aus ihren Augen, wie zwei Thränenbäche und sie sprach fortan kein Wort mehr.

Die Sache war nun klar und den Eltern schien nur unbegreiflich, wie sie eine so klare Sache nicht früher wahrgenommen hatten. Der Vater vermüschte seine Blindheit, seinen Dienst, der ihn vom Hause entfernt gehalten, den Fremden, die deutschen Flüchtlinge überhaupt; die Mutter klagte ihre Nachsicht, ihre Dienstfertigkeit gegen den Kranken, den

unbegreiflichen Eigensinn ihrer Tochter und den heillosen Geist der Zeit an; Lucy selbst aber verfiel in eine namenlose Krankheit, in der man keine Antwort, keinen Wunsch, keine Klage von ihr vernahm, abgerechnet von Zeit zu Zeit den Ausruf: „Er stirbt,“ oder: „Nun ist er gestorben!“

Er starb jedoch nicht, sondern er genas vielmehr bald und vollständig. Lucy's Geist aber blieb in seinen Tiefen zerstört. Zwar besiegte auch hier der Körper die Krankheit; aber ihre muthwillige Heiterkeit, ihr frischer, regsamer Geist, ihre mitfühlende und theilnehmende Seele schienen für immer verloren zu sein.

Den Fremden, die Ursache alles dieses Uebels, wagte man nicht, zu ihr zu führen und von selbst kam er nicht; ja, er blieb vielleicht ohne Ahnung davon, zu welchem Unheil er in der liebenswürdigen und hülfsfertigen Familie Anstoß gegeben hatte. Den Better Louis aber weigerte sie sich standhaft, zu sehen, und als er im Laufe der Krankheit einmal, auf Veranstaltung der Mutter, unerwartet in Lucy's Zimmer trat und sie mit seiner sanften und schmerzgebrochenen Stimme anredete, trat eine solche Verschlimmerung ihres Uebels ein, daß man den Versuch den letzten sein ließ, oder doch ihn wider ihren Willen nicht zu wiederholen wagte.

Inzwischen war ein junger Professor der Ecole française, Laurent mit Namen, ein stiller, liebenswürdiger Mann, mit blassen, feinen Zügen, aber trotzdem, daß er erst einige 30 Jahre zählte, sehr corpulent, in die Familie eingeführt worden, und da er das Talent zu haben schien, Lucy's Trübfinn einigermaßen zu zerstreuen, so empfing man ihn

gern, und bald als täglichen Gast des Hauses. Laurent gehörte der damals jungen Schule der Theologen an, die wissenschaftlich oder unwissenschaftlich einem bedenklichen Ziele dienten. Er war ein Vertrauter des Bischofs von Hermopolis, ein Jünger, ein Organ jener im Finstern schleichenden geheimen Macht, die Siriez mit schwerem Fluch belastet hatte. Er war ein Jesuit de courte robe, der eifrig auf die Seelenjägerei ausging, und der, um es kurz zu sagen, „ad majorem dei gloriam“ zu jedem noch so bedenklichen Unternehmen bereit war. Ob auch Sinnlichkeit eine mitwirkende Triebfeder in seiner Seele war, mag unentschieden bleiben; genug, er drängte sich an Luch, mit der Absicht, aus dem überlebhaften Kinde eine Heilige, eine Dienstbare, ein Werkzeug seiner Zwecke zu machen.

Was ein Mann, wie Laurent beginnt, führt er gewöhnlich zum Ziele. Entschlossen, durch nichts zurückgeschreckt, weder links noch rechts blickend, das Ziel fest im Auge, alles gering achtend, was seiner Erreichung entgegenstand, dabei fein und schlangenflug, und nicht minder muthig und entschlossen; so mißglückt solchen Seelen, welchen mit Gefühlen nicht beizukommen ist, selten ein Plan. Der Laurents war darauf gerichtet, Luch in seine Gewalt zu bekommen und die Umstände waren so gestaltet, daß er glücken mußte.

Der Jünger Lohola's fing damit an, den Gedanken in Luch's Seele zu träufeln, daß nur im Schooß der Kirche für ihre Leiden Trost zu finden sei. Er stellte ihr vor, wie leicht und schmerzlos dies Mittel sei und reizte ihre auf einen Punct gerichtete Phantasie durch die Wunder der Heilung, welche

die Kirche in solchen Fällen bewirkt habe. Er brachte es dahin, daß Lucy den Versuch machte, welchen Einfluß äußere Andachtübungen auf ihre Seele hatten, und als die Leidende sich danach wirklich ruhiger und gefaßter fand, so bestärkten die kurzfristigen Eltern — vielmehr die Mutter, denn der Vater war fast immer abwesend — ihn in seinen fortgesetzten Bemühungen.

Lucy's Gemüth nahm eine neue Richtung; bald war sie, von unverständigen Selbstanklagen und geistlichen Vorwürfen geängstigt, in den Seelenzustand versenkt, wo Andachtsübungen eine körperliche und geistige Erquickung gewähren. Sie hatte schon keine Macht mehr über sich, sie lag schon fast in der Hand ihres geistlichen Mentors, als dieser, umherspürend nach jedem möglichen Mittel zum Triumph, eine Entdeckung machte, die den Sieg entscheiden mußte. Er mittelte aus, daß der geliebte deutsche Flüchtling — ein J u d e sei.

Der Tropfen Gift, der in dieser Entdeckung lag, wurde nun der Seele Luciens mit aller Kunst des Jesuitismus beigebracht. Welch' Entsetzen für das schon bezwungene Kind, für die fromme Mutter lag in dieser Entdeckung! Diese Schuld war gar nicht anders zu büßen, als durch ein Leben voll Reue und Zerknirschung. Lucy's Wiederherstellung war nicht anders möglich, als in einem Kloster, in einem der Asyle gefallener Seelen, die dem frommen Frankreich jetzt — dem Himmel sei Dank — wieder ihre Pforten öffneten.

Der Plan reifte nun schnell heran — er reifte mit Lucy's Willen, so weit ihr Wille noch der ihrige war. Ihr Geist war von der alten Verirrung ihrer Seele zu einer neuen

übergegangen. Ein Jahr im Kloster der Soeurs blanches zu Tours sollte über Luch's Beruf zum Leben der Heiligen entscheiden; sie nahm die ihr verhängte Prüfung als eine ganz gelinde Strafe ihrer Sünden hin; sie übergab sich ganz der Leitung ihres geistlichen Beschützers, und dieser versäumte nichts, die nöthigen Vorbereitungen so schnell als möglich zu Ende zu bringen. Die Priorin zu Tours war die Halbschwester seiner Mutter, die Thüren des Heiligthums standen ihm offen; das Gesetz nahm damals keine Kunde von Befehrungen und Klöstereinrichtungen, und die Geistlichkeit schaltete, still begünstigt von der Staatsregierung, frei und unangefochten mit den Seelen der Gläubigen. Es war ein geltender Grundsatz, Kirche und Staat in getrennter Stellung zu betrachten, ein Grundsatz, falsch in der Theorie und unausführbar in der Praxis; denn sobald die Kirche eine äußere Erscheinung wird, gehört sie dem Staate an, und hat sich seinen Grundeinrichtungen anzupassen. Genug, es ward ganz heimlich beschlossen, daß Laurent Luch nach Tours bringen sollte, und zwar von Niemand sonst begleitet, um kein unnöthiges Aufsehn zu erregen. Die Ausführung dieses Planes gelang so vollkommen, daß selbst die Hausgenossen von der plötzlichen Abreise Luciens, die in der Nacht erfolgte, nichts wahrnahmen, und daß außer für ihre Eltern, Luch spurlos verschwunden war, als mein Freund nach ihr fragte. In den himmelhohen Häusern von Paris schließt oft eine Wand namenloses Elend ab, von dem selbst der nächste Wandnachbar keine Ahnung hat. —

Unter dieser Erzählung Siriez's, die mir nicht wenig Theilnahme einflößte, wanderten wir an den blühenden Ufern

der Loire hin, die mit ihren lachenden Reizen zu dem düstern Bericht meines Freundes in einem grellen Contraste standen. Des finster brütenden Geistes des Priesterthums ist in der lachenden Natur nur mit Schauer zu gedenken; er erscheint um so unnatürlicher, je heller die Sonne, je reiner der Himmel über uns leuchtet. Wir ahnen dann um so tiefer, daß er nicht zu den Einrichtungen der Schöpfung paßt, und sie meistern möchte.

Schon hatten wir Beaugency hinter uns gelassen, und traten nun in das Land der Schlösser ein. Die alte Königsburg von Blois hatte uns fast einen ganzen Tag lang festgehalten, denn wir waren hier den Fußtapfen des großen Guise gefolgt, bis dahin, wo er selbst als Opfer eines königlichen Mordanschlags, auch ein Fanatiker, blutend niedersank. Von den Zinnen des wunderlichen Alhambra Schlosses von Chambord, dem Wiegeneschenk einer Hauptstadt an einen nun von ihr verläugneten Prätendenten, sahen wir die Sonne aufgehen; wir bewunderten die sterile Pracht dieses merkwürdigen Bauwerks einer Zeit, die uns mit Unrecht für ideenarm gilt; wir durchzogen die reiche Uferstraße nach Amboise hin, wo die Loire ihr silbernes Band um liebliche Inseln schlingt; besuchten die alten Mauern des Schlosses von Amboise, an Thaten des Krieges und an Friedensschlüssen so reich, der Lieblingsstz der Medicäerin, Mutter dreier blindgläubiger Könige von Frankreich, und gelangten allmählig zu dem Felsenthale, das die Loire gegen Tours hin einengt und das mitten im volkreichsten Theile von Frankreich, die Scenen troglodytischer Wohnungen in den Felsenwänden darstellt, die

sonst nur im Innern von Sicilien wieder angetroffen werden.

In der Laube einer Guinguette des Dorfes Negron hatten wir uns an einem ländlichen Frühstück, aus Wein und Eiern gestärkt, und standen im Begriff, die letzten fünf Lieues nach Tours rüstig und in einem Zuge zurückzulegen; als ein Halbwagen, von hier ungewöhnlicher Form mit einem Pferde bespannt, ein echter Pariser Coco, so dicht an uns vorüberfuhr, daß er Siriez's Kleid streifte und es beschmutzte. Mein Freund blickte auf, um dem ungeschickten Kutscher einen Verweis zu geben. Ich sah ihn erbleichen. „Blendwerk der Hölle,“ rief er aus, sprang an den Kopf des Pferdes hin, dessen Zügel er faßte, warf noch einen Blick in den Wagen und rief mir dann zu: „Bei Gott, sie ist es — es ist Lucy!“

Im Augenblick war ich bei ihm. Wir sahen den dicken Herrn Laurent, der selbst die Zügel des Fuhrwerks führte, und neben ihm, vom Schleier verhüllt, ein junges Frauenzimmer in den Hintergrund des Wagens gedrückt, in dem das scharfe Auge des Liebenden den Gegenstand seiner Seelenleiden erkannt hatte.

Das Pferd wurde festgestellt und es eröffnete sich nun eine seltsame Scene. Sein Thier peitschend, schrie der Jesuit, wir sollten ihn seine Reise fortsetzen lassen, rief nach Hülfe und nannte uns Straßenräuber. Siriez schob mir die Zügel des Pferdes in die Hand, sprang an den Wagen und verlangte von dem Entführer, er sollte Lucien herausgeben. Hiervon wollte Laurent nichts wissen, drohte, schrie und fluchte. Da die Verhandlung auf diesem Wege zu keinem Ende kam, so

machte Siriez Anstalt, sich mit Gewalt in den Besitz des Wagens zu setzen. Dieser war nur von vorn und über die Gabeldeichsel her zugänglich; aber als Siriez auf die Deichsel sprang, im Begriff, mit dem geistlichen Herrn Handgemein zu werden, da blickten ihm plötzlich ganz blanke Pistolenläufe entgegen, die der Jünger Loyolas mit Blitzesschnelle aus seinem Brustflaz hervorgezogen hatte und die er nun mit vieler Ruhe auf ihn gerichtet hielt.

Bei diesem Anblick taumelte Siriez zurück und ich eilte dem bedrohten Freunde zu Hülfe, indem ich das Pferd sich selbst überließ.

Es schien, die Bestung sei gut vertheidigt und uneinnehmbar: der Rath der Weisen reichte nicht aus, zum Ziele zu gelangen — wir hätten den Räuber seines Weges ziehen lassen müssen, wäre uns nicht die Unvernunft eines Thieres zu Hülfe gekommen. Während dieses Scheinkampfes an der Oeffnung des Wagens ging plötzlich eine der Pistolen los; das erschreckte und sich selbst überlassene Thier in der Gabeldeichsel schlug eine schräge Richtung ein, sprang entzügelt über den schmalen Chauffeeegraben hinweg und schleuderte mit dieser Bewegung den Wagen sammt seinem Inhalt furchtbar in den entgegengesetzten felsigen Grabenrand.

Der Kampf war aus und der Sieg war dem Fußvolt geblieben. Zertrümmert lag die uneinnehmbare Bestung des Feindes vor uns; der dicke Laurent lag auf der Seite, wohin der Sturz ging, zerquetscht und mit blutender Stirn am Boden; auf ihn ruhte die arme, erschrockene, reizende Lucy unbeschädigt auf der breiten Unterlage ihres geistlichen Führers

und physischen Entführers — stumm und starr vor Schrecken standen wir am innern Grabenrand und röchelnd lag der niedergestürzte Gaul auf der äußern Seite am Felsen. Das Bild wäre eines Malers würdig gewesen. — Natürlich halfen wir zuerst und nicht ohne Mühe der zitternden Schönen aus dem zerbrochenen Gefährt hinaus. Sie dankte Siriez für den Dienst und überließ sich seiner weitem Führung. Laurent, mit dem Ausdruck von Wuth und Schmerz im Gesichte, behauptete, nicht aufstehen, kein Glied rühren zu können, und in der That war sein Zustand kläglich. Sein linker Arm schien aus der Schulterhöhle verrenkt zu sein; nutzlos lag seine Feuerwaffe neben ihm; er mußte eine Capitulation eingehen. Da er durchaus nicht zu Fuß von der Stelle konnte, der leichte Wagen aber gänzlich zertrümmert war; so wurde ihm sein Gaul zur Disposition gestellt. — Weiter ging unsre Pflicht für ihn nicht, und da auch Lucy schneller Hülfe bedurfte, so schlugen wir mit ihr einen Seitenweg nach einem Dorfe ein, in dem ein Kirchturm und eine weiße Pfarrwohnung die nächsten Hülfsmittel für die verunglückten Reisenden zu versprechen schien.

Unterwegs sank Lucy ohnmächtig nieder. Siriez stürzte den Felspfad hinab, dahin, wo er einen Quell rauschen hörte; er brachte Wasser in seinem ledernen Trinkbecher. Lucy erholte sich. Sie ruhte an Siriez's wallender Brust und mein Freund träumte sich im Himmel. „Um Gotteswillen, theure Lucy,“ rief er, „sein Sie stark, bieten Sie Ihre Kräfte auf. Tödten Sie mich nicht!“

Lucy lächelte ihm ein Erwachen zu. „Mein guter

Better," sagte sie und preßte seine Hand mit einem leisen dankenden Druck für so viel Sorgfalt. Mein Freund zog die Hand an seine Lippe, die vor Wonne und Seligkeit glühte.

Die kurze Scene band seine Seele auf immer an die Luciens.

Das liebe Kind war indeß bald wieder im Stande, den Weg fortzusetzen, natürlich auf des Beters Arm gestützt. So wurde das Dorf Vernon ohne Fährlichkeit erreicht. Die verunglückten Reisenden fanden im Pfarrhause eine freundliche Aufnahme, und nachdem Lucy einige Stunden behaglicher Ruhe gepflegt, der Inhalt des zertrümmerten Gefährtes auch herbeigeschafft war, nahm das bedenkliche Abentheuer plötzlich in unsern Augen eine reizende und heitere Gestalt an. Was wenige Stunden zuvor für Siriez noch als eine verwegene Hoffnung erschienen war — mit der Geliebten vereint zu sein, ja, nur ihren Aufenthalt zu entdecken — das war jetzt in Erfüllung gegangen; ja mehr, er hatte ihr einen ritterlichen Dienst zu erweisen, sie aus schnöder Gewalt, vor drohender Gefahr vielleicht, zu retten vermocht; er hatte, sobald sie nur wieder richtig zu fühlen begann, eine That vollbracht, die ihm ihres heißesten Dankes versichern mußte. So seltsam verfügt eine höhere Macht oder der Zufall über unsre Pläne, Hoffnungen, Geschicke; denn alles dies schuldete er nur dem rechtzeitigen Seitensprunge eines Pariser Kleppers! — Was mich betraf, so war ich erfreut, nicht nur die Lucy meines Freundes kennen zu lernen, sondern auch meinen armen Siriez in dem ungestörten Besiz seines Kleinods für

einige Stunden wenigstens glücklich — überglücklich — zu sehen. Der Arme sollte es ja nicht lange sein! —

Vater Hilaire, der Pfarrer, war ganz Theilnahme und freundliches Bemühen für diese sonderbare Reisegeellschaft. Der heitere, rüstige Sechziger war auch ein überaus frommer Mann und ein Convertit. Welch einen Unterschied aber stellte er dar, zu der Frömmigkeit Laurents und seiner Geistesgenossen! Als Jüngling war er einer der eifrigsten Encyclopädisten und Anhänger des Culte de la Raison gewesen; ja es wurde sogar behauptet, er habe bei den berühmten Festen vom Jahre 1794 als einer der Schleppträger der Göttin der Vernunft auf dem Concordienplatze figurirt. Vom Widersinn dieser Nummerei bald durch eignes Nachdenken überzeugt, wurde Vater Hilaire Soldat und focht die glorreichen Kämpfe von Montenotte und Marengo tapfer mit. Diese Zeit war ihm natürlich theuer und unvergeßlich. „Im Kriege, in der Schlacht, schwer verwundet unter Sterbenden,“ so sagte er, „lernte ich Gottes Größe kennen und die Kleinheit der Menschen; die Nichtigkeit des Glücks und die Nothwendigkeit, an eine höhere Fügung, Schicksalsmacht oder moralische Weltregierung, wie wir sie nennen mögen, zu glauben. Ich sah ein,“ sagte er, „daß Gottes Willen zu thun, d. h. das Gute zu fördern und die Werke der Liebe zu üben, der erste Ruf sei, der an die ganze Menschenfamilie ergangen ist. Ich wurde Theologe aus Forschungstrieb, und da ich in diesem Studium meine ganze und volle Befriedigung fand, Geistlicher aus Beruf. Nun weide ich denn seit zwanzig Jahren meine Heerde von Vernon und glaube steif und fest,

daß es in der Welt keinen glücklicheren Menschen giebt, als mich. Wie Alt und Jung mich Vater nennt, wie meine Kinder mich lieben, sehen Sie selbst; einen unbefriedigten Wunsch kenne ich nicht. Hätte ich einen, so wäre es der, daß unsre Kirchensatzung uns nicht verböte, meiner Gemeinde auch als Familienvater mit einem guten Beispiel voranzugehen und den Leuten, die nicht daran glauben wollen, zu zeigen, welches süßes Glück und welche Seligkeit in der Ehe zu finden sei, wenn man sich nur die Mühe geben will, es darin zu suchen. Da dies nun einmal nicht angeht und wir berufen sind, statt dieses guten, ein unfruchtbares und jedenfalls bedenkliches Beispiel zu geben: so freue ich mich mit den Glücklichen und klage mit den Leidenden, deren Zahl ich um meiner selbst willen nach Möglichkeit vermindere, indem ich den Leuten guten Muth und Gottvertrauen einflöße.“

Und nun fuhr der treffliche Pfarrer scherzend und rührig bemüht fort, für unser Nachtlager und Nachtmahl zu sorgen, und Luch in ihrer Erschöpfung zu erquickern, mit allem, was sein kleines Haus und Küche und Keller seiner Nachbarn nur besaß.

Siriez sah ihm dankbar und verwundert dabei zu. „Nun, Freund,“ raunte ich ihm ins Ohr — „wie gefällt Dir dieser Priesterhochmuth? Paßt Deine Verwünschung auch hier, oder soll hier eine Ausnahme gelten?“

„Ein weißer Stabe,“ gab Siriez zurück und umarmte den um Luch bemühten Alten in einem Erguß von Dankbarkeit und Rührung.

Als Luch sich einigermaßen erholt hatte und Vater

Hilaire erfuhr, daß sie in ein Kloster gehen wolle, was er ihre Reisebegleitung mit verwunderten Blicken. Es mußte ihm ein Theil ihrer Geschichte mitgetheilt werden. „Mein liebes Kind,“ sprach er dann zu Lucien — und der würdige Ernst, welcher diese Worte begleitete, stand ihm vortrefflich — „mein liebes Kind, Ihr Unternehmen ist gut, aber gefährlich. Gut, wenn Sie Ihres Geistes gewiß sind und überzeugt, daß er Ihrem Willen stets gehorchen werde; gefährlich, wenn nur noch eine Regung in Ihnen ist, die dem Willen nicht unterthan ist. Ist dies der Fall, so ist Ihr künftiges Unglück gewiß! Gottes Willen, nicht den unsrigen, sollen wir thun, und dieser giebt sich auch in den Lebensverhältnissen kund, zwischen welche er uns gestellt hat. Auf verschiedene Weise seinen Willen zu thun, dazu ist die Erde so groß, so weit und so mannigfaltig. Wir brauchen diesen großen Spielraum der Gottesthätigkeit nicht durch Gelübde und Klostermauern zu verengen; wir brauchen keine Regel und keine Litanei dazu. Das Gute und die Liebe fördern, dazu ist überall der weiteste Raum und Platz. Fassen Sie daher Ihren Vorsatz ja noch einmal ins Auge; das Wollen ist hier nicht genug; auch das Können muß geprüft sein.“

Ich hätte den Alten küssen mögen, wie er nach dieser Anrede mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte, wie ein Patriarch ehrwürdig, vor uns da saß.

Wir mußten den ganzen folgenden Tag im Hause des würdigen Vaters Hilaire verweilen, da es unmöglich war, ein Gefährt zur Fortsetzung unsrer Reise, selbst ein improvisir-

tes, herbeizuschaffen. Die Dörfer in Frankreich sind an solchen Dingen unglaublich arm, und mit den englischen, deutschen und italienischen nicht zu vergleichen. Am nächsten Tage endlich wurden des guten Pfarrers Bemühungen mit Erfolg gekrönt; ein naher Amtsbruder besaß eine Art von Gespann, einen Karren oder etwas dergleichen, und da Luch fortwährend auf die ungeduldigste Art nach Tours und dem Kloster der Soeurs blanches verlangte, so sah man über die Armutlichkeit des Fuhrwerks hinweg und wir setzten nach einem herzlichen und gerührten Abschied vom Vater Hilaire unsre Reise fort, nicht ohne, als des ehrwürdigen Seelenhirten Gäste, von den Glückwünschen und den Segnungen des ganzen Dorfes begleitet zu sein.

Bewunderungswürdig war uns Luch in dieser schwierigen Lage. Abgerechnet, daß die Verwirrung, welche der unerwartete Sturz in ihrem Haarputz und in ihrem Anzuge hervorgebracht hatte, noch nicht völlig ausgeglichen war, war ihre Geistesgegenwart so vollkommen wieder gewonnen, daß wir fast nur ihren Anordnungen zu folgen hatten. Sei es, daß sie uns sanft und mit thränendem Auge wie schutzsuchend anblickte, während die reizendsten Haarwellen ihr wie dunkle Adern auf weißem Marmor über Hals und Schulter herabfloßen, — oder daß sie gebieterisch, wie eine Königin, von uns beehrte, nach Tours und in das Kloster ihrer Schwestern in Sicherheit gebracht zu werden; so wie so beherrschte sie uns durch die Macht der Schönheit, der selbst der Wilde nicht widersteht. Umsonst widerstrebte Siriez diesem Ansinnen. Umsonst stellte er die Rückkehr nach Paris, zu ihren Eltern, als

allein möglich und nothwendig vor ; umsonst gelobte er, ihr nicht zu nahen und , wann sie es verlange, sie sogar allein reisen zu lassen, oder ihr eine Dienerin zu verschaffen, die mit ihr reiste; Lucy blieb unerweicht. Die Eindrücke, welche das arme Kind unter Laurents Leitung empfangen hatte, waren noch zu lebhaft. Sie glaubte sich noch bestimmt, zu büßen und zu leiden, eine schwere Schuld — so schien sie ihr — durch Reue und Buße sühnen zu müssen.

„Ich bin nach Tours bestimmt, und ich will dahin,“ gab sie zur Antwort, trieb nun zur Eile an, und zürnte über jede Verzögerung. Nichts vermochte das starrsinnige Kind in ihrem Entschluß wankend zu machen, und wohl oder übel mußten wir uns in ihren Willen fügen. So sehr wir indessen auch eilten, unser Gaul ging darum keinen Schritt schneller, und es war späte Nacht geworden, ehe wir Tours erreichen und im Hôtel de Richelieu, nachdem uns Lucy kurz verabschiedet hatte, über die seltsamen Zufälle der letzten Tage nachzudenken, Zeit erhielten.

Siriez glich einem Verzückten. Schon der Gedanke, mit der Geliebten unter einem Dach zu weilen und ihr Schirm und Hort gegen jesuitische Unbill zu sein, brachte ihn um alle Fähigkeit ruhiger Erwägung der Verhältnisse und seiner Lage. Lucy hatte ihm die Hand gereicht, ihm gedankt, ihn mehrmals ihren „guten Better“ genannt, und das war genug, ihn gegen jeden vernünftigen Rath taub zu machen. Mit Laurent glaubte er fertig zu sein, denn er hielt ihn für eben so feig, als schlecht; ich aber hatte eine andere Vorstellung von dem

geistlichen Herrn und nur zu bald erwies sich, daß meine Besorgniß guten Grund hatte.

Fast die ganze Nacht war in Berathung zwischen uns verfloßen, was bei der seltsamen Lage der Dinge, die uns zu verantwortlichen Beschützern der kleinen Eigensinnigen gemacht hatte, nun zu thun sei, und der Tag graute schon, als wir endlich eine kurze Ruhe auf unserm Lager suchten.

Wir mochten einige Stunden geschlafen haben, als ein heftiges Pochen an der Thür uns weckte. Ich ahnete Uebles und war schnell in den Kleidern. Ein Diener der Justiz trat ein, fragte, wer von uns Herr Louis Siriez aus Boulogne sei, und überreichte dem Bezeichneten eine Vorladung vor den Instructionsrichter, bei dem Tribunal erster Instanz, Herrn Somini, auf heute, 11 Uhr Vormittags, um Rede und Antwort zu geben, über eine Anschuldigung auf Ueberfall, körperliche Verletzung und gewaltsame Entführung einer Unmündigen auf offener Landstraße.

Der Schlag war für Siriez so unerwartet, daß diese Ladung ihm lächerlich erschien. Lachend hielt er mir das Papier hin, dem ich jedoch eine sehr ernste Bedeutung beimas. Der Diener der Gerechtigkeit ließ sich die Vorladung bescheinigen und bat alsdann um meinen Namen, um, wie er sagte, mir eine Zeugenvorladung in der Sache noch heute Morgen zu stellen zu können. Ich nannte ihn und mußte noch froh sein, nicht als Mitangeklagter Siriez's, sondern als dessen Vertheidigungszeuge mit der hochnothpeinlichen Justiz des Königreichs Frankreich in Berührung zu kommen.

Als der Diener der Justiz sich entfernt hatte, erhob

Freund Siriez ein Triumphgeschrei. Es war Gelegenheit da, für Lucy zu kämpfen, ihre Sache vor einem Instructionsrichter zu führen, vielleicht in öffentlicher Gerichtssitzung seinen tückischen Gegner zu entlarven, die Untriebe der verruchten Priesterpartei zu entschleiern, sie zu brandmarken u. s. w. So etwas reizt einen jungen Franzosen immer; er denkt hierin ganz anders, wie ein Deutscher; der Gerichtssaal ist ihm ein Fechtboden, ein Kampfplatz, auf dem er mit seinem Gegner gern zusammentrifft; die geheimnißliebende Seele des Deutschen aber scheut und vermeidet gern die Offenbarungen vor den Ohren des Gerichts.

Jedenfalls indeß sah ich die Sache nicht so heiter an, als er; denn ich maß die Stärke des Gegners richtiger ab, und fürchtete mindestens die Verzögerung eines Processes, der, da er vor einem Volksgericht zu führen war, unter dem Einfluß der gerade herrschenden Stimmung der Geister stand, die den kühnen Versuchen des Priesterthums schon zu erliegen anfangen.

Während dieß in unserem Flügel des Hôtels vorging, glaubten wir Lucy noch in sanfter Ruhe gewiegt. Allein wir irrten uns; die französische Justiz war schneller gewesen, als wir meinten. Als wir Lucy unsern Morgengruß bringen wollten, fand sich, daß eine Matrone, von dem königl. Procurator beim Tribunal erster Instanz abgesendet, sie am frühen Morgen schon in einem verschlossenen Wagen abgeholt und in das Kloster der Schwestern du Sacré Coeur am äußersten Ende von Tours begleitet hatte. Für so eilfertig hatte auch

ich weder den Priester, noch die, wie es schien, mit ihm verbündete Justiz gehalten.

Jetzt wüthete Siriez, jetzt stürmte er und rang die Hände; denn es war nicht daran zu denken, die Clausur dieses wohlverwahrten Klosters zu durchbrechen und zu Luch Eingang zu gewinnen. Doch das Unheil, das der lauernde Laurent angerichtet, war noch nicht erschöpft, es sollte noch übler kommen und unser kurzer Triumph über ihn eine noch schwerere Rache nach sich ziehen; denn er hatte den kurzen ihm gegönnten Vorsprung gegen uns trefflich benutzt, und während wir ihn, verwundet und gelähmt in der Nähe des Kampfplatzes seines Leibes pflegend glaubten, in Tours eine furchtbare Maschinerie zu unserm Verderben aufgerichtet.

Als Siriez vor dem Instructionsrichter erschien, ward ihm bald klar, daß es sich um keine leichte Anklage gegen ihn handelte. „Ueberfall mit Auflauern, Straßenraub und gewaltsame Entführung der Mündel des Professor Laurent unter schwerer körperlicher Verletzung ihres Beschützers,“ hießen die furchtbaren Anklagepunkte, die Herr Tomini ihm vorhielt und über welche er Rede und Antwort von ihm begehrte.

Siriez war empört und die innere Empörung, welche die äußern Hülfsmittel selten wahrnimmt, vertheidigt sich fast immer schlecht.

Herr Tomini fragte höflich, nachdem er Siriez zum Sigen genöthigt, ob er sich durch Documente, Brieffschaften oder Urkunden, welcher Art es auch sei, darüber ausweisen könne, daß er von den Eltern der Luch Delcour aus Paris,

bevollmächtigt oder beauftragt sei, sie ihrem geistlichen Rathe zu entreißen, nachdem dieser, wie durch die vorliegenden Briefe erwiesen werde, von jenen den Auftrag erhalten habe, dieselbe in ein Kloster zu Tours unterzubringen, um daselbst ihr gefährdetes Seelenheil wieder herzustellen.

Man kann denken, wie Siriez's Antwort auf diese Vorhaltung ausfiel, die im sanftesten, schmeichlerischsten Tone eine furchtbare Anklage gegen ihn und eine schwere Beschuldigung gegen die Geliebte zugleich enthielt.

„Ich bitte zu bemerken, Herr Instructionsrichter,“ rief er, nachdem er seiner innern Aufregung einigermaßen Herr geworden war, „daß ich nichts dergleichen besitze. Herr Laurent ist von mir nicht überfallen oder am Körper verletzt, und Luch Delcour nicht von mir entführt worden. Ich bestreite die Anklage als falsch, verleumderisch und insidiös, behalte mir mein Recht gegen den Ankläger vor und kann die mir vorgelegten Brieffschaften, welche von Luch's Eltern herrühren sollen, nicht als richtig anerkennen.“

Er erzählte nun den Vorgang, wie er geschehen war und hatte den Kummer, sein Liebesgeständniß zu den Instructionsacten registrirt zu sehen.

„Alles sehr gut, Herr Siriez,“ sprach der sanfte Instruent; „wir werden die Zeugen der Gegenpartei vernehmen. Allein Sie werden Sich gefallen lassen müssen, bei uns zu bleiben.“

„Sehr gern,“ entgegnete Siriez, „ich wohne im Hôtel de Richelieu, und werde dasselbe nicht verlassen.“

„Ich meine,“ gab Herr Tomini zurück, „daß Sie diesem

Herrn“ — er zeigte auf eine steife kriegerische Gestalt, die an der Wand lehnte, „folgen werden.“

Der Gensd'arm setzte den dreieckigen Hut auf, und richtete sich militairisch in die Höhe.

Man denke sich Siriez's Erschrecken.

„Wie? — Verhaftet?“ fragte er tonlos.

„*Mur sous arrêt,*“ gab Herr Tomini sanft zurück, „die Zellen im Präfecturgebäude sind vortrefflich eingerichtet.“

Wenn die Justiz ihre Macht und ihre Schrecken vor uns entfaltet, so imponirt sie uns und wir verstummen; wenn sie uns zurechtweist, schweigen wir; unerträglich, unausstehlich aber ist sie, wenn sie die Sanftmüthige spielt, oder die Sprache des unschuldigen Lammes, oder gar des wohlwollenden Freundes redet. Ihre Gewalt, die wir selbst gegründet haben, erscheint uns dann wie Hohn, und ihre Streiche schneiden tiefer in die Seele, als Schwert und Gift. Nichts ist entsetzlicher, als ein sanftmüthiger Instructionsrichter, der uns noch ein wenig zu bleiben nöthigt, indem er uns von dem Leben, von der Luft der Freiheit, der Himmel weiß, auf wie lange trennt.

Siriez's sanfte Seele erlag diesem Angriff. Willenlos folgte er dem Diener der Justiz, nachdem ihn dieser mit dem Finger berührt hatte, in das Präfecturgefängniß.

Nun erst kam meine Reihe. Ich ward mit meinem Zeugniß vollständig vernommen, das, wie man denken kann, ganz zu Gunsten meines armen Freundes ausfiel. Allein die Thatfachen sprachen gegen ihn. Laurent war verwundet, ein Theil seiner Effecten war in unserm Besitz, Lucy ihm von den

Eltern anvertraut, hatte sich unter unserm Obdach gefunden, wie es schien, gegen ihren Willen.

Herr Tomini dankte mir verbindlich für meine Bemühung und entließ mich mit der Bitte, einige Zeit in Tours zu verweilen, indem er zugleich um meinen Paß bat. An die Abreise war doch nicht zu denken, ich lieferte den Paß daher aus.

Es war eine Kriegslist des Herrn Laurent, daß er mich nicht in die Anklage mit verwickelt hatte, wie es eigentlich hätte geschehen müssen. Von mir fürchtete er nichts, und nur auf diesem Wege konnte er mich von Siriez trennen. Ich würde, meinte er, froh sein, in diesem üblen Proceß nur als Zeuge aufzutreten, und Tours sobald als möglich verlassen. Allein der Schüler Loyolas hatte sich diesmal verrechnet. — Sobald ich aus dem Gerichtszimmer entlassen war, fing ich an, mit möglichster Ruhe über die peinliche Lage der Dinge nachzudenken. Ich fand bald, was zu thun sei — in solchen Lagen hat mir der Himmel zu allen Zeiten guten Rath für mich und für Andere verliehen. —

Die Anklage war von der königl. Procuratur ausgegangen, und in Frankreich sind die königl. Procuratoren unumschränkte Herren über die Freiheit der Bürger, die sich frei träumen, während sie unter einer Justizthrannei ohne Gleichen stehen. Bei der Gerechtigkeit war daher nichts zu hoffen, als am äußersten Ende der Sache. Das war weit aussehend. Es mußte daher versucht werden, ob die Verwaltung unserm Recht günstiger sei, und ob sie vielleicht mit der Justiz in Conflict zu bringen sei. In der ganzen Welt sind beide

Theile in der Regel grimmige Gegner. Hierauf baute ich meinen Plan; denn die Klöster standen gesetzlich unter der Aufsicht der Präfecten.

Ich ließ mich daher bei Herrn Laboucette, dem Präfecten, melden. Die Geschichte Siriez's und seiner Braut, wie Luch vom Gerüchte genannt wurde, war inzwischen stadtkundig geworden. Ein junger Russe, hieß es, habe hierbei eine Heldenrolle gespielt. Ich wurde dem Präfecten als der bezeichnete junge Russe gemeldet, und da seine Gemahlin neugierig war, den Helden des Tages zu sehen, so richtete sie es so ein, daß ihr Gemahl sich einen Augenblick entfernen mußte, und daß sie mich an seiner Stelle empfing.

Die schöne Frau saß im reizenden Morgengewande auf ihrem Divan, ein Gabelfrühstück stand auf einem eleganten vergoldeten Consoletisch unberührt vor ihr. — Sie winkte mir zum Sitzen, als ich eintrat, und ich nahm das Tabouret zu ihrer Seite ein. Sie war blond, eine schwachtende, zarte Gestalt, mit wunderschönen, aber bleichen Zügen, Arm und Haar wie von Elfenbein gebildet.

Das Gespräch machte sich leicht.

Mit schalkhafter Miene begann sie: sie wisse, was mich herführe, und sei begierig, den Hergang der Geschichte, mit der man sich trage, bis ihr Mann erscheinen könne, von einem Augenzeugen zu hören. „Contez moi ça un peu,“ schloß sie, indem sie ihre Stickerei aus der Hand legte und mir lächelnd und theilnehmend ins Gesicht sah.

Ich gestehe, daß ihre Schönheit und diese plötzliche Zutraulichkeit mich etwas in Verlegenheit setzten. Ich fand den

Anfang meiner Erzählung nicht, denn es ist etwas anders, denselben Bericht vor einem Geschäftsmann abzustatten, oder vor schönen, zutraulichen Frauen zu sprechen; und ich hatte auf die erste Form mich eingerichtet. Indessen — sie half nach, und ich erzählte die einfache Geschichte möglichst romantisch und in einer Weise, die ihre Theilnahme daran zu fesseln geeignet war.

„Köstlich,“ rief sie einmal über das andere. „So etwas begiebt sich bei uns, und Sie müssen aus dem „Nord,“ aus Rußland kommen, um uns so delicioße und geschmackvolle Sachen zu erzählen?“

Ich sah sie günstig gestimmt und ließ sie bei dem Irrthum.

„Und was wollen Sie thun?“ fragte sie, „denn geschehen muß doch etwas! Nehmen Sie meine Alliance an?“ —

Indem trat der Gemahl ein; Madame Ladoucette stellte mich selbst ihm vor und entfernte sich leichten Tritts in ein Nebengemach.

Herr Ladoucette war ein Mann von Welt, nicht der Jüngste mehr, von feinen Formen, ein starker unterseßter Fünfziger. Ich trug meine Geschichte in andrer Form vor und bat um seine Protection, besonders da ich selbst, sobald als möglich abzureisen wünsche, meinen Paß aber der Justiz hätte ausliefern müssen.

„Das ist in Ordnung,“ sagte der Präfect und zuckte mit den Achseln. „Die Sache ist in übler Lage,“ fuhr er fort, „sie berührt das geistliche Gebiet und man macht uns zur Pflicht, die Rechte der Geistlichkeit, welche das heutige Frank-

reich noch nicht recht anerkennen will, so viel wir können, zu schirmen und zu schützen. Was kann ich thun?“

„Mir mindestens den Zutritt zu Lucy Delcour eröffnen,“ rief ich rasch. „Ich bin gewiß, sie zu einer Erklärung zu bringen, die meinem Freunde günstig ist und die Anklage niederschlägt.“

„Da habe ich den Erzbischof gegen mich,“ sagte Herr Laboucette zögernd. „Der Mann ist allmächtig — er verzeiht mir einen solchen Eingriff vielleicht — niemals, obwohl die Klöster eigentlich unter meiner Aufsicht stehen.“

Ich appellirte an seine Autorität, die ich, mit einigen Schmeicheleien gemischt, hervorhob. Es sei nöthig, der geistlichen Macht eine Grenze zu zeigen, einen Damm entgegenzusetzen, und dies sei Pflicht seiner hohen Stellung, sagte ich.

Der Präfect wankte. „Nun gehen Sie,“ sagte er, „wir wollen sehen. Ich verspreche nichts — mein Verhältniß steht auf dem Spiele; mein Ansehn — mein Einfluß. Allein gehen Sie getroßt — wir wollen sehen. —“

Ich ging in der That getroßt; denn eine stille Hoffnung knüpfte sich an den Antheil, den Madame Laboucette mir bezeugt hatte. Das häusliche Verhältniß schien mir von der Art zu sein, daß von diesem Antheil viel zu erwarten war. Der Präfect hatte sich als ein unschlüssiger Mann gezeigt; der einem vielleicht in tiefster Seele verhaßten Gegner nicht offen entgegenzutreten wagte; an der Seite einer jungen und schönen Frau thun solche Leute niemals ihren Willen, sondern den anderer Leute.

Ein Versuch bei dem Procurator, meinen Freund zu

sehen, scheiterte. Der Mann, offenbar ein Geschöpf der Priester und in deren Interesse befangen, hielt meinem Antrag kalt entgegen, daß Herr Siriez Angeklagter und ich Zeuge sei, die Verbindung zwischen einem „Accusé“ und dem „Temoïn“ aber während der Untersuchung dem Gesetz zuwiderlaufe.

Ich wußte das und ging, die weitere Entwicklung der eingeleiteten Dinge erwartend. Die Stunden verflossen schwer und langsam: in Tagen, wie die meinige war, scheint die Zeit mit bleiernen Füßen einherzuschleichen; dieselbe Zeit, die ach — so flüchtig durch die Stunden eilt, wo unsre Seele vor Lust jauchzt — in der Gegenwart der Geliebten, am Arm des Freundes, bei der Befriedigung irgend eines edlen Triebes. —

Vor langer Weile fing ich an Grillen zu fangen, sah mich im Geiste schon in die Anklage gegen meinen armen Freund verwickelt, erblickte mich auf der „Selle“ vor den Geschwornen, von Gott weiß, welchem Strafurtheil betroffen, und sah nicht, daß alle diese marternden Gedanken wesenlose Phantastiespiele waren. Handeln, wirken, das sind die Mittel gegen quälende Träumereien, rief ich mir selber zu, griff nach meinem Hut und wollte hinaus, um wo möglich den Versteck unsers Anklägers zu entdecken, ihn überreden, einschüchtern oder auf irgend eine andere Weise nöthigen, seine Anklage zurückzunehmen. — Thor, der ich war! Eines Priesters Haß ruht nimmer und was half die Zurücknahme der Klage, da die Justiz einmal mit der Anklage auf ein „Verbrechen“ befaßt war.

Als ich die Thürklinke in der Hand hielt, ward diese nach einem kurzen Klopfen geöffnet, ehe ich „Entrez“ rufen konnte. Ein junger stattlicher Mann in der glänzenden Husarenuniform des dritten Regiments, trat herein.

„Pardon, Monsieur,“ sprach er leicht hin. „Ich bitte um Erlaubniß, mich mit einem Briefe bei Ihnen einführen zu dürfen.“ Mit diesen Worten reichte er mir ein duftendes Blatt in Billetform, aber ohne Adresse hin.

„An mich?“ fragte ich und sah meinen Mann verwundert und fragend an.

„Öffnen Sie, öffnen Sie,“ sagte er, „es ist in richtiger Hand. —“

Ich entfaltete das Blatt, das sichtbar von der Hand einer Dame kam, und las:

Mein Herr,

Die Geschichte Ihrer armen Lucy flößt mir die größte Theilnahme ein. Ich sende Ihnen meinen Schelm von Neffen, um mit Ihnen zu berathen, wie ihr zu helfen ist; die französischen Husarenofficiere, besonders die aus Saumur, sind voller Hülfsmittel. Befreien Sie die arme Gefangene auf irgend eine Weise — ich stehe für meinen Gemahl, dem es nur an Muth gebricht, nach seiner Ueberzeugung zu handeln und der Ihnen sagen läßt, daß er nichts für Sie thun könne! Adieu.

Adèle L.

Ich traute meinen Augen kaum. Solche Gönner hatte der, der sich noch eben so verlassen dünkte! Ich mußte mir gestehen, daß zu so großer Hülfserfertigkeit nur eine Französin bereit gefunden werde; denn welche Bedenken hätte eine

Deutsche zu überwinden gehabt, ehe ein solches Blatt zu Stande gekommen wäre? —

Der junge Husar reichte mir die Hand. „Meine schöne Tante,“ sagte er, „sendet Ihnen in mir ihren besten Bundesgenossen. Wir hassen beide die Priester herzlich, und ihnen einen Streich zu spielen, ist zu dieser langweiligen Zeit unsre einzige wahre Freude. Der Onkel liebt sie auch nicht, aber er ist „l’homme special du Gouvernement“ und „tout Russe, que vous êtes,“ so wissen Sie doch, was das heute sagen will, wo Marschall Soult die Wachskerze vor dem Himmel-dach her trägt. Er muß sie zu lieben s c h e i n e n. Das ist das Entsetzliche des Priesterregiments, daß unter ihm Alles zum S c h e i n wird. Wir wagen gegen einen Tyrannen laut zu denken, gegen eine rücksichtslose Gewalt offen zu handeln. Wo der Priester herrscht, ist Alles stumme Furcht; die Wände haben Ohren, die Luft ist ein Verräther; wir trauen unsern eignen Gedanken nicht mehr und fürchten von ihnen an geheime, unbekante, unerkennbare Einflüsse verrathen zu werden. Ja! Der grausamste Despot verfolgt nicht und vernimmt nicht alles; was gegen ihn gedacht wird — die Priester hören und verfolgen alles. — Die Pest über sie! —“

Nach diesem Erguß waren der Husar und ich vertraute Freunde, das heißt Verschworene gegen die h ö c h s t e Gewalt in Frankreich.

Es handelte sich nun um das „Wie“ des Angriffs. Der Husar schlug vor, den Jesuiten aufzusuchen, ihn heimlich zu entführen, verschwinden zu machen und so die Anklage zu vernichten. Ein desperater Plan, der bald verworfen wurde, um

so mehr, als sich ein besserer darbot. Mit einem Billet zum Einlaß in das Kloster war Felix auf alle Fälle hin versorgt worden. Da es „au porteur“ lautete, so konnte ich es benutzen, Lucy zu sprechen und von ihr zu verlangen, daß sie zu Gunsten ihres Betters die Erklärung abgab, sie sei ihm freiwillig gefolgt. War sie hierzu zu bewegen, so fiel die Hauptanklage gegen ihn hinweg. Was aber auch geschehen sollte, es mußte schnell geschehen, ehe die arglose Lucy vielleicht ein entgegengesetztes Zeugniß ablegte, zu dem wir sie zur Zeit bereit glauben mußten. Es war keine Minute zu verlieren! Die Nacht sank schon herab, als wir nach dem ziemlich entlegnen Kloster hinausfuhren. Mit bebender Hand zog ich die mächtige Klingel am Portal, Felix harrte im Wagen auf den Erfolg meiner Expedition. Die Pförtnerin erschien, ich beehrte Einlaß um die Priorin zu sprechen.

Man führte mich in ein großes gewölbtes Gemach, das eine einzige schwache Ampel matt erhellte und bat mich, zu warten. Die Situation war mir neu, ich stand wie auf Kohlen, bis Schwester Coelestine erschien. Die Matrone maß mich mit kalten Augen, die mir einen leisen Schauer einflößten. Lebte sie oder war sie todt, ich zweifelte in der That, so leichenblaß war ihre Wange, so seelenlos ihr starrer Blick, so hohl der Ton ihrer Frage, was ich so spät noch von ihr begehre? —

„Sie besitzen, fromme Mutter,“ sprach ich, so sanft ich konnte, „seit gestern einen Pflegling, dessen Wohl mir nahe am Herzen liegt. . .“

„Monsieur meint Lucy Delcour,“ unterbrach mich die
1846. 5

fromme Frau. Für ihr Wohl ist bei uns bestens gesorgt. Ist Monsieur vielleicht ihr Bruder oder sonst Blutsverwandte, wenn es erlaubt ist?"

„Keins von beiden,“ gab ich etwas verlegen zurück, „ein Freund — ihres Hauses — ein Freund —“

Auch dies war gegen die Wahrheit.

Die fromme Frau merkte meine Verlegenheit und nutzte sie.

„Und Monsieur wünscht sie zu sprechen,“ fragte sie?

„Allerdings, ich muß sogar — es ist nothwendig.“

„So muß ich bedauern,“ war die Antwort. „Um der Ruhe ihrer Seele willen hat seine Eminenz, der Herr Erzbischof, ihr jeden Besuch untersagt, es sei denn von ihrem Vater, ihrer Mutter, oder ihrem Beichtiger. —“

Eine stumme, feierliche Verbeugung begleitete diese Worte.

„Auch wenn ihre Zukunft davon abhinge,“ wagte ich einzuwerfen, indem ich einen letzten Sturm auf die kalte Seele der Frommen versuchte. „Auch wenn ihr Lebensglück...“

„Ihr Glück ist dabei unbetheiligt,“ gab die Priorin zur Antwort; „es ist vielmehr alle Aussicht, daß sie es bei uns gefunden hat.“

„Hier ist mein Entrée,“ rief ich endlich, die Signatur des Präfecten ihr vor die matten Augen haltend.

„Ich sehe die Unterschrift Sr. Eminenz nicht darauf,“ sprach Schwester Celestine trocken und eintönig, „und wir haben das Glück, nur von Sr. Eminenz Befehle zu empfangen...“

„Wie, Madame?“ rief ich. „Achtet man so auf die Gesetze des Landes, welche die Klöster dem Präfecten untergeben.“

„Pardon, Monsieur,“ sprach die Matrone, „wir gehören dem Lande nur durch unsere Wohlthaten an. Unser Recht ist, Hilfe zu spenden, nicht Gesetze zu empfangen. Meine Zeit ist kurz, und so wünsche ich von Herzen eine gute Nacht.“

Sie schlug ein Kreuz in die Luft und ließ mich stehen. — Mein Blut wallte.

„O Frankreich, Frankreich,“ rief ich aus — „ist das Deine theuer erkaufte Freiheit, auf die Du so stolz bist? Das — die Frucht Deiner blutigen Taufe und Deiner Wiedergeburt im Geiste? Das Dein Recht, daß Weiber und Priester Deine Geister knebeln und Deine Kinder in Klostermauern schließen, die kein Gesetz zu öffnen vermag! —“

Die Pförtnerin mußte mich für wahnsinnig halten, so scheu und hart warf ich die geöffnete Thür hinter mir zu, als ich ging.

Felix war nicht minder erbittert, als ich, wie ich ihm von meiner trostlosen Expedition Bericht erstattete. Er fluchte und lachte durcheinander. „Halt,“ rief er endlich, während der Wagen mit uns dahin rollte, „den üblen Scherz sollst Du theuer bezahlen, fromme Heuchlerin! —“

Er hatte offenbar einen guten Gedanken gefaßt, denn so herzlich lacht man nur, wenn man seines Sieges gewiß ist.

Getrost fing er wieder an: „was gilt die Wette, wohl oder übel, ich bringe die stolze Alte zu einer ehrenvollen Ca-

pitulation! Dies Volk ist nur in seinen Mauern unantastbar, und in seiner Grenze mächtig — draußen sind sie schwache hilflose Wesen. Darauf müssen wir hin. Mein Herr Onkel wird übrigens die Verhöhnung seiner Autorität auch nicht sehr gnädig hinnehmen, wie ich ihn kenne, wenn auch meine schöne Tante das Entrée bestiegelt hat, und nicht er.“

So kamen wir wieder zum Hôtel zurück. Felix wollte durchaus nicht sagen, welchen Plan er gefaßt habe.

„Erst muß er glücken,“ sagte er; „dann sprechen Sie Lucy und das Uebrige ist Ihre Sache.“ Ich mußte ihm ihre Gestalt beschreiben — das war die frivole Seite an dem lebenswürdigen und entschlossenen Brausekopf, daß er dabei an die Möglichkeit einer *Eroberung* dachte.

Man kennt die Franzosen schlecht bei uns — ihre Hilfsfertigkeit, ihre Theilnahme an fremdem Leid, wo es ihnen aufstößt, ihr immer lebendiges Mitgefühl, ist ihre große Nationaltugend; sie ist eine reinmenschliche Tugend, ein Product ihrer Thatkraft und Thatliebe, und weit edler, als ihr Muth und ihre Freiheitsliebe, die ziemlich unverständlich ist. —

Wiederum schlich mir ein Tag hin. Ich schrieb vor Langerweile Briefe. Am Abend ließ mich's nicht ruhen; ich suchte Felix auf. Es hieß, er sei mit acht oder zehn seiner Kameraden aus Saumur, welche auf Vacanz in Tours waren, zum Appell in der Caserne. Ich schlich betrübt nach Hause zurück.

Am folgenden Tage beunruhigte eine seltsame Geschichte die Stadt. Die Schwestern des Klosters du Sacré Coeur waren dem Dienst der Kranken- und Armenpflege in der Stadt

und ihrer Umgebung geweiht. Am frühen Morgen verließen sie ihre Zellen, zerstreuten sich in den Krankenhäusern oder besuchten und pflegten die Kranken in ihren Wohnungen. Nun begab es sich, daß jede Schwester, wie sie in ihrer schneeweißen Tracht still durch die Straßen schlich, auf ihrem Wege ein Häuflein Husaren-, Dragoner- und Chasseurofficiere bereit fand, die sie artig umringten, mit nicht ablassender Sorgfalt, wie echte Cavaliere, auf ihrem Wege sie begleiteten, sie unterwegs von angenehmen Dingen züchtiglich unterhielten, von Bällen, Landpartien und Theatervergnügungen mit ihnen plauderten, am Orte ihres Geschäfts sie erwarteten und sie dann mit derselben Artigkeit nach ihrem Kloster zurück begleiteten. Diese angenehme Unterhaltung war der einen wie der andern Schwester zu Theil geworden, und was noch tröstlicher war, allen war beim Abschiede versichert worden, daß sie morgen dieselbe artige Begleitung finden würde und daß die Officiere der Reiterschule zu Saumur sechs Wochen lang Vacanz hätten, die nicht besser auszufüllen wäre. Dazu kam nun, daß die muntere Jugend der Straßen von Tours, die einen alten Zahn auf die neuen erzbischöflichen Einrichtungen hatte, sich diese Gelegenheit zu Lärm und Getöse durchaus nicht entgehen ließ, und die seltsamen Gruppen von Reiterofficieren und frommen Schwestern des neuen Klosters mit sehr unlieblichem Geräusch und in hellen Schaaren begleitete, mit ihnen durch die Straßen zog und die wachsame Polizei laut verhöhnte. — Noch schlimmer ward die Sache, als an der Ecole primaire ein eifriger Priester in der Tracht der alten Garde Ludwig XVIII. — so nannte man die Geistlichen jener Zeit —

mit flachem dreikantigen Hut, blindlings unter die schreiende Menge stürzte und sie auseinander zu treiben Miene machte, und hiermit zu einem argen Pöbelauflauf Anlaß gab. Die Menge beruhigte sich nicht eher, als bis die Municipalität einschritt; sie wogte durch die Straßen, umringte den bischöflichen Palast, belagerte die Klöster und schrie bis zum späten Abend ihr: „à bas les Prêtres“ mit rastlosen Kehlen durch die Gassen.

Der Scandal war unermesslich und drohte mit einer gänzlichen Niederlage des Priesterthums auszugehen, wenn nicht zeitig Mittel gefunden wurden, das Uebel in der Geburt zu ersticken. —

Man denke sich das Entsetzen, das diese Begebenheit, über welche ganz Tours lachte, in dem stillen Kloster der Soeurs blanches erweckte. Was hatten die frommen Ohren der Schwestern nicht hören müssen — an diesem einen Tage, und nun sechs Wochen — was stand ihnen noch zu hören bevor! Es war ein Nothstand, der die schnellste Abhülfe verlangte; denn in der That begann der andre Morgen auf dieselbe Weise. Dieselbe Begleitung, dieselbe artige Unterhaltung, derselbe Abschied bei der Rückkehr, dieselbe Laune, derselbe Zusammenlauf des Pöbels. Es war entsetzlich! Ein Entschluß mußte im Convent gefaßt werden. Sollte man die Hülfe der Polizei anrufen? Wer aber konnte den beurlaubten Cavallerieofficieren verbieten, gegen Damen artig zu sein; die Sache wäre überall, besonders aber in Frankreich unerhört gewesen. Der übermüthigen Volksmasse aber war vollends nicht zu trauen.

Genug — es gab keine Hülfe, als in einer Capitulation vermittelst des Präfecten.

Dahin hatte Felix gewollt und sein Ziel war erreicht. Auf die Botschaft der Priorin an den Präfecten, begab er sich, von der schönen Tante wohl instruirt, ohne Zögern zu der frommen Frau. Er ward gar gern und zuvorkommend empfangen.

„Révérende Soeur,“ sagte er fein; „ich bin zu Ihren Diensten hierher gesandt. Befehlen Sie, aber gestatten Sie, daß ich, ehe ich ein Wort von Ihnen vernehme, meine Bedingung articulire. Der junge Russe, der die Ehre hatte, Sie zu unterhalten, wünscht Euch Delcour zu sprechen, und Sie erlauben mir, Ihnen zu sagen. . . .“

„Er soll sie sprechen,“ fiel die Matrone eifrig ein, „in meiner Gegenwart, so lange und so oft er will.“

„Nicht so, fromme Schwester,“ entgegnete Felix, „in der meinigen, nur eine Stunde lang — hier gilt kein Handeln.“

Mit schwerem Herzen, tief seufzend und sich bekreuzend, preßte sich endlich ein: „Es sei — der Herr Erzbischof wird mir verzeihen —“ aus der Brust der Matrone.

Der Pakt war zur Zufriedenheit beider Theile geschlossen und Felix stürmte in mein Zimmer, mir den unerwarteten Triumph zu verkünden. Ich mußte den Schelm herzlich umarmen; von nun an kam doch wieder Hoffnung in mein Herz.

Wir flogen zu dem Kloster. Freilich hätte ich Euch gern allein gesprochen: allein die bedungene Gegenwart ließ sich der Schalk nicht nehmen. Man stellte uns ein kleines nur in

seltnen Fällen benutztes Parloir ohne Gitter, neben dem großen und gewöhnlichen Sprachzimmer zur Verfügung. Bald darauf erschien Luch, im schwarzen Gewande einer Novize, das ihr ungemein fleidsam stand. Sie hatte Kunde von der über sie verfügten Absperrung und von den Maßregeln, deren es bedurft hatte, ihre Niegel zu sprengen. Ihre Seele war davon schwer verletzt; der Gedanke der verlorren Freiheit war ihr noch nie so nahe getreten, als jetzt, und sie schien nun in der besten Verfassung, sich unsern Wünschen zu fügen. Aber noch war die geistige Gewalt nicht gebrochen, die Laurent über sie gewonnen hatte.

„Ich komme, mein Fräulein, als Abgesandter Ihres Vaters Louis,“ sagte ich, als wir Platz genommen . . .

„Und warum kommt er nicht selbst,“ fiel sie mir schnell in die Rede.

„Mein Gott,“ rief ich — „wissen Sie denn nicht, daß er im Gefängniß schmachtet?“

„Nicht ein Wort,“ rief Luch erstaunt.

„Sie wissen also auch nicht, daß er angeklagt ist, Sie gewaltsam entführt, Ihre Begleitung überfallen zu haben, daß ein schwerer Proceß ihn bedroht? . . .

Luch saß wie zu Stein verwandelt da.

„Der Vater — Louis —?“ rief sie, bleich vor Schrecken; „der arme Louis gefangen, angeklagt, um meinetwillen?“ Und sie schlug ihre beiden Hände vor die Augen.

„Allerdings,“ sprach ich ruhig — „und um Ihretwillen — Sie wissen, was er leidet.“

„Kein Wort weiß ich,“ sprach sie erschüttert. „Der

grausame Laurent hat mir alles verschwiegen. Ich glaubte ihn in Paris. Im Gefängniß? Also liebt er mich wohl sehr — ?“

Nun war ich auf meinem Gebiet. Jetzt konnte ich malen nach Herzenslust und ich that es auf's Wirksamste. —

„O mein Fräulein, wenn Sie nur zu ahnen vermöchten,“ rief ich aus, „wie er Sie liebt, was er um Ihetwillen duldet — wie sein armes Herz in Kerfermauern verblutet, während auch Sie hier Gewalt leiden müssen! Die Natur ist wie ausgelöscht für ihn, seitdem er diese unglückliche Leidenschaft für Sie in sein Herz aufgenommen; die Welt der Kunst, in der er so ausgezeichnet ist, hat keinen Reiz mehr für ihn. Er hat für Sie gelebt, er wird auch für Sie sterben, ohne daß Sie nur einmal erfahren, wie unermesslich seine Liebe für Sie ist. Die Sonne hat keinen Schein, die Erde kein Licht und keinen Glanz mehr für ihn, die Sterne des Himmels sind für ihn gestorben. Bei Tag und Nacht verzehrt ihn die Sorge für Sie, an sich selbst denkt er nicht mehr — die beständige Qual magert ihn zum Entsetzen ab, Sie würden ihn nicht wieder erkennen, kurz — er ist ein verlornen Mensch, wenn Sie ihm nicht helfen . . .“

Diese ganz banalen Phrasen machten, wie ich zu meiner Freude sah, einen tiefen Eindruck auf das junge Mädchenherz, das solche Worte noch nie vernommen hatte; und ich fuhr fort, glühende Pfeile der Liebe in maßlosen und übertriebenen Schilderungen seiner Gluth so lange auf sie abzusenden, bis ich zuletzt selbst ohne Athem war.

Luch war durch und durch erschüttert; noch ein kurzer Kampf, und sie war in eine andre verwandelt.

„Gott,“ rief sie, „habe ich zu allen meinen Verschuldungen auch noch das verschuldet! Der arme Better, warum sprach er denn nicht? Was aber ist zu thun? Wie kann ich ihm helfen, ihn aus dem Kerker befreien, wie Sie sagen?“

„Auf die einfachste Art,“ fiel Felix ein, der an dieser rührenden Scene sich bisher still geweidet hatte, nicht ohne einigen Neid über den Ausdruck zarter Gefühle, welche jetzt sichtbar in Luch die Oberhand gewonnen hatten.

„Sie dürfen nur erklären,“ fuhr ich fort, „daß Sie dem Better freiwillig gefolgt seien, als Ihr Wagen zusammenbrach und mit der Absicht, nach Paris zu Ihren Eltern zurückzukehren.“

„Das will ich,“ rief Luch lebhaft. „Ist das genug, ihn zu befreien? Bedarf es mehr? Er soll es sagen, ich bin zu jedem Schritt bereit, nur daß er wieder frei werde aus den Schlingen des häßlichen Laurent, der ihn verfolgt.“

In diesem Augenblick ging die Thür auf und der Jesuit trat in das Parloir. Mein und Felix Anblick erschreckte ihn nur einen Moment. Er fand sich wie ein Mann von Geist sogleich zurecht.

„In welcher Gesellschaft, mein liebes Kind,“ sprach er sanft, und wollte Luch's Hand fassen — „muß ich Sie treffen? Der Herr Erzbischof, Ihr erhabener Beschützer, wird Ihnen zürnen, wenn er es erfährt. — Kommen Sie!“

Jetzt erhob sich Felix baumhoch neben ihm.

„Mein Herr,“ sprach er; „mit welchem Recht wollen

Sie dies verleitete Mädchen uns entführen? Im Namen des Präfecten, im Namen des Gesetzes und der Ordnung dieses Hauses befehle ich Ihnen, ihre Hand loszulassen und Fräulein Luch in der Berathung mit ihren Freunden nicht zu stören."

Der Jesuit zuckte zusammen; ein wunderliches Gemisch von Grimm und Demuth malte sich in seinen Zügen; er antwortete bloß mit einem stolzen Blick.

„Noch einmal," rief Felix. „Lassen Sie ab von ihr! Noch ist das Gesetz nicht so ohnmächtig, daß es Ihnen dies schuldlose Opfer Ihrer Ränke nicht entreißen könnte."

Laurent starrte den Verwegenen an.

„Lassen Sie Luch los," schrie jener. „Ich weiß mehr, als Sie glauben. Noch ein Wort und Sie werden es schwer bereuen."

Der Jesuit lachte höhnisch und winkte Luch, ihm zu folgen.

„Sie ist mir von ihren Eltern anvertraut," sagte er mit halber Stimme.

„Sie wollen nicht? Nun denn," rief Felix, „so erkläre ich Sie laut für einen Fälscher. Sie haben die Briefe von Lucien's Mutter verfälscht! Wir haben Kunde aus Paris: sie sind so nicht geschrieben, und was das Gesetz gegen „Faux en écriture“ verordnet, ist Ihnen bekannt. —"

Laurent bebte zusammen; bleich und wankend mußte er sich an einen nahen Chorstuhl festhalten, um nicht zu sinken. Das Gewissen entmannte ihn, und gab ihn in unsre Hand.

Der kühne Angriff war vollkommen geglückt. Kühn und

verzweifelt war er allerdings; denn wir müssen hier bemerken, daß Felix auf bloße Vermuthungen hin ihn gewagt hatte. Beim Instructionsamte waren nur Zweifel über die volle Echtheit der vorgelegten Briefe entstanden, von welchen Felix durch den Onkel gehört hatte: eine Gewißheit war darüber nicht vorhanden. Allein Felix war geistreich und Psycholog genug, um nicht zu irren; er hatte den Menschen „Laurent“ richtig beurtheilt und seine Anklage traf zu.

„Sie sind sehr kühn, mein Herr,“ murmelte Laurent; „einen Unschuldigen auf diese Weise anzuklagen. Indessen, ich sehe freilich, daß ich hier überflüssig bin,“ setzte er mit gebrochener Stimme hinzu, ließ Lucien's Hand fahren und wollte sich zurückziehen. Aber Felix verfolgte seinen Triumph; er wußte nun, daß seine Vermuthung richtig war.

„Halt,“ rief er, „mein Herr Fälscher, nicht so! Mit diesem Schritte folgen Sie mir zum königlichen Procurator, erklären feierlich die ganze Anklage gegen Luch's Vetter für irthümlich, berufen sich auf deren eignes Zeugniß und bitten Siriez die ihn widerfahrene Beleidigung ab. Dies Alles, oder Sie bestehen den Proceß — auf Kettenstrafe!“

Dies Donnerwort zerschmetterte den zuverlässigen Sünder völlig. Er wankte hin und her, rief den Himmel zum Zeugen seiner redlichen Absicht an, suchte sich hinter den Willen des Erzbischofs zu verstecken.

„Wohlan,“ sprach er endlich, „um der christlichen Liebe und Vergebung willen, die uns unsern Feinden wohlzuthun lehrt, ich will zum Procurator gehen.“

Der Wagen wartete, wir stiegen, Feind und Freund, ein. Es war ein wunderliches tête à tête.

Das Geschäft bei dem Manne des Gerichts war schnell genug abgethan. Indessen wollte die Form des Processus erledigt sein. Eine Anklage war übergeben und es mußte von der Anklagekammer darüber ausgesprochen werden. Ich wohnte der Sitzung bei, die schon am andern Morgen stattfand. Die Anklage ward verlesen; der königliche Procurator und erklärte sie für irrthümlich angebracht, daher für zurückgenommen, und der Senat sprach die Non-poursuite der Klage förmlich aus.

Siriez war schon auf freiem Fuß, als dies geschah. Eine Woche milder Gefangenschaft, die er muthig und hoffnungsvoll ertragen hatte, hatte ihn ans Ziel seiner Wünsche geführt. Er sah Lucy im Kloster, wo sie blieb, obgleich nun ihr Geist eine völlige Umwandlung erfahren hatte. Er nannte sie seine „theure Braut“ und Lucy von solcher Treue gerührt, sagte nicht „nein“ dazu, obwohl er bei weitem nicht so elend und abgemagert war, als ich ihn geschildert hatte.

Wir brachten einen köstlichen Abend bei Frau von Ladoucette zu, der wir Alle, als der Stifterin dieses neuen Glückes huldigten. Die schöne Frau war über die Maßen lebenswürdig. Sie küßte Lucy, als wäre sie ihr Kind — sie hatte sie vor einem Leben voll Reue und Bitterkeit durch ihre freie, entschlossene Hülfe bewahrt. „Ich lief freilich keine Gefahr dabei,“ sagte sie, mit einem Seitenblick auf ihren Gemahl und einem wohlwollenden Kopfnicken gegen mich; „denn ich wußte wohl, daß es dem Herrn Präfecten ganz recht sein

würde, wenn ich wider seinen Willen dem geistlichen Moloch ein Opfer entriß.“

Dies war der gewöhnliche Beiname des Erzbischofs im Hause des Präfecten.

Den Reiterofficieren von Saumur gab Siriez ein prächtiges Banket, bei dem es an Toasten auf das freie Frankreich und an bittern Satiren gegen die Seelenfischer, die den alten Dunst wieder heraufbeschworen, nicht fehlte. Am folgenden Tage reisten Luch und Siriez in anständiger Begleitung nach Paris ab; Laurent aber war für immer verschwunden und ich — wendete mich, die Brust mit der Erinnerung an diese abenteuerliche Aprilwoche erfüllt, dem schönen Süden Frankreichs zu; auf allen Landstraßen mit den Heersäulen zusammentreffend, die nach Spanien hinauszogen, um dort den gefallenen Thron der Priester wieder aufzurichten.

Dieser Thron bestand in Frankreich bis 1830, in Spanien bis 1837; ein Jahr später aber empfing mich der glückliche Freund auf seiner reizenden Villa bei Boulogne sur mer und Luch Delcour war seine Hausfrau. —

Die Freimaurerinnen.

Novelle

von

A. v. Sternberg.

„Ist es denn wahr,“ fragte der junge Marsan seinen Gefährten, mit dem er die schattigen Alleen in der Nähe von Baden-Baden durchritt, „daß Deine Schwester damit umgeht, einen neuen Orden zu gründen?“

„Ich weiß in der That hierüber nichts Genaueres,“ entgegnete Felix lächelnd. „Du mußt sie selbst fragen, lieber Marsan.“

„Das würde sich nicht geziemen,“ sagte der junge Mann mit einiger Verlegenheit.

„Weshalb nicht? Bist Du nicht so gut wie ihr erklärter Verlobter?“

„Eben darum würde es unpassend sein, wenn ich Geheimnisse erforschen wollte, die sie vor mir zu verbergen Grund hat.“

„So bescheiden und zartfünnig würde ich nun mit meiner Braut durchaus nicht verfahren. Ich sage Dir, es ist eine Narrheit bei den Weibern. Es wird soweit kommen, daß wir einschreiten müssen. Sie halten Zusammenkünfte, sie bespre-

den sich geheimnißvoll, es wird hierher und dorthin geschrieben; neulich spielte mir der Zufall einen Brief in die Hand, und solltest Du glauben, er war in Chiffren geschrieben. Am Ende haben wir noch einen Champollion ganz eigens für unsre wunderlichen Weiber nöthig.“

„War der Brief an Deine Schwester geschrieben?“ fragte Marsan.

„Ich vermuthe es, obgleich die Adresse abgerissen war, und meine Schwester darin „Susammis“ genannt wird. Aber der Brief lag auf ihrem Schreibtische, folglich kann er nur an sie gerichtet sein.“

„War die Hand eine weibliche, die ihn geschrieben?“

„Ach, Du wirst eifersüchtig. Jetzt sag ich kein Wort mehr.“

„Wer kann sich unterfangen, an Deine Schwester zu schreiben und sie Susammis zu nennen? Dies ist in jedem Fall ein schlechter Spaß,“ sagte der junge Graf.

„Oder ein schlechter Ernst,“ rief Felix schnell. „Ich sage Dir, etwas ist an der Sache, und wenn Du meinem Rath folgen willst, so machen wir uns daran, dies Geheimniß auszufundschaffen. So gar schwer kann dies nicht sein; denn die Frauen verstehen Alles, nur bekanntlich das Schweigen nicht. Laß uns auf einige Tage zu der Frau von Traubensfels reisen, auf deren Schlosse sind sie jetzt Alle beisammen.“

„Wer Alle?“

„Nun die geheimnißvolle Schwesterschaft. Wenigstens ist ihr mysteriöses Oberhaupt jetzt dort, das Fräulein Clotilde von Corosan.“

„Oh, die schauerlich blasse Gestalt, die uns neuerlich erschreckte und unsre Pferde scheu machte, als wir den kleinen Gebirgspfad beim Kloster Lichtenthal hinabritten?“

„Dieselbe.“

„Um's Himmelswillen, in deren Händen ist also meine arme Cecilie?“

„Oder vielmehr Susammis,“ verbesserte Felix.

Marsan schüttelte das Haupt und sagte nach einer Weile: „Bei allem dem begreife ich nicht wie Frau von Traubensfels dabei bertheiligt sein kann. Sie ist eine so liebenswürdige lebensfrohe junge Wittwe.“

„Ich sage Dir, die Weiber heutzutage wissen nicht, was sie beginnen, womit sie die Zeit hinbringen sollen;“ rief Felix. „Liebesverhältnisse sind nicht mehr an der Zeit; Intriguen der Art, mit denen unsre Großmütter und auch zum Theil unsre guten und respectablen Mütter sich die lange Weile kurz machten, sind nicht mehr Mode. Die Galanterie ist außer Cours gekommen, das Liebeln, Schwärmen, Entzücktsein und in Ohnmachtfallen hat aufgehört. Wir Männer sind Männer geworden, das heißt ernsthafte gravitatische und mitunter langweilige Geschöpfe. Alle Hände voll haben wir zu thun den Staat einzurichten, die Gebrechen der Gesellschaft abzustellen, wir haben darum, mit dem besten Willen keine Zeit, uns mit den Frauen zu beschäftigen. Diese müssen also nothgedrungen unter sich auf Zeitvertreib denken, darunt fangen sie allesammt an, Bücher zu schreiben und die, die dieses nicht verstehen, oder nicht wollen, gerathen

auf derlei Abwege, auf dem jetzt, allem Anschein nach, meine gütige, liebevolle, blonde Schwester wandelt."

"O, ich glaub es noch nicht. Ich müßte sehen, um zu glauben."

"Das ist's ja eben, was ich Dir vorschlage. Wir wollen auch sehn!" entgegnete Felix lebhaft. "Wir wollen sie überraschen; plötzlich und wie vom Himmel gefallen unter sie treten, und wenn die thörigsten Geschöpfe gehörig niedergedonnert sind durch unsere Strafpredigten, wollen wir sie zu guterlezt noch tüchtig auslachen."

"Mir liegt Alles daran, daß Cecilie sich nicht lächerlich macht!" sagte Marsan.

"Und mir," fiel Felix rasch ein, "liegt Alles daran, daß Frau von Traubenfels sich nicht lächerlich macht. Also, Du siehst, wir sind Beide recht eigentlich berufen, das geheime Werk dieser rebellischen Frauen zu zerstören. Laß uns morgen gleich hinreisen."

"Aber wie? Weder Du noch ich sind der Frau von Traubenfels näher bekannt? Wir haben keine Aufforderung erhalten, sie auf ihrem Landgute zu besuchen. Sie wird uns für Eindringlinge ansehen und uns zurückweisen."

"Zurückweisen?" wiederholte Felix und blickte stolz lachend in die Gegend hinaus. "Ich bin noch nie in meinem Leben zurückgewiesen worden und ich kann mir das ehrenvolle Zeugniß geben, daß ich fast überall, wo ich hingekommen bin, nicht erwartet, wenigstens nicht geladen war. Mir ist alles Gemachte, lang Vorbereitete und genau Festgesetzte bis in den Tod zuwider. Ich muß durch mein Erscheinen entweder Ze-

manden erfreuen oder beleidigen, und Beides kann man nur, wenn man die Leute überrascht. Und nun Frauen besonders! Wenn sie förmlich einladen, der kann sicher sein, daß er ihnen gleichgültig ist, wenn sie aber nicht einzuladen wagen, der ist der Erwünschte und herzlich, wenn auch heimlich Bewillkommene, wenn er erscheint. Und eben so kann der Eindringling, wenn er es klug anfängt, bald grade derjenige sein, den man um keinen Preis wieder aus dem Zimmer oder — aus den Armen läßt, obgleich man zugestehet, daß er wie ein Dieb in der Nacht kam, und auch so wieder geht.“

„Das ist Deine verwünschte Piraten-Politik!“ rief Marsan. „Wie oft hab ich Dich wegen dieses Leichtsinns getabelt.“

„Jetzt aber wirst Du mich loben, Bester,“ entgegnete der Freund. „Denn ohne dieses mein System kommen wir nimmermehr auf das Schloß der Wittve.“

„Da kommt Traunstein!“ rief Marsan. „Er ist mit Frau von Traubensfels verwandt, er wird uns mit leichter Mühe bei ihr einführen können.“

Die jungen Männer stiegen von den Pferden, gaben diese einem nachfolgenden Reitknechte und gesellten sich zu ihrem Freunde, der einsam wandelnd und mit melancholischer Miene eben im Begriff war, einen kleinen versteckten Seitenpfad einzuschlagen, als er aufgehalten und angeredet wurde. Als man ihm das Begehren mitgetheilt, ging er auf den Wunsch der Freunde ein, und versprach, sogleich einen Boten nach Dohnstädt, so hieß das Landgut der Wittve, abzusenden. „Du wirst uns doch dahin begleiten?“ sagte Marsan.

„Verlangt dieß nicht,“ entgegnete der Befragte. „Mein

Kopf und Herz steckt von andern Dingen voll, als von dem Bestreben, Euch einige heitre Stunden mit verleben zu helfen. Ich werde Baden vielleicht schon morgen früh verlassen, um meinen Onkel in Dresden aufzusuchen, der mir dorthin ein Rendezvous gestellt hat."

„Armer Freund, hast Du kein anziehenderes Stelldich= ein auftreiben können.“

„Ich kann wahrlich diese peinvolle Unruhe, diese Zweifel nicht länger ertragen;“ rief Traunstein. „Mein Charakter leidet darunter. Es gibt Leute, die der Widerstand reizt, die im Kampfe mit ihrem Geschick ganz neue Talente und Gaben entwickeln, mich aber macht das Unglück dumm, rein dumm. Andre werden durch Unglück interessant, ich werde ganz stumpf langweilig.“

„O weh, dann müssen wir Alle dazu beitragen, daß Deine Wünsche sobald als möglich erhört werden!“ riefen die Freunde lachend. „Schon aus eignem Interesse.“

„Merkt Ihr schon etwas?“ fragte Traunstein mit einer komischen Gereiztheit.

„Fahre nur fort, uns zu berichten, was und woran Du leidest;“ hub Marsan an. „Wie ich mich bestinnen kann, hattest Du ja schon die Einwilligung Deiner künftigen Schwiegermutter.“

„Allerdings; aber jetzt hat sie ihr Wort wieder zurückgenommen und ist bitterböse auf mich. Ich darf Auguste nicht sehn, ihr nicht schreiben. Die Alte ist, der Himmel weiß, wohin, mit meinem theuren Kinde fortgezogen und ich hab Alles, Alles verloren. Auguste soll in Verzweiflung sein.“

„Wie, die kleine, dicke, brunette Auguste in Verzweiflung? Das ist nicht möglich,“ rief Felix. „Ich sah sie noch vor wenig Wochen hier im Salon tanzen.“

„Mit jenem verwünschten Ruffen, nicht wahr?“ fragte Traunstein, „der einen Körper hatte zusammengepappt aus Suchtenleder und als Seele darin die mystères de Paris? O, diesem sibirischen Rattenfänger wird nun meine himmlische Auguste, dies reine colchische Bließ weiblicher Liebenswürdigkeit als Wärmepelz und Schuzmantel hingegeben werden.“

„Dies zu verhindern, großmüthiger Jason, mache Dich auf und zieh selbst schnell nach Colchis,“ riefen die Freunde. „Uns aber öffne früher die Pforten des Paradieses, das heißt die Thorflügel der alten Veste Dohnstädt.“

„Das soll mit Freude geschehn,“ erwiderte der trostlose Liebhaber. „Vielleicht komme ich auch zu Euch, wenn es mir nämlich gelungen ist, meinen Onkel zu meinem Fürsprecher und Brautwerber bei jenem Ungeheuer von einer Mutter zu gewinnen, die es wagt, weil ich nicht die Schätze Golkonda's besitze, mich zurückzustoßen und einem Barbaren aus Murik's Stamm mein Kleinod hinzuschleudern.“

Die Freunde trennten sich. Traunstein reiste ab und ein paar Tage später traf ein flüchtiges Schreiben von ihm ein, in welchem er meldete, Frau von Traubenfels verbitte sich jeglichen Besuch. Sie werde den ganzen Sommer auf ihrem Schlosse einsam zubringen und Niemand sehn. „Ich bitte Dich, bestelle die Post,“ sagte Felix; „Morgen in den Nachmittagsstunden sind wir auf Schloß Dohnstädt.“ — „Wie, Du wagst?“ — „Ganz ohne Widerrede. Morgen Nachmit-

tag sind wir dort.“ — „Nun, wie Du willst. Ich gehe, Post zu bestellen.“

„Steht der arme Narr wieder im Mondschein in unserm Kartoffelfeld?“ fragte der dicke Wirth der Dorfschenke seine magere und bewegliche kleine Frau.

„Noch nicht,“ entgegnete diese. „Der Mond ist hinter der großen Fichte noch nicht hervorgetreten. Aber ich sehe den wunderlichen Heiligen schon an der Hausecke lauschen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn die günstige Zeit da ist.“

„Von wem spricht Ihr?“ fragte ein junger Mann, der bei dem Scheine eines trüben Talgstümpfchens mit seinem Gefährten Schach spielte.

„Von dem tollen Professor, der sich seit einigen Wochen in unsrer Gegend aufhält,“ antwortete die Wirthin. „Er ist gekommen, man weiß nicht von wo. Einige sagen, aus einer großen Stadt, wo er ein berühmter Mann einst gewesen, und ich weiß nicht, was für eine Wissenschaft gelehrt hat. Jetzt scheint es hat er den Verstand verloren.“

„Oder vielmehr, er hat ihn nie gehabt,“ setzte der Wirth mit altflugem Lächeln hinzu.

„Wie dem auch sei,“ fuhr seine Frau fort. „Ausgemacht ist's aber, daß er glaubt, um Mitternacht in eine Blume verwandelt zu sein, und dann stellt er sich unter andere Blumen hin und blüht.“

Die beiden Schachspieler sprangen lachend auf, eilten ans Fenster und riefen Beide: „Wo, wo steht er? Das ist eine tolle Geschichte; Ihr habt das wohl erfunden, Leute?“

„Wo werden wir solches uns unterstehn?“ sagte das Ehepaar. „Wir haben den armen kranken Mann recht lieb, denn er ist ruhig und auch ganz gescheit, wenn man ihn am Tage sieht, und nur, wenn die Nacht kommt, rumorts in seinem Hirn. Sehn Sie, gnädige Herren, da schleicht er eben hin. Er sucht sich ein Plätzchen aus, wo Niemand ihn belauschen und stören kann. Neulich hatte er sich in den Blumen-garten des Verwalters hingestellt, aber da hat man ihn garstig mit Prügelschlägen tractirt und fortgejagt. Seitdem zieht er's vor, unter meinen anspruchlosen Kartoffeln zu blühen. Wenn er nur das Krankheitswesen auch am Tage hätte, hab ich oft zu meiner Frau gesagt, so brauchten wir keine Vogel-scheuche, und er vertriebe uns mit seiner mageren hinfälligen Figur und den schwarzen im Winde flatternden Rockschößen die Sperlinge von der nahen Rübensaat. So aber kann mir dieser kostbare Unsinn wenig Nutzen schaffen, und ich muß die Thorheit noch geheim halten, sonst würde das ganze Dorf und das benachbarte noch dazu herlaufen und das Abentheuer mit ansehen wollen.“

Die Freunde sahen im hellen Mondlichte einen Mann im Krautfelde stehen, unbeweglich, und das Antlitz dem Monde zugewendet. „Als was blüht er denn?“ fragte der Eine. „Als Lilie, hat er meiner Frau gesagt,“ entgegnete der Wirth mit einem kleinböhnischen Spottgelächter. „Wir müssen mit ihm anbinden,“ sagte Felix. „Ich habe eine Passion für dergleichen Excentrisches.“

„Nur jetzt nicht,“ antwortete Marsan. „Wir müssen vor allen Dingen auf's Schloß zu kommen suchen. Drei

Tage sind wir schon in diesem abscheulichen Neste und noch zeigt sich nicht die mindeste Aussicht, daß wir zum Ziel gelangen sollen.“

„Ist Eure Tochter noch nicht zurück?“ fragte Felix den Wirth.

„Nein, Herr. Der Himmel weiß, wo sie so lange bleibt. Wenn sie nur nicht dem Christoph begegnet ist. Der Bursche ist verzweifelt hinter ihr her.“

„Christoph!“ sagte Felix. „Damit ist's aus. Seit wir hier sind, ist von keinem Christoph mehr die Rede; darf nicht mehr die Rede sein. Da kommt sie, da tritt sie eben ein!“

Eine junge Dirne von blühendem Aussehen kam mit einem schelmischen und dreisten Lächeln zur dunkeln Stube herein. Sie legte ein buntgewürfeltes Tuch ab, strich ihr Haar vor einem kleinen Spiegel glatt und trat dann vor die jungen Männer hin und sagte immer lachend: „Es ist nix! Kommen nit hinauf. Die Herrschaft will nit und will nit. Ist all umsonst. Es sind Leut', wie Kettenhunde.“

„Du hast doch ausgerichtet, wie ich's Dir aufgetragen, Babet?“ sagte Felix.

„Gehn Sie! Soll ich denn so dumm sein und vergessen, was ich zu sagen hab? Ich hab gesagt zum Kammerdiener: Hören's, dort unten im Dorf sind zwei Leut aus Dffendorf, der Eine ist Parfümeriehändler, der Andre verkauft Händschen, wollen vor die gnädge Frau kommen. Drauf hat der Kammerdiener gesagt, sie sollten wieder gehn und ich sollte auch gehn, man brauchte auf dem Schloß keine Parfümerie und

keine Händschen. Wenn ich nochmals wiederkäme, sollte ich hinausgeworfen werden. Ich sagte: ich danke."

„Also auch die List hilft nichts?“ rief Marsan jammernnd.

Das Mädchen sah ihn schalkhaft an und sagte dann, indem sie sich heimlich zu ihm herabbog und auf rohe, aber nicht ungraziöse Weise die Kofette spielte. „Ich bring sie doch hinauf; geb's Acht! Sein Sie nicht traurig. Ich kann Ihre schwarzen Augen nicht verjammert und verflennt sehn.“ Dann wandte sie sich ab und richtete auf ihre gewohnte rasche und laute Weise eine Bestellung aus, die man ihr an die Eltern aufgetragen. Sie nahm die Bierkrüge der wenigen Bauern, die im Hintergrunde des Zimmers saßen, und mit den Deckeln klappernd, kam sie unter irgend einem Vorwand an dem Tischchen vorbei, wo die Freunde saßen, warf einige Schachfiguren um, und läspelte den jungen Männern zu: „Ich mach's! ich mach's!“ und lief dann zur Stube hinaus.

„Köstlich!“ rief Felix, „Du hast eine Eroberung gemacht, Marsan. Ich bitte Dich, spiele nicht den Spröden, denn wir müssen jedes Mittel zu Hülfe ziehen, und sei es auch die Protection dieser Kleinen, die so wundersüß nach Knoblauch duftet und tausend Schelmereien in ihrem Köpfchen zu haben scheint.“ Indem hörte man ein Posthorn durch die einsame nächtliche Dorfgasse schallen. Der Wirth lief hinaus und kehrte von dem nahgelegenen Posthause zurück, indem er meldete, es seien zwei Herren angelangt, die, da auf dem Posthause gebaut werde, ebenfalls auch keinen andern Verbleib finden würden, als in seinem Hause.

„Unser Zimmer theilen wir aber durchaus nicht mit einem Fremden!“ sagten die Freunde.

„O gnädiger Herr, ein so großes Zimmer, ein so großes schönes Zimmer; gleichsam ein Palastzimmer. Wie sollte das nicht Platz haben für vier schmucke Herren?“ rief der Wirth bittend.

„Die Herren werden schon Platz machen!“ sagte Babet, die mit den gefüllten Bierkrügen wieder im Zimmer stand, den Freunden winkte und mit den Augen zwinkerte. „Wenn sie erfahren, daß es Dein Vortheil ist, Papa, und wenn sie sehen, daß die Babet es absolut so haben will.“

„Gieb nach,“ flüsterte Felix. „Erhalte unsre einzige Bundesgenossin bei guter Laune.“

„Nein, nein!“ rief der Aufgeforderte. „Das Zimmer theilen mit unerträglichen Leuten? — Lieber zieh ich aus und fort!“ Die Thür ging auf und die neuen Gäste standen in dem großen raucherfüllten dunkeln Zimmer. Felix ergriff das Licht, lief auf die Eintretenden zu, schob den in tausend Büchlingen sich abmühenden Wirth bei Seite und rief: „Ist's möglich! Traunstein! Du hier?“

„Und unerwartet, wie es scheint,“ entgegnete der Begrüßte. „Erlaube, daß ich Dir hier meinen Freund Karlfels vorstelle. Dort Graf Marsan — Baron Karlfels! Nun unser Zimmer, Herr Wirth!“

„Komm nur,“ rief Felix lachend. „Wir werden Euch den Weg zeigen.“ „Er nahm das Licht und rief dem Wirth zu: „In diesem Falle haben Sie von Glück zu sagen. Mit diesen Herren, aber auch mit keinem andern, theilen wir Ihr verwünschtes Zimmer.“

„Ich hob's gleich gesagt,“ murmelte Babet, „gehorschen müssen sie, und zwar mir!“ die Bedienten und der Postillon trugen das Gepäck die enge Stiege hinauf. Babet folgte einige Minuten später mit einer Bunschbowle und einem Teller mit Gläsern. Die von der Reise Ermüdeten und von der Nachtluft Durchkälteten machten sich's um den runden, roh aus Eichenholz gezimmerten Tisch bequem. Ein altes Kokosofopha mit drei großen vergoldeten Medaillons als Lehne wurde herbeigeschoben und ein Reiseneccessaire aufgeschlossen, der Tisch mit silbernen Bechern und funkelnden Krystallgläsern bedeckt. Babet sah diese blitzende Pracht und sagte schnippisch: „Aus meinen Gläsern schmeckt der Bunsch grade so gut, wie aus diesen Hochzeit- und Geburtstagskännchen. Ich kenn' Leut', denen auch das nicht genug ist, die gern aus den herrschaftlichen Schüsseln oben auf dem Schloß schleckern möchten; daraus wird aber nix!“ Mit dieser, ihrer Ansicht nach ganz vortrefflich gelungenen Stichelei, ging sie lachend aus dem Zimmer.

„Was ist das?“ rief Traunstein, „verhöhnt man mich? Weiß schon das ganze Land um mein Unglück? Bin ich mit meinem Liebeselend zum Volksgespött geworden?“

„Sei ruhig!“ lachte Felix. „Wir sind alle Unglücksbrüder und tragen Alle gleiche Kappen“ — er wandte sich entschuldigend zu seinem jungen Nachbar — „bis auf Sie, Baron; denn ich will nicht hoffen, daß Sie derselbe malitiose Stern, wie uns, hierher in die Nähe dieser Zauberburg geleitet hat.“

„Hoffe immer!“ rief Traunstein. „Dein Hoffen wird nicht getäuscht werden.“

„Ist's möglich? Auch Sie, Karlsfels?“

„Auch er. Bernimm für's Erste, mein Trauter, meine Kata und rigorose Erlebnisse,“ sagte Traunstein. „Ich komme nach Dresden und finde statt meines Oheims einen Brief dieses ehrwürdigen Greises vor, in welchem er mir meldet, daß wichtige Gründe u. s. w. ihn abgehalten haben, daß er aber, um meine Angelegenheit zu ordnen, sich brieflich an Augusten's Mutter, der er einmal in den Tagen seines Mai's die Cour gemacht, wenden werde. Brieflich! — und ich hatte gehofft, ihn selbst als Zaubermittel und colossales Amulet mir umzuhängen, um damit gegen meine grausame Maritorne ritterlich anzurennen. Aber, was war zu thun? Während ich düster und gram erfüllt in den Straßen Dresdens umherirre, und schon entschlossen bin, mich in diese miserable sächsische Schweiz zu stürzen, die mir als Aufenthaltort aller sentimentalen Touristen und Verse winselnden alten Jungfräulein bis in den Tod verhaßt ist, begegne ich diesem jungen Baladin, diesem liebreizenden Gardelieutenant auf Urlaub. Wir sehen uns an, wir stutzen, wir erkennen uns und fallen einander in die Arme. Diese hochromantische Scene fällt auf der Brühl'schen Terrasse vor. Wenn die Gräfin Hahn es gesehen, ste würde daraus eine interessante Introduction gemacht haben zu einem ihrer „fesselnden“ Romane. Noch mehr, wir gehen in der Romantik so weit, uns wie zwei Troubadours des Mittelalters unsre Herzensangelegenheiten mitzutheilen. Was erfahre ich da? Anfangs das Entsetzliche, daß wir in eine und

dieselbe Schöne entbrannt sind; aber bei näherer Erörterung, — der gütige Himmel fügte es so, — vernahm ich dann, daß Augusten's Schwester, die kleine Sophie, die ich zuletzt in einer Pension zu Straßburg als kaum entwickeltes Taufendschönkindspschen verlassen, unsers jungen Paladin's Flamme ist. Ach, ich athme leichter; das Drohende, das Entsetzliche, die niederschmetternde Tragik ist abgewendet; wir brauchen nicht die feindlichen Brüder gegeneinander zu spielen. Aber wo ist Deine Auguste?" fragt er; „Aber wo ist Deine Sophie?" frage ich. „Wie, Du weißt es nicht?" „Nein." Eine lange Pause. — „Auf Schloß." — „Um Gotteswillen," rief ich, „doch nicht auf Schloß Dohnstädt?" — „Ja wohl; also, Du weißt es doch. Auf Einladung der Frau von Traubensfels besucht sie dort eine interessante junge Dame, Fräulein Clotilde von Corosan!"

„Halt!" rief Felix; „die heilige Behme spricht den Bann aus gegen dieses Fräulein Clotilde von Corosan. Ich hebe mein Schwert gegen sie auf, wer folgt mir?"

„Wir Alle!" riefen die jungen Männer, indem sie die vollen Becher emporhoben. „Bann und Interdict gegen Fräulein Clotilde von Corosan. Sie, des heiligen deutschen Reichs Feindin und Widersacherin, Rebellen gegen Gesetz und Ordnung. Wir klagen sie an böser Künste und der schwarzen Magie."

„Sie wird gethan in des Reiches Acht und Oberacht!" rief Felix. „Es soll ihr entzogen werden Luft, Licht und Wasser, und allein soll die Erde ihr gelassen werden. Sie soll vertrieben und flüchtig sein zwischen Aufgang und Nie-

bergang, und ihre Nachkommen sollen sein wie Spreu vor dem Winde. Also beschließen wir's, Stifter der heiligen Behme gegen Fräulein Clotilde von Corosan."

Die Punschbowle wurde von Neuem gefüllt auf den Tisch gesetzt.

„Aber nun ernstlich, meine Freunde,“ hob Traunstein an. „Wie weit seid Ihr gelangt? Was habt Ihr ausgerichtet? Unmöglich könnt Ihr schon Tagelang vor der Bestung gelegen haben, ohne auch nur ein Fuß breit Terrain gewonnen zu haben?“

Eine lange Pause entstand nach dieser Frage. Felix sah Marsan an und traf zugleich auf dessen auffordernden Blick. „Nun?“ rief Traunstein ungeduldig, „was bedeutet das?“ „Es bedeutet,“ nahm Felix kleinlaut das Wort, „daß wir beim Anfang des Anfangs sind.“

„Also nichts, noch gar nichts erobert! O, das muß anders werden. Ihr habt, so seh ich, die Sache von der sentimental Seite gefaßt, ich werde sie von der heroischen nehmen. Wie, man spinnt Verschwörung gegen uns, und wir sollten uns so ruhig in unsern Untergang ergeben? Man hält uns unsre Bräute und Geliebten vor, und wir sollen feig jeden Plan der Wiedereroberung unseres Eigenthums aufgeben? Nimmermehr. Das Castell muß fallen! Wir müssen als Sieger mit klingendem Spiel einziehen! Diese abtrünnigen und widerspenstigen Frauen müssen befehrt und zu unsern Slavinnen gemacht werden, und das Alles in kürzester Zeit; ehe die Mondscheibe am Himmel sich füllt. Ich will kein

Scheermesser an meinen Bart kommen lassen, ehe denn erfüllt sei, was ich hier gelobe.“

„O, was das Scheermesser betrifft,“ hob Felix lachend an, „so hast Du gut scheeren; Du läßt ohnedies keines an Deinen Bart kommen, Du könntest noch sogar hinzufügen, daß Du Deine Nägel wie Vogelflauen wollest wachsen lassen; diese Ungebühr gehört zur modernsten Toilette.“

„Bleibt bei der Sache!“ rief Marsan. „Welchen Plan entwerfen wir? Wie gelangen wir in's Schloß? Briefe, Anmeldungen unter aller möglichen Form, Ueberraschungen und sogar Verkleidungen — Alles ist schon versucht und zwar vergebens.“

„Alles?“ fragte Traunstein; „auch Ueberraschungen?“

„Wen sollen wir überraschen?“

„Jeder überrascht anfangs einzeln und für seine Rechnung, zuletzt wird die Sache groß und allgemein. Wie wir am Park des Schlosses vorbeifuhren, so bemerkten wir zwei weiße jungfräuliche Gestalten, die aus dem Grün der Gebüsche auftauchten, und dann irgend einen dunkeln Bogengang hinabwandelten. Was ist nun leichter, als das Gitter des Parkes zu erklettern und sich diesen Einsamen plötzlich in den Weg zu stellen?“

„Du vergißt, Traunstein,“ hub Marsan an, „daß der Ruf unsrer Geliebten nicht gefährdet werden darf.“

„Da steht man das neunzehnte Jahrhundert!“ rief der Gescholtene im Zorn. „Dieses prüde langweilig schwahende und moralisirende Jahrhundert, dieser ächte Pöpselträger unter den Jahrhunderten. Ihr macht mich böse. Wenn unsre Bä-

ter das hörten! und vollends, wenn unsre Großväter zugegen wären, wie würden sie lachen! Springt über den Zaun, Bursche, würden sie rufen; erobert euch eure Mädchen, und später denkt darüber nach, ob ihr moralisch und vernünftig gehandelt! — Himmel, mir wird ganz weich zu Muth. Am Ende ist es ja auch unmoralisch und den Ruf der edlen Frauen bloßstellend, daß wir überhaupt existiren; von Bitte, Wunsch und verliebtem Verlangen kann nun nie die Rede sein. Wo in aller Welt verbirgt man sich? Welcher dunkle Winkel der Erde nimmt vier so lasterhafte Geschöpfe auf, wie wir sind.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“ rief Felix. „Ja, so muß man Vernunft predigen!“

„Aber er übertreibt!“ zürnte Marsan. „Ueberdies haben wir schon Verkleidungen versucht und wollen noch welche versuchen; doch verlaßt Euch auf mein Wort; Alles das führt zu nichts. Die Frauen wissen um unser Hiersein; sie setzen jetzt ihren ganzen Eigensinn darauf, uns nicht vorzulassen und die Dienerschaft ist trefflich instruirt. Meine einzige Hoffnung beruht auf —“

„Auf wem?“ riefen Alle im Chor.

„Auf —“ hier ward die Thür aufgestoßen und Babet mit einem colossalen Holzteller auf dem ein Kuchen von ungehörlicher Größe, verziert mit einer Pyramide von Stockrosen und Feuerlilien, prangte, trat herein. „Lupus in fabula!“ rief Marsan. „Die?“ zischelte Traunstein, „Die?“

„Galt'n's zu Gnaden!“ hub die Kleine zu peroriren an; „der Kuchen kommt etwas spät, zu spät, aber daran ist das

große Geschöpf, der Christoph Schuld; er hat mir geholfen die Blumen im Garten abbrechen, und zu dem Kunstwerk zusammenwickeln. Da hat denn der Nichtsnutz die rechten Blumen niemals finden können, und ich mußte ihm ein paar-mal zur Strafe mit der Nase in die Kelche der Feuerlilien drücken, das Alles hat Zeit genommen. Nehm's nit für ungut."

Die Thür wurde leise geöffnet und ein roth und gelb besprenkeltes Gesicht guckte herein. „Schauen's," rief Babet, „er sieht wie ein Feueraffe aus, dabei ist er noch zornig, daß ich hier hineingeh, denn, sagt er, die Herrn sind jetzt illuminiert, da schickt' es sich nicht, daß ich zu ihnen käme. Gehn sie, Musje Christoph; machen's, daß Sie wieder auf's Schloß kommen!" Sie ging um den Tisch herum und wußte es geschickt anzufangen, daß sie an Marsans Seite gelangte, dem sie, ohne von den Andern bemerkt zu werden, in's Ohr zischelte: „Nun, Bruder Lustig, Ihr werdet auf's Schloß kommen; morgen Abend schon. Die Babet sagt's und die Babet hält Wort. Nur Klugheit! sagte der Vater, als er mich zum erstenmale in des Nachbars Garten schickte, um Aepfel zu stehlen. Klugheit! Gelt, nun machen Sie mir wieder ein hübsches Gesicht — die Augen wacker und lustig — das Lockenköpfle nicht mehr geschüttelt; so ist's recht. Essen's nun vom Kuchen; aber schlagen Sie nicht zu viel hinein, das gibt böse Traum'."

„Wann kann ich Dich sprechen?" sagte Marsan leise.

„Morgen ganz früh unten in der Wirthsstube; aber ich sag's nur Ihnen allein. Kommen Sie, wenn Sie den Hahn

im Hofe zum erstenmale krähen hören; dann schlafen Vater und Mutter noch, ich wasche unten die Teller und Krüge, und reinige den Hausgang.“

„Ich komme,“ entgegnete der Begünstigte, und Babet entschlüpfte.

„Freunde!“ rief Felix, „die gottlosen Weiber oben im Castell stiften, der Himmel weiß, was für einen Orden, laßt uns hier auch einen gründen. Nehme Jeder von uns eine der brennenden Lilien und stecke sie sich an den Rock; ich, als der Ordenspräses, werde einen ganzen Kranz dieser burlesken Kinder Floras mir auf's Haupt drücken, und erlaube hiermit Jedem von uns sich „Ritter von der flammenden Liebe“ zu nennen. Wie gefällt Euch das?“ Er hatte den Kranz schnell zusammengefügt, und diesen in sein dunkles Haar gedrückt. Mit feurigen und auffordernden Blicken schaute er unter den flammenrothen Kelchen hervor. Dabei erhob er den Becher, schwang ihn im Kreise über dem Haupte und rief: „Auf Ihr Ritter der flammenden Liebe! Seid allesammt Baharde ohne Furcht und Tadel, und wir werden triumphiren und siegen. Der Jugend und dem Muthе gehört die Welt, bedenkt das, Ihr Ritter der flammenden Liebe! —“

Es war schon Mitternacht vorüber, als die Freunde sich vom Tisch erhoben. Fraunstein trat an's Fenster und rief: „Was geht da für eine seltsame Gestalt über den Hof herüber?“ Felix, der ihm gefolgt war, antwortete: „Es ist ein verrückter Professor, der sich hier in der Gegend umtreibt.“ — „Und dessen Bekanntschaft ich machen muß,“ rief Fraunstein eilig. „Es ist nichts amüsanter, als solche etwas

wacklig gewordene Intelligenzen.“ Während diese Worte erklangen, hörte man eine Stimme, die da sang:

So hast Du nun geblüht
 O Herz! Jetzt gute Nacht!
 Der Sterne Regen sprüht
 Nicht mehr, in ihrer Pracht
 Die große Lotosblume
 Der Mond ist ausgeglüht. —
 Der Welt zum ewgen Ruhme
 Hast Du Dich abgemüht;
 Jetzt gute Nacht. —

In einem Gartensalon, dessen breite Glasthüren geöffnet standen und einen Strom von Duft und Kühlung einließen, saßen auf einem Sopha drei zierliche Gestalten, und die blühenden Mädchengesichter waren in Scherz und Lachen dem rothen Abendsscheine zugewendet, der durch die Thüre, über blühende Gebüsche herüber, eindrang. Es war zwei Tage vor dem oben geschilderten Abend. Die mittlere der drei Freundinnen war die ältere, ihre Gestalt war ausgebildeter, ihre Züge fester und edler, dabei lag ein Zug von Schwermuth in dem dunkeln Augenpaar. Ihr Lächeln ward durch Milde und Anmuth gehoben, ihre schöne Stirn zeigte Ernst und liebliche Würde. Sie lehnte, die Arme gekreuzt, in nachdenklicher Stellung zwischen den beiden fast noch kindlichen Gestalten, die sie umgaben. Rechts, in die Sophaecke geschmiegt und diese ganz ausfüllend, lag etwas in orientalischer Unbequemlichkeit kauernnd, eine kleine Brünnette, die eine für ihr Alter und ihre Jugend, sie mochte kaum sechzehn Jahr zählen, un-

gewöhnliche Körperfülle zeigte. Sie hatte in ihrem schwarzen Lockenkopf zur Seite hin ein Bouquet blutrother Nelken geheftet, und dieser kunstlose Schmuck gab ihren bleichen vollen Wangen und ihren großen blitzenden schwarzen Augen einen besondern Reiz. Wie eine kleine Odaliske des Serails lag sie da und öffnete das Auge nur halb, um phlegmatisch blinzeln in die Gluthen der Abendsonne zu blicken. In der andern Ecke zeigte sich das Widerspiel dieser kleinen Kunden, eine zarte Gestalt, mit blondem Haar und blauen Augen, die im frischblühenden Kindergesichtchen noch die volle Unschuldswelt und die unbewußte träumerische Lieblichkeit des ersten jugendlichen Alters zeigte. Sie hatte ihren Arm um den Nacken ihrer Nachbarin gelegt, und ihr Haupt ruhte mit kindlicher Zärtlichkeit an der Schulter der Freundin. Eine Blumenvase, ein Kästchen mit Tapissierarbeit, und ein aufgeschlagenes Buch lagen auf dem runden Tisch vor dem Sopha; aber es wurde nicht gearbeitet und nicht gelesen, die drei hübschen Müßiggängerinnen hingen ihren Träumen und Gedanken nach, und ein Geplauder, das bald durch ein Liedchen, bald durch irgend ein kleines possenhaftes Intermezzo unterbrochen wurde, war die einzige tändelnde Zerstreuung, der sie sich hingaben. Eine Uhr im Nebenzimmer schlug acht.

„Was meint Ihr dazu?“ hob die älteste der drei Freundinnen an; „wenn wir noch etwas auf dem See spazieren fahren? Der Abend ist so schön.“

„Gern, wenn Du es willst,“ sagte die Blondine, und erhob sich zephyrleicht aus dem Polster des Sophas. „Aber wir werden Mühe haben, unsere träge Dame auf die Beine zu

bringen. Du stehst, sie rührt sich nicht. Auguste, Auguste auf, erhebe Dich! —“

„Keine Gewalt der Erde bringt mich aus meiner Sophaecke,“ entgegnete die Angerufene. „Ich weiß auch nicht, was Ihr dabei habt, immer auf dem langweiligen See herumzufahren. Ich liebe das nicht. Ja, wenn wir Gesellschaft hätten. —“

„Sind Cecilie und ich keine Gesellschaft? —“

„Laß uns lieber hier bleiben und noch etwas plaudern. Es spricht sich so gut hier in der Stille. —“

„Was sollen wir sprechen; wir haben schon alle unsre Geheimnisse durchgesprochen.“

„Die Euren? Das ist möglich; meine Geheimnisse weiß noch kein Mensch. Was ich Euch mitgetheilt habe, waren immer nur die Vorbereitungen zu den Geheimnissen; ich sage Euch, nur die Vorbereitungen.“

„Arme Auguste; aber ich glaube nicht recht daran. Weißt Du, warum? Du bist zu dick, um Geheimnisse zu haben. Geheimnisse machen mager, denn sie erzeugen Kummer, und bei Sorge und Kummer wird man nicht fett.“

„Ich möchte wissen, ob Du Kummer und Sorge hast, meine theure Sophie.“

„O ja, ich habe welchen,“ rief die Kleine erröthend. „Es giebt Stunden, wo ich ernstlich und mit aller Anstrengung meiner Seele kummervoll bin.“

„Das sind die Stunden, wo eines gewissen — hm, hm Bild Dir vorschwebt?“

„Schweig, ich denke nicht mehr an ihn. Seitdem uns Glo-

tilde gesagt hat, daß wir mehr Ernst und mehr Bedeutung in unser Leben hineinlegen sollen, seitdem erschrecke ich ordentlich, wenn ich an jene Thorheiten, die wir in der Pension beginnen, zurückdenke. — "

„Ganz recht, mein Engel; und besonders, wenn Du Dich jenes Abends erinnerst, wo sich bei Madame Tourbillon ein gewisser Officier melden ließ, der sich für Deinen Bruder ausgab und Du — nicht den Muth hattest, diese infame Lüge öffentlich aufzudecken. O, wenn mich irgend etwas an Dir empört hat, so war es diese Feigheit. — "

„Du hättest ihn ja Lügen strafen können; er log sich ja ebenso zu Deinem Bruder.“

„Mich ging es nichts an; mir machte er nicht den Hof.“

„So! also, weil er so gütig war, mir Aufmerksamkeiten zu bezeugen, sollte ich ihn zum Dank verrathen?“

„Gütiger Himmel! Was sind das für Redensarten? Sind wir denn Dank schuldig einem Manne, der uns den Hof macht? Cecilie, Du stehst, sie ist noch lange nicht reif, in unsre ernste und hohe Verbindung zu treten. Die Aufnahme muß noch aufgeschoben werden, ich trage darauf an.“

„Du bringst mich zum Weinen!“ rief Sophie schluchzend. „Meinst Du, ich wüßte nicht, daß Du keinen Augenblick Traunstein vergessen hast, daß Du nur die Ernsthafte und die Sittenpredigerin spielst, um dem Fräulein von Corosan zu gefallen und dadurch der Mutter zu schmeicheln? Nichts wie Heuchelei.“

„Das arme Kind spricht im Traume!“ sagte Auguste mit einem boshaften Blick ihrer dunkeln Augen. Die Schwester fuhr zürnend fort: „Hast Du mir nicht noch gestern gestanden,

daß Du das Leben hier unerträglich fändest? daß Dir diese ewige Absperrung lächerlich und grausam erscheine, daß die mysteriösen Reden des Fräulein —“

„Um's Himmelswillen, Cecilie, halt ihr den Mund zu,“ rief Auguste. „Diese unausstehliche Schwägerin! Kommt, wir wollen zu Wasser fahren.“

„Gut,“ rief Sophie; „aber Du mußt dann auf der einen Seite des Boots allein sitzen. Wir Beide sind grade so schwer, als Du für Deine Person allein.“

„Es ist mir lieb, zu wissen,“ nahm die Verspottete das Wort, daß ich's in meiner Gewalt habe, das Boot umzuwerfen und Euch in den Wellen zu ertränken. Ich werde von meinen Kräften zu gelegener Zeit Gebrauch machen.“ Sie erhob sich, legte ihren Shawl als Schärpe um, befestigte die Tapifferie als einen Officierczako auf dem Kopfe und trat mit lakonischem militärischen Grusse vor Cecilie, indem sie, die Hand an den Czako legend, rief: „Madame, kann ich nicht die Ehre haben, meine Schwester Sophie von Rochelle zu sprechen?“ Sophie sprang hinzu, riß der Schwester die Tapifferie vom Kopf, warf sie auf den Boden und rief in Thränen ausbrechend: „Du bist ganz über alle Begriffe schlecht und verdorben!“ Die kleine Bosshafte machte noch immer militairische Schwenkungen und warf sich dann lachend zurück in ihre Sophaecke. Sie erhob sich aber gleich wieder, als in der Thüröffnung, wie eine schwarze dichte Rauchsäule gegen den flammenden Abendhorizont abstechend, eine lange schwarze Gestalt erschien und auf der Schwelle stehn blieb. Die Züge dieser Frau waren bleich, ernst und strenge, aber dabei nicht un-

schön. Die Dürsterheit des faltigen schleppenden schwarzen Gewandes wurde noch durch einen Schleier vermehrt, von dunkelm Spitzengewebe, der von dem Haarknoten, durch einen großen silbernen Stern befestigt, niederhing und um Brust und Schultern eng angezogen wurde.

„Meine theure Clotilde!“ rief Cecilie, und nahte sich mit zärtlicher Ehrfurcht der Eintretenden, während die beiden jungen Mädchen ihr die Hand küßend, schweigend in einiger Entfernung stehen blieben.

„Ich komme, Sie abzuholen, Susammiß,“ sagte die schwarze Gestalt leise. „Es sind wichtige Briefe angekommen. Folgen Sie mir durch den Garten in das Tempelgebäude.“

„Dürfen wir nicht mit?“ sagten die Schwestern.

„Meine lieben, theuren Kinder,“ sagte Clotilde, und legte ihre Arme um den Nacken der Beiden, „noch dürft Ihr nicht der Versammlung der Eingeweihten mit beiwohnen. Denkt daran, daß vielleicht morgen schon Eure Prüfung statt findet. Bereitet Euch vor durch Nachdenken und Einsamkeit.“ Sie drückte Küsse auf die Stirnen Beider und verschwand dann mit Cecilien Arm in Arm unter den blühenden Hollundersträuchen.

Ein Thurmgemach des alterthümlichen Schlosses war zu den Mysterien eingerichtet, die beiden Frauen stiegen eine enge, etwas auffällige Wendeltreppe hinauf, und ein hochbogiges kleines Vorgemach mit einem schmalen Fenster im Kirchenstyl, verhüllt durch einen blauen Vorhang, empfing sie. Der warme Abendschein und Hauch draußen, bildeten gegen die Dunkelheit und Kühle dieses Gemachs einen auffälli-

gen Contrast. Doch fehlten diesem mittelalterlichen Cabinet keineswegs die Bequemlichkeiten unsrer Zimmereinrichtungen. Um einen Tisch von gothischer Structur war rund herum ein moderner Divan mit schwellenden Polstern gezogen, eine Astrallampe hing von der Decke herab, und in den Nischen standen alte Steinbilder; aber zu Füßen derselben breitete sich ein moderner Teppich von elastischer Weiche und schönen Farben aus. Mehre junge Damen saßen bereits am Tische, der mit Papieren bedeckt war. Die Eine dieser Schönen war die Besitzerin des Schlosses, eine blühende Gestalt, die etwas über dreißig zählen mochte. Sie schien sich unter ihren jüngern Genossinnen den Anschein von Würde und Ansehn geben zu wollen, doch geschah dies mit jener Anmuth, mit der junge verheirathete Frauen sich den Unvermählten gegenüberstellen. Aber ihre Autorität wurde wenig respectirt, dagegen hing jedes Auge und jedes Ohr an der Erscheinung Clotilden's, und diese in der Ausübung ihrer Macht, wußte recht wohl gewisse Unterschiede und Gradationen anzubringen, die ihr Ansehn sicherten und ihr geheimnißvolles Einwirken verstärkten.

Jetzt saßen Alle im Kreise. Wer diese schönen, jugendlichen Gestalten sah, Einige in reizenden Stellungen auf die Polster hingegossen, Andre anmuthig lauschend auf den Tisch lehnend, über Alle herüber das Licht der Lampe, von oben her ausgegossen, hier eine schöne Stirn und ein liebliches Oval, dort eine marmorweiße Schulter, einen schönen Nacken, von dem der Shawl herabgefallen war, die weiche Fülle eines Arms beleuchtend, der konnte glauben, ein moderner Liebes-

hof versammle sich, um über Fragen des Herzens zu entscheiden. Aber der Ernst dieser schönen jugendlichen Gestalten, die Wolke, die über den leuchtenden Augen schwebt, läßt errathen, daß hier noch etwas Höheres und Wichtigeres, als bloße Liebesabentheuer, zur Sprache kommen soll. Und so ist's auch.

Nachdem eine Stille von einigen Secunden eingetreten ist, erhebt sich Clotilde von ihrem Sessel und beginnt also: „Es wäre unnöthig, theure Schwestern, noch etwas über den Zweck und die Aufgabe unsers Ordens sagen zu wollen. Wir sind hierüber Alle in Kenntniß und völlig miteinander einverstanden. Unser großes Ziel ist — Herrschaft der Frauen! — Unbedingte, unangefochtene, weitest ausgebreitete Herrschaft. Dies erringen wir auf dem Wege mysteriösen Wirkens. In der Sonne der Deffentlichkeit verdorrt und verduftet jedes geistigere Streben, zum Trivialen und Possenhaften erniedrigt wird das wahrhaft Große, wenn es sich auf den Markt des Alltagslebens wagt. Wir haben es ja gesehen. Unsre großgesinnten Schwestern haben schon lange das Evangelium der absoluten Frauenherrschaft gepredigt, aber sie haben es offen und frei gethan — darum ihre verfehlte Wirkung. Die Männer, diese Egoisten und rohen Barbaren, haben in der Macht, die ihnen noch gegeben, und in der Niedrigkeit ihrer Gesinnung, nicht einen Augenblick gezögert, das Werk der Frauen lächerlich zu machen und unsre Vereinigung zu zerstören. Es ließ sich dies voraussehen. Betrachten wir, geliebte Schwestern, die Geschichte aller großen Revolutionen, in der physischen, wie in der Gedankenwelt, immer gingen sie

vom Dunkel und vom Geheimniß aus. So auch unser Werk. Das uralte Aegypten, die Gräfte der Pharaonen, die Labyrinth und Katafomben untergegangener Civilisationen senden uns ihre Geheimnisse, und der Scepter, den wir erfassen, ward aus dem Kronengold alter Priesterkönige geschmiedet. Er wird unsrer Hand gut stehn. Aber, wenn wir uns mit dem Geheimnisse bekleiden, wenn wir das Diadem des Sesostris um unsre Frauenstirn binden, so geschieht das nicht, um mit unfruchtbaren Spielereien, wie die Männer es gethan, die den Freimaurerorden endlich zu bloßen Tabagieen herabgewürdigt, nein, wir, die wir ihn für uns und unsre Interessen erwecken, nehmen seine altherrwürdige Hülle nur, um dem neuesten Tagesbedürfniß zu dienen. Die Welt ist gemein und sittenlos geworden; keine Frage, theure Schwestern, so ist's! Daß es so ist — wer klagt wohl inniger darüber, als wir — wir, die Priesterinnen und beauftragten Tempelfrauen, um das Heiligthum von jeder verunstaltenden Bemakelung rein zu erhalten. Es sind Einige unter uns, die durch Bücher haben wirken wollen; sie schreiben lange, sehr lange Geschichten — aber es nützt nichts; die Männer, diese Ungeheuer, lesen unsre Bücher nicht. Es muß anders kommen. Die Elenden müssen gründlicher gestraft und auf ihre Vergehen aufmerksam gemacht werden. Wir wollen uns ihnen ganz entziehen. Wir wollen unsre Interessen gänzlich von den ihrigen scheiden — gänzlich und auf immer! Sie zeigen uns Gleichgültigkeit, wohl an, zeigt ihnen Stolz und Kälte; sie glauben im Dienste der Zeit und ihrer Ideen höher zu stehn, zeigt ihnen, daß unser Geist es ist, vor dem der ihrige sich

tief im Staube beugen muß, endlich, und mit einem Worte, daß jede Offenbarung, sie mag heißen, wie sie will, nur immer der Welt durch uns, nicht durch sie, kommen wird und kommen muß. Reißt, ich bitte Euch, Alles, was nur auch von ferne so aussteht, wie Lieb' und Demuth, Unterwürfigkeit und Glauben, reißt es aus Euren Herzen, und züchtigt durch die empfindlichste Kälte, durch den gerechtesten und größten Stolz, dieses Geschlecht niedriger Seelen, roher sinnlicher Begierden, entarteter Hoffnungen. Wenn ihr diese thörichte Liebe, der unsrer Mutter in ihrer Schwäche, und weil sie nicht wußten, wo Trost und Hoffnung zu holen sei, sich hingaben, völlig in Euerem Innern vertilgt haben werdet, dann öffnet sich Euch das große Feld heilsamer Wirksamkeit. Ihr werdet dann, frei von jeden Banden des Herzens und der Familie, der Menschheit unendlich wohl thun, Ihr werdet die Völker beglücken, und der ganze Erdbreis wird Euch segnen. Anstatt, daß alberne Liebhaber, einzeln und verschwiegen zu Euren Füßen knieen, werden ganze Völker, freude- und dank-jauchzend Eure Kniee umfassen. Wir werden das erhabene, das gebietende Geschlecht sein, nicht mehr das dienende und unterdrückte, wie jetzt, und wir werden herrschen, nicht durch Liebe, wie einige schwächliche Moralisten es noch immer behaupten, sondern durch Haß — durch Haß gegen dieses schwache entartete Männergeschlecht, das sich vor uns nicht mehr beugen will."

Die Rednerin hielt erschöpft inne und Alle erhoben sich, ihr Zeichen des Beifalls zu geben.

„Ich habe,“ fuhr die Belobte fort, indem sie sich lang-

sam wieder emporrichtete und nach einigen Papieren griff, die in einem Kästchen bereit lagen, „in dem Interesse unseres Bundes an einige berühmte Schriftstellerinnen und Zeitgenossinnen geschrieben, und diese Intelligenzen für unsre Sache zu beleben gesucht, indem ich ihnen Theilnahme am Verein und einen Ehrenplatz im Orden angeboten. Wir dürfen diese berühmten Frauen um so weniger außer Acht lassen, als wir durch die Schriften, die jene jährlich publiciren, die bestmögliche und zugleich schnellste Verbreitung unsrer Grundsätze und unsrer Macht gewiß sein können. Die Männer mögen noch so verstockt, egoistisch, materiell und minorenn an Geist sein, die berühmten Namen üben doch noch Einfluß auf sie, und wenn wir auch überzeugt sind, daß jene schreibenden Frauen nur das, was sie sind, durch Eitelkeit und kleinliches Streben nach Ruhm geworden, dagegen uns die reine Sache unsres Vortheils und Geschlechts, das Hervorrufen weiblicher Intelligenz zum Herrschen antreibt, wir nicht für unsre Personen, sondern für alle Frauen der Mitwelt und der Zukunft Freiheit und Herrschaft erringen wollen, so dürfen wir doch ihnen einige kleine Zugeständnisse machen, und ich habe darum sehr höfliche Schreiben an vier berühmte schriftstellernde Zeitgenossinnen ergehen lassen. Hier sind nun ihre Antworten: Zuerst ein Brief Aurora Dubevant's:

Madame — Vous me rendez heureuse au dela de toute expression en m'assurant que votre existence et celle de plusieurs de vos amies se trouve hors des atteintes du sort contraire. Mais il n'y a là rien qui m'etonne, puisque

Vous aviez tout d'abord réussi à Vous affranchir du joug des hommes. Quel bonheur de s'émanciper, d'échapper à tous les pouvoirs, à ceux même, qui s'appellent du plus doux nom et que de longs siècles semblent avoir consacré. Mais c'est pousser les choses trop loin Madame, et Vous abuser aussi, que de songer à faire de moi la prêtresse du temple qu'il s'agit de Fonder. Sachez donc bien que cette liberté dont Vous me parlez je ne l'ai pu trouver nulle part dans le monde, bien moins encore dans mon intérieur, et qu'au fond même de la Thébaidé j'aurais lieu, de craindre que ce monde que j'ai outragé ne parvienne à s'imposer à moi que ces hommes que j'ai combattu ne trouvent le chemin d'un coeur, qui ne sait garder rancune. L'isle de Calypso ne me convient pas, ce qu'il me faut c'est une vie *dans* le monde *pour* le monde, si rude qu'elle soit. A qui veut vivre dans un complet isolement, ce n'est pas trop d'une ame forte et de tout l'héroïsme de la vertu, les gens faibles ou égoïstes s'en lassent bientôt. Les passages qu'a tort ou à raison l'on a le plus goûté dans mes écrits, sont précisément, ainsi que Vous l'avez observé, ceux où notre intime et tendre attachement pour le monde vient à se révéler par le choc des passions.

Veillez, chère Comtesse, voir dans ces aveux une preuve de l'estime avec laquelle je suis

Votre dévouée.

Georges Sand *).

*) Gnädige Frau! Sie machen mich über allen Ausdruck glücklich, indem Sie mir versichern, daß Ihr Dasein, wie das mehrer

„Man sieht,“ sagte Clotilde achselzuckend, „sie hat meine Aufgabe nicht recht gefaßt, sonst müßte grade einem Geiste, wie dem Georges Sand's, eine großartige Absonderung vom Geschlecht unsrer Ruhestörer, Tyrannen und Henker, äußerst gelegen kommen. Das Schreiben der Lady Blessington, das ich jetzt mittheilen will, ist eben so wenig befriedigend, man

Ihrer Freundinnen, über den Angriffen widerwärtiger Schicksale stehe. Aber ich wundere mich nicht darüber, weil es Ihnen sogleich gelungen ist, sich von dem Joche der Männer zu befreien. Welch ein Glück, sich zu emancipiren, allen Gewalten zu entrinnen, selbst denen, die sich die süßesten Namen beilegen, und welche lange Jahrhunderte geheiligt zu haben scheinen. Daß sie aber mich zur Priesterin des Tempels machen wollen, an dessen Gründung Sie arbeiten, heißt die Sachen zu weit treiben und sich täuschen. So erfahren Sie denn, daß ich diese Freiheit, von welcher Sie mir schreiben, nirgends in der Welt gefunden habe, am wenigsten aber in meinem Innern, und daß ich selbst im Schooße der Thebais werde fürchten müssen, jener Welt, die ich beleidigt, könnte es gelingen, sich mir aufzudrängen, jene Männer, gegen die ich gekämpft, könnten den Weg zu einem Herzen finden, das nun einmal nicht fort-dauernd zürnen kann. Die Insel der Calypso paßt nicht für mich, wessen ich bedarf, das ist ein Leben in der Welt, für die Welt, so herb diese auch sein mag. Wer in einer völligen Isolirung leben will, der muß ein starkes Gemüth und den ganzen Heroismus der Tugend besitzen, schwache, aber egoistische Menschen werden es bald müde. Die Stellen in meinen Schriften, welche mit Recht oder Unrecht am meisten gefallen haben, sind, wie Sie bemerkt haben, gerade die, wo sich unsere innige und zärtliche Anhänglichkeit an die Welt, durch den Anstoß der Leidenschaften kund giebt.

Sehen Sie, theure Gräfin, in diesen Geständnissen gütigst einen Beweis der Hochachtung, mit der ich bin, Ihre ergebenste

Georges Sand.

sieht, daß die edle Lady meinen tiefphilosophischen Plan nur als eine Modeangelegenheit betrachtet.

Your letter, dear Countess, surprised me in the midst of some literary articles I am employed in for some reviews and almanacs. Your plan is quite to my fancy, and if we succeed in bringing this new Order into fashion I will inscribe myself immediately as one its members. I will speak to Lady S— and Lady B— about it as they are now the queens of fashion. However, my dear, satires avail nothing against men now a days; We have seen this in Lady Bulwers book which she wrote against her faithless husband.

Most truly yours

Arab. Blessington *).

Die Versammlung lächelte, als dieser Brief vorgetragen wurde. „So gar nicht verstanden — so gar nicht verstanden!“ riefen mehre Stimmen. Clotilde griff nach einem neuen Brief, entfaltete ihn mit einer gewissen Feierlichkeit und sagte: „Nun unsre gemüthliche, gute, ehrliche Bremer.“ Es ist

*) Ihr Brief, theure Gräfin, überraschte mich in der Arbeit an einigen literarischen Aufsätzen, mit denen ich für einige Journale und Taschenbücher beschäftigt bin. Ihr Plan gefällt mir sehr, und wenn es uns gelingt, diesen neuen Orden in die Mode zu bringen, so werde ich mich sogleich als Mitglied desselben einschreiben lassen. Da Lady S. und Lady B. jetzt die Königinnen der Mode sind, so will ich mit diesen davon sprechen. Daß jedoch, meine Theure, Satiren gegen Männer in unsern Tagen nichts ausrichten, haben wir aus Lady Bulwer's Buch gesehen, das sie gegen ihren treulosen Gatten schrieb. Treulich die Ihre,

Arab. Blessington.

interessant, wie die bescheidene Schwedin gegen die hochmüthige Brittin sich in Contrast stellt. Ach, aber auch von dieser zarten, liebevollen Seele sind wir nicht verstanden worden. Der Brief lautet:

Mademoiselle!

Jag blyges. öfver det beröm Ni godhetsfullt behagat tilldela mina skrifter, hvilka författades endast i afsigt att dermed roa en liten krets af vänner, och om hvilka jag aldrig kunnat tro, att de skulle spridas utom min fädernestads, ännu mindre mitt fäderneslands gränсор. Ni ser här af, Mademoiselle, huru litet jag kändt mig kallad till den bestämmelse. Ni haft den serdeles godheten att tilldela mig. Äro mina skrifter enkla och anspråklösa, så gäller detta i än högre grad om min person. Låt mig, jag ber Eder derom, så förbliva i min Svenska hydda, ur hvilken jag endast går ut, för att se ett litet stycke af världen, hvaraf jag sedan; väl eller illa, alltid efter mitt sätt, tillskapar en bild på papperet. Emottag, mademoiselle, en helsning, från Jungfru Almquist, den redliga gouvernanten, som i Presidentens hus med denne dansar en ärbar polonaise, och sedan vörndadsfullt med en gammalmodig nigning, kysser eder hand. Fr. Bremer*).

*) Mademoiselle! Ich werde schaamroth über das Lob, das Sie gütigst meinen Schriften ertheilt haben, die nur in der Absicht geschrieben wurden, einen kleinen Kreis von Freunden damit zu unterhalten, und von denen ich niemals habe glauben können, daß sie sich über die Grenzen meiner Vaterstadt, viel weniger noch über die meines Vaterlandes hinaus verbreiten würden.

Die Versammlung neigte beifällig das Haupt, und Clotilde legte den Brief der schwedischen Madame Cotin zu den Acten. „So wären wir also fertig mit unsern berühmten Zeitgenossinnen; doch nein, noch eine, und zwar unsere deutsche Mitschwester fehlt, hier ist sie.“ Mit diesen Worten zog die Ordensstifterin ein Blatt hervor und las:

Herzens-Clotildchen — ich habe Deinen Brief nur flüchtig durchlesen, weil ich eben im Begriff stehe, eine zweite Reise in den Orient zu unternehmen, lediglich nur, um meinem Recensenten — Du weißt, ich halte nichts auf Recensionen — zu beweisen, daß, wenn ich will, ich auch eine so gründliche und tief sinnige Reisebeschreibung geben kann, als nur irgend ein Mann. Mein Engel, Dein Plan ist deliciös, aber leider nicht ausführbar; sei versichert, Herzens-Clotildchen, wenn sich irgend etwas aus diesem Stoffe machen ließe, ich hätte längst schon darüber einen Roman componirt, wo ich mich als Heldin darin placirt und magnifique mit allen den

Sie ersahn daraus, Mademoiselle, wie wenig ich mich zu der Bestimmung berufen fühlen konnte, welche Sie mir zuzuthellen die große Güte haben. Sind meine Schriften einfach und anspruchslos, so gilt dieses in noch höherm Grade von meiner Person. Lassen Sie mich, ich bitte Sie, so in meiner schwedischen Hütte verbleiben, die ich nur verlasse, um ein kleines Stück Welt mir zu besehn, wovon ich später, gut oder schlecht, immer nach meiner Weise, ein Bild auf's Papier bringe. Empfangen Sie, Mademoiselle, einen Gruß von Jungfrau Almquist, der rechtschaffenen Gouvernante, die im Hause des Präsidenten mit diesem eine ehrbare Polonaise tanzt, und dann ehrerbietigst und mit einer altmodischen Verbeugung Ihnen die Hand küßt. Fred. Bremer.

modernen Phrasen, die man über diesen Gegenstand jetzt liebt, herausgeputzt hätte. Aber die Frauenemancipationsidee ist schon vulgär geworden, es befaßt sich Niemand mehr damit, der nicht mit der Masse in Conflict gerathen will. Da alle Welt und jede Schneidersfrau Hermelin trägt, tragen die Fürsten keinen mehr. Wenn Du aufmerksam meine Romane liest, so wirst Du sehn, mein Kind, wie arg ich den Männern mitspiele, wie ich sie alle durch die Bank zu moralischen Gamin's mache, aber ich kenne meine Leute, so wollen sie heutzutage behandelt sein, dies grade reizt sie — so blasirt und schwach, und doch dabei so lärmend übermüthig ist das Geschlecht, daß man nur durch Impertinenzen ihm ein Lächeln des Beifalls ablocken kann. Sage, daß Du sie verachtest, und sie beten Dich an — sage, daß Du sie liebst, und sie wenden Dir gähnend den Rücken. Nach diesem Motto hab ich alle meine Romane geschrieben! was wahr und bleibend an meinen Schriften ist, ist die Empörung und der Haß gegen meine Zeit und gegen ihre Menschen. Ach, mein Engel, stiftet nur immerzu Orden über Orden, die sie misère werdet ihr nicht verbannen.

Lebe wohl, Herzens-Clotildchen! Wenn ich aus Afrika zurückkomme, gehe ich sogleich nach Amerika über und dann auf einige Inseln des stillen Oceans. Des „stillen“ Oceans! welch ein himmlischer Laut. Ja, still — still möchte ich einmal die Welt haben, so still, daß man den Athem Gottes wehen hört. Adieu, mein Herz! Ich springe eben in den Wagen. —

Deine

Ida Hahn-Hahn.

Nach Mittheilung dieser Briefe wurde nun der Beschluß gefaßt, daß der Orden sich constituiren müsse und da mehre Mitglieder sich gemeldet hatten, so wurde der nächstfolgende Tag zur Aufnahme bestimmt. Den berühmten Schriftstellerinnen kam man überein, Ehrendiplome zu übersenden. Clotilde las jetzt nochmals die Statuten vor. Jedes Ordensmitglied machte sich verbindlich, vor Ablauf von fünf Jahren nicht zu heirathen. War diese Frist abgelaufen, so stand es frei, aus dem Orden zu treten, oder auf eine neue Anzahl von Jahren hin sich zu verpflichten. Im Orden selbst konnten nur Unvermählte fungiren, ausnahmsweise auch Wittwen, doch nie Verheirathete. Der Orden weihte sich unter geheimnißvollen Ceremonieen ganz dem Dienste der Menschheit, und zwar in der Art, daß — wenn später die Vereinigung mehr erstarke und wuchs, eigne Büreaus und Faktoreien gegründet werden sollten, wo alle Geschäfte, die bisher durch Männer nur geleitet wurden, in Frauenhände übergingen. Für's Erste, da die großen Zwecke noch in ungewisse Zukunft gerückt waren, sollte der Verein sich nur damit beschäftigen, innerhalb der Gesellschaft die Frauen so viel wie möglich, unabhängig von den Männern zu machen, ihre Interessen gänzlich von denen der Männer zu scheiden, und, wo es nur irgend sich thun ließ, zu verhindern, daß Heirathen der Liebesverständnisse geknüpft würden, indem man den jungen Mädchen etwas Höheres bot, nemlich eine mysteriöse und wundersame Beschäftigung, ein Leben außerhalb des Lebens.

Von Frau von Rochelle, die sich auf dem Schlosse befand, aber den Versammlungen nicht beiwohnen durfte, war

die Erklärung eingelaufen und zu den Akten genommen worden, daß sie von ihren beiden Töchtern das Versprechen erhalten, vor Ablauf der fünf Jahre nicht an eine Heirath denken zu wollen, und daß sie hoffe und ihre mütterliche Autorität zu dem Zwecke anwenden werde, daß auch nach dieser Prüfungszeit beide Mädchen dem Orden treu blieben. Zugleich hatten sie feierlich versprechen müssen, ihre Liebhaber weder zu sehen, noch zu sprechen. Diese Entschlüsse seien den jungen Herren notificirt worden.

„So wollen wir denn morgen den feierlichen Act beginnen,“ hob Clotilde an. Wir wollen die Ordensjungfrau Cecillie, mit ihrem geweihten Namen Susammis genannt und Frau von Traubensfels, unsre edle Freundin, mit ihrem geweihten Namen Osira genannt, in den ersten und obersten Grad aufnehmen, in den untersten Grad jedoch die beiden Schwestern Auguste und Sophie von Rochelle. Die Erstere soll auf der heiligen Sphinx Platz nehmen, die Zweite in die Gemächer der Katafomben geführt werden. Susammis und Osira werden die heiligen Opferbecken halten. Auch hoffe ich, morgen den theuren Ordensschwestern eine Merkwürdigkeit vorzuführen, nemlich ein wunderbares Wesen, das da behauptet, aus einem jahrtausend langen Schlaf erwacht zu sein, und sich im Besitze uralter Geheimnisse und wunderthätiger Mirakel weiß. Ihr sollt das Wesen morgen kennen lernen, theure Schwestern. Sie lebt hier im Schlosse, aber sorgfältig von mir verborgen, denn ihr ganzes Thun und Treiben ist so höchst seltsam und geheimnißvoll, daß man billig Anstand nimmt, eine solche Existenz dem gewöhnlichen

Tageslichte und dem Alltagsgerede der Menschen Preis zu geben. Von meiner Hand geführt, wird dieses Kind des Wunders morgen die Stufen unseres Tempels ersteigen, um sich den Blicken der Eingeweihten zu zeigen. Für jetzt wollen wir die Sitzung schließen. Der Gruß der Sterne über Guer Haupt, Schwestern!"

Zu der angegebenen Stunde wartete Marsan auf seine kleine Dorfschönheit, doch vergebens. Er hörte sie draußen im Gange kehren und scheuern, der Lärm nahm kein Ende, aber wohl die Geduld unsers Wartenden. Er öffnete endlich leise die Thüre, die aus der Küche in den Gang führte, und sah nun Babet, die erhitzt und zornig aussah, ihm einen scheuen Blick zuwarf und plötzlich in seine Nähe sprang, indem sie den Rehrbesen gegen ihn erhob, laut rufend: „Ach, die häßliche Spinne, die hält' ich bald übersehen, die muß noch herunter!“ Marsan zog sich zurück vor der rauhen Berührung, und das Mädchen, halb hinter dem großen Ruthenbündel der dürren Zweige versteckt, lachte muthwillig und zischelte ihm zu: „Gehn's — der Christoph steht drüben auf der Lauer! Der dumme Mensch muß gestern Argwohn geschöpft haben. Machen's daß Sie fortkommen!“ Sie machte einen Sprung, als wollte sie oberhalb der Küchenthüre ein Spinnwebgewebe erreichen und rief: „der Kanker, der Kanker! ich hab ihn! Ist ein giftig Thier; steht immer auf der Lauer, wenn die unschuldigen Fliegen einmal sich einen Spaß machen wollen. Aber nun ist der häßliche Kanker todt!“ Sie fuhr lachend und singend zur Hausthür hinaus, indem sie wie

zufällig, dem armen Christoph in seinem Versteck einen tüchtigen Streich mit dem Besen ertheilte. Marsan trat mißmuthig aus dem Hause, und setzte sich, un schlüssig, ob er die Kleine erwarten, oder gehen solle, auf die Bank im Küchengarten. Wie er, den Kopf gesenkt, so träumend darsaß, erregte ein langer dünner Schatten, der auf dem Sande sich hindehnte, seine Aufmerksamkeit. Er blickte auf, und gewahrte den nächtl ich umwandelnden Professor. Er grüßte den wunderlichen Mann, und bat ihn, auf der Bank Platz zu nehmen. Nach und nach leitete sich ein Gespräch ein, das nichts Seltsames zu Tage förderte, und in welchem der Professor wohl als ein kranker hypochondrer Stubengelehrte, aber keineswegs wie ein im Geiste Gestörter erschien. Allein, bald that sich etwas Besonderes kund. Marsan sprach von einigen Küchenkräutern, die nah an der Bank blühten. Plötzlich nahm der Professor eine verächtliche Miene an und sagte in einem wegwerfenden Tone: „Ich kenne sie; es sind gemeine Leute. Es ist nie etwas Großes in ihrer Familie geschehen. Sie haben nirgends Agenten und Geschäftsträger, die für sie unterhandeln und sie mit den Großmächten der Pflanzenwelt in Berührung bringen. Es ist nur eben simples Zeug, das da blühet, und nicht weiß, was blühen heißt.“

„Aber, mein Herr; weiß denn eine Blume überhaupt, daß sie blüht?“

„Die großen, die vollständigen, die geadelten wissen's.“

„So?! —“

„Ja, Sie können's glauben. Ich, der ich selbst eine Blume war, ich muß davon sprechen können.“ Marsan sah ihn

aufmerksam an und Jener fuhr in träumerischer Weise fort: „Wenn meine Erinnerungen nicht weit tragen, so macht das, weil ich in einem kleinen Klostergarten blühte, gepflegt von einer einsamen alten Nonne, der einzigen, die man, als das Kloster aufgehoben wurde, darin zurückgelassen hatte. Es war die Gottgeliebte Jungfrau Armentraudis. Früh, wenn es zur Mette läutete, kam sie herab, blickte mir tief in den Kelch mit ihren alten, frommen Augen, lobte meine Schönheit, wünschte reichlich Thau und Sonne vom Himmel auf mein Haupt herab, und verlor sich dann leise auf ihrer Krücke hinkend an der Mauer hin, indem ihr weißer Schleier im kühlen Morgenwinde nachflatterte. Dann hörte ich sie oben singen und den Herrn loben. Einmal kam sie nicht am Morgen, es wurde Mittag, es wurde Abend, sie kam nicht. Ich schloß meine Blätter trauernd. In der dritten Nacht, bei falbem Mondenlicht trugen sechs Nonnen vom benachbarten Kloster eine Leiche aus der kleinen Pforte in der Mauer; es war meine Pflegerin. Still in Nacht und Nebel gingen sie mit ihr hin, und nie wieder sah ein so frommes Menschenauge in meinen Kelch. Ich starb bald darauf und meine Seele verließ den Blumenkörper, um in den freieren und gebildeteren Thierleib einzugehen. Auf hoher Alpe erwachte ich als flüchtiger Gafelle zum neuen Dasein. Allein, das Blumenleben klang noch in mir nach; ich war wohl so schlank und fein gebaut, wie meine Genossen, allein nicht so flüchtig und geschickt, wie sie. Mein Thierkörper war mir lästig, ich achtete fein nicht, und darum kam es, daß ich ihn auch bald verlor. Ein Jägermann, ein hübscher Bursche, stellte mir nach;

meine Gefährten entflohen, ich aber blieb stille stehen auf gefährlicher Fels Spitze, und versenkte mich mit flugem, fragendem Aug in das Anschauen einer schönen Blume, die der Jäger im Knopfloche seines Rockes trug. Es war dieselbe Blumengattung, die einst an meiner Seite geblüht, vielleicht die Urenkelin jener Blume. Mich durchschauerten alle Entzückungen und süßen Schmerzen einer Blumenexistenz, und nicht vermochte ich auch nur einen Schritt zu thun, um dem Tode auszuweichen. Er erreichte mich. Sterbend, und mit meinem Blute den Felsen röthend, sah ich noch, wie der Jäger sich über mich bückte und dicht an mein brechendes Auge drängte sich der wunderschöne Kelch der angebeteten Blume, gleichsam mich noch im Tode tröstend. Wieder wurde ich neu geboren und war nun — Mensch. Wissen wir, welche Mächte mit uns spielen, während wir dieses hochmüthige Erdenkleid tragen, dieses schönste und reichste in der Garderobe dieser sichtbaren Welt? Wissen wir, Welch ein Dasein, längst vorübergelebt, und doch wieder nah, in unsre jetzige Tage hineinragt? Ach, wir wissen's nicht; nur Einige, und diese wahrlich nicht die schlechtesten unter uns, berührt die Ahnung einer Existenz vor dieser. Es sind Träumer, Dichter, Seher, wenn sie recht durchgeistigt sind Propheten und Lichtzeugen. Aber die größte Zahl der Gebornen wechseln nur die Nebelkappen und Schleier; sie sind ein tauber Stein gewesen, eine blöde nichts sagende Blume, ein einfältiges Thier, und zuletzt dann ein unbedeutender Mensch, ein Wesen, das den Kreislauf von Neuem beginnen muß, um Ahnungskerne in größerer Fülle und in bewußterer Klarheit in sich zu sammeln.

Was mich betrifft, so hing ich auch als Mensch meiner Blumenvorzeit an. Ich wurde Botaniker, und nun hatte ich sie alle um mich, alle die lieben bunten Farbengeister, diese flüchtigen Genien in zarte Leiber von Hellblau und Rosenroth gekleidet, ich sammelte sie um mich her und schaute jeder in's Antlitz, immer fragend, „war ich einst Du?“ Vergebens; ich wußte nicht mehr, welches dünne Faserkleid ich einst getragen. Das zurückdeutende Bewußtsein, das ich als Instinct im Thierleibe noch gehabt, war im Menschenkörper schon geschwächt und verdüstert; vom Lichte einer kommenden, schon hineinstrahlenden Existenz überglänzt. Nur in stiller Nacht geht mir der frühe Blumentraum auf, wie ein liebliches Leuchten der Erinnerung aus den Kindertagen; es drängt mich dann hinaus auf stilles Feld oder Wiese, und die schaurig süßen Nachtlüftchen über mich hinfahren lassend, ist's mir, als gehe, wie vor Meters, der Athem Gottes über mein Blumenhaupt, als schlüpfe der Mondesstrahl wieder geheimnißvoll in den Ring eines Kelches, als dringe die befruchtende Kühle, das liebliche Leuchten und die süße Nachteinsamkeit tief in den innern Bau meiner Kapsel, und entlocke meinem Busen den Liebesathem der Blumen, den narkotischen Duft.“

Marfan hatte den seltsamen Träumer ruhig sprechen lassen und zeichnete unterdessen mit seinem Spazierstöckchen Blumen in den Sand. Der Professor fuhr fort: „Mein Leben ist kein glückliches. Das ewige Forschen und Suchen nach der Blume, die ich einst gewesen, macht mir Kummer und trübt meine Tage. Zuweilen ist's mir, als stamme ich von der großen Lotosblume ab, die in die Wellen des heiligen Ganges

ihr kronentragendes schweres Haupt senkt, aber wie wäre ich alsdann in den kleinen ärmlichen Klostergarten gekommen? Auf welchem Wege wäre die alte fromme Nonne zu meinem Besitz gelangt? Alles dieses gäbe Räthsel, die ich zu lösen, nicht im Stande wäre. Aber gleichwohl ruht etwas Fremdes in meinem Blumenbewußtsein. Ich fühle mich nach Indien hingezogen, ich höre, wenn ich Nachts so einsam auf dem Felde stehe, ganz deutlich den heiligen Ganges rauschen und aus einem uralten Tempel des Brama, der seine düstern Mauern in den Schatten eines undurchdringlichen Hains birgt, tönt das monotone Gebet eines Derwisch, den ich zu kennen glaube. Wenigstens ist's eine zitternde, wunderliche Stimme, die die ältesten, verhülltesten Erinnerungen in mir lebendig ruft. O, wenn es wahr ist, wenn ich wirklich von der heiligen Lotosblume abstamme, wie gebenedeit ist dann mein Leben! Gemeines und Nichtiges kann nie und nimmer an mich rühren. Ich will dann nicht verzagen, und werde das irdische Leid, das ich als Mensch zu tragen habe, auch mit Geduld überstehen."

„Und welches ist dieses irdische Leid?“ fragte Marsan neugierig.

„Daß mir meine Frau davongelaufen ist,“ entgegnete der Professor plötzlich in einem ganz andern, fast munterm Tone.

Marsan konnte trotz aller Anstrengung ein Lachen nicht unterdrücken, das sein Gefährte übel zu nehmen schien, denn er setzte gleich mit einem trocknen, mürrischen Husten hinzu: „Ja, sie ist davongelaufen, und wie ich glaube, irrt sie in

dieser Gegend umher. Dies ist auch der Grund, weshalb ich grade hier blühe, denn sonst könnte ich wohl ein ruhigeres Plätzchen finden, als grade dieses Dorf, wo der große Borkenkäfer in meiner Nähe ist, der jetzt als Mensch den Titel eines Verwalters dieser Herrschaft führt, aber immer noch seine grobe Käfernatur beibehalten hat, wie er mir's neulich bewiesen hat, als ich in seinem Garten stand und blühte. Im Garten der Nonne, als wir Beide noch im primitiven Zustand waren, ich Blume, er Käfer, hatten wir schon immer Streit und Unfrieden mit einander. So etwas setzt sich auch in späterer Zeit fort. Mich soll das aber nicht hindern, meine Amalie zu suchen, denn da der Director des Antiquitätenmuseums sich auf seiner Ferienreise grade hierher gewendet hat, so folgt hieraus, daß sie in der Nähe sein muß, denn sie reist ihm nach."

„Ich würde eine so ungetreue Frau nicht weiter aufsuchen,“ sagte Marsan.

„Urtheilen Sie nicht zu hart, junger Mann,“ entgegnete der Professor. „Amalie ist eine Natur seltsamer und unerforschlicher Art. Sie würde dem Director, der übrigens der widrigste Mann ist, der jemals gelebt und der sich noch dazu gar nichts aus ihr macht, nicht hierher gefolgt sein, wenn sie nicht dazu ihre Gründe hätte. Der grobe Mann schrieb mir sogar in den letztern Tagen ein Billet, worin er mich bat, meine Frau zu veranlassen, daß sie nicht mehr in sein Museum komme, er habe Antiquitäten genug und brauche keine neue. Diese empörende Sprache schreckte aber meine sanfte Amalie nicht ab, sie entlief dennoch mit dem Barbaren, der

ste gewiß irgendwo dem Glend und dem Verkümmern preis gegeben hat."

„Das ist allerdings sehr viel Unglück!“ sagte Marsan aufstehend und sich nach Babet umsehend. „Ich wünsche, daß Sie wieder zu Ihrer Frau gelangen, Herr Professor. Einstweilen empfehle ich mich Ihnen.“ Er ging und der lange blasse Mann blieb auf der Bank träumerisch sitzen. In der Gliederlaube traf Marsan auf Babet, die heimlich, und wie es schien, zärtlich mit Felix flüsterte. „So, Babet,“ rief der Eintretende, „mich bestellst Du, und mit einem Andern hältst Du das Rendezvous ab. Ist das Sitte bei Euch Landmädchen?“

Die Kleine sprang auf, hielt sich in affectirter Schaam die Schürze vor den Augen, lachte dann scheinlich und sprang singend in die Gebüsche hinein; einige Minuten später sah man sie neben dem Professor auf der Bank im Küchengarten sitzen, und mit diesem wieder flüstern und lachen. „Sie hat uns alle zu Narren,“ rief Felix; „ein Dorfkobold in Mädchen-gestalt. Aber ihr Plan, den sie mir eben mitgetheilt hat, besitzt meine Billigung; er ist phantastisch gefährvoll, also ganz nach meinem Sinne. Dieser Belagerungszustand muß endlich mit einem tüchtigen Handstreich endigen.“

„Und was hast Du ausgemacht?“ fragte Marsan.

„Daß wir noch heute Abend Alle auf dem Schlosse uns befinden und zwar in Gesellschaft unsrer Bräute.“

„Unmöglich! Wie soll das werden?“

„Komm, ich theile Dir den Angriffsplan mit.“ Er faßte ihn unterm Arm, und Beide gingen den Baumgang hinab.

„Doch vorerst,“ sagte Felix, „nimm diesen Brief. Meine erhabene Schwester hat sich gütigst herabgelassen, einer Deiner vielen de- und wehmüthigen Briefe zu beantworten, und unter meinen Schutz sich begebend, gebietet sie Dir, ihren Befehlen schuldigst zu gehorsamen. Wahrlich, das ist doch gesprochen wie ein *preux chevalier* der guten alten Zeit.“

Marsan nahm den Brief, drückte ihn an seine Lippen und rief: „so laß mich ihn lesen.“ „Später!“ mahnte Felix. „Nicht doch;“ entgegnete der Gefährte; „sie könnte mir hier die Erlaubniß verweigern, sie zu sehen, und dann gehorche ich, Ihr mögt dann Euren Plan ohne mich ausführen!“ „O, da bist Du ein noch größerer Mustercavalier, wie ich!“ lachte Felix. „Nun, so geh denn und lies.“

Marsan blieb an einem der Bäume im Gange lehnen und las den Brief: „Wenn Sie, lieber Wolbemar, meine Freundin Clotilde schelten, sie für die alleinige Ursache unserer Trennung ansehen, so sind Sie im Irrthum. Um ihr und mir nicht Unrecht zu thun, so erfahren Sie hier den wahren Zusammenhang der letztern Ereignisse. Die Offenheit, die ich Ihnen hiermit beweise, das Vertrauen, das ich Ihnen schenke, seien Ihnen Beides Zeichen, daß Sie meinem Herzen nicht gleichgültig sind. Sie kennen zum Theil die Schicksale meiner Familie. Sehr früh ward ich des elterlichen Schutzes beraubt und — ich will meinen guten Bruder zwar nicht anklagen, ihn aber auch nicht ohne Verdienst verherrlichen — auf meine eigne Kraft, auf mein eignes Urtheil hingewiesen. Ich wuchs bei einer Tante auf, die mitten im Strudel frivoler Vergnügungen in Paris lebte. Die ersten

Eindrücke, die ich empfing, waren Glanz, Pracht, ewiges Lächeln, stete athemlose Lust, ewiges, den Gegenstand wechselndes Vergnügen. Das Kind, dessen träumende Seele noch in der schützenden Hülle der Einsamkeit hätte verschlossen liegen sollen, wurde mit treibender Hast an die Licht- und Sonnenseite des Lebens gezogen. Was war die Folge davon? Frühe Ermüdung und jenes fahle Liebe- und Haßlose Lebenskleid, das einer jugendlichen Erscheinung so übel kleidet. Ich will nicht sagen, daß ich die Thorheit, oder gar das Laster kennen lernte, nein; aber ich wußte ebensowenig unter dem Gewühl der Eindrücke Tugend und Liebenswürdigkeit herauszufinden. Jedes moralische Merkmal verlor sich, und ich lernte nur die Eigenschaften des Körpers und der Seele bezeichnen, als solche, die gefallen und Glück machen, und solche, die in der großen Welt verpönt sind. Die Fäden, an denen man mich lenkte, lagen offen vor meinem Blick; man gab sich nicht einmal Mühe, sie vor mir zu verbergen. Dies nennt man gute Erziehung. Eine solche hatte ich erhalten; ich mußte noch dankbar sein. Aber ich war es nicht. Es gab Stunden, wo ich fühlte, daß mir Alles fehlte, was den Menschen zum Menschen macht, daß ich keine denkende Seele hatte, wenigstens ihre Kraft und ihr Leben nicht bei mir gespürt. Anfangs waren dies flüchtige Minuten, dann Stunden, endlich Tage und Wochen. Mein äußeres Leben veränderte sich indessen nicht, wohl aber mein inneres. Mein Herz nahm seinen Lebensstoff aus eigenem Willen anderswoher, als wo die Welt ihn nahm. Ich lernte die Marquise D — kennen, die später eine Fromme geworden ist; ich

wurde keine, aber ich fiel auf den träumerischen Gedanken, mitten in der Welt, umrauscht von ihren sogenannten Freunden, ein Kloster zu gründen; wo möglich ein Trapistenkloster. Es fanden sich sogleich mehre Freundinnen zusammen, und wir gründeten einen Orden des Schweigens. Wir hießen die lebenden Statuen. Da die Worte so mißbraucht wurden, sprachen wir dadurch, daß wir schwiegen. Man fand dies interessant, dann fand man's lächerlich und dann — vergaß man uns. Wir jungen Mädchen hatten aber dadurch etwas gelernt, was wir ohne diese kindische Spielerei nie gelernt hätten, nämlich zu hören. Es ist dies schon eine Art Selbstkenntniß, indem es Selbstbeherrschung auferlegt. Das unnütze Wort leicht hingeworfen in den Strudel anderer unnützen Worte, scheint nur ein kleines Uebel, es ist aber ein großes, in seinen Folgen oft unberechenbares, es überdeckt die Seele mit jenem Schleier von Staub, der dem Spiegel die Klarheit nimmt, so daß jedes Bild, das hineinschaut, nur trübe wieder herausgebildet wird. Weil wir immer unwahr und unnütz in Gesellschaft sprechen, so findet der edle Geist, der Herzen und Seelen sucht, es nicht für nöthig, uns anzureden, er weiß doch, daß kein ächtes und wahres Bild ihm aus diesen staubigen Spiegeln entgegentritt. Diese Erkenntniß wurde mir, und ich glaube auch, gleichzeitig meinen Freundinnen zu Theil. Der Orden des Schweigens löste sich auf, aber da wir wieder sprachen — glaub ich — sprachen wir ein wenig vernünftiger und besser, als wir früher gesprochen hatten. Ich that nun einen Schritt weiter. Sollte es nicht möglich sein, rief ich mir zu, die Welt nur so weit an uns kommen zu las-

fen, als wir es für gut für unsre bessere innere Natur finden? — Das wäre also Absonderung von der Welt? — Nein! keine Grimace, kein Spiel, keine Seltsamkeit, kein, auf Eitelkeit gebautes, Besonderes! Nur Ehrlichkeit mit sich, mit Andern. Nur starkes und festes bei sich Bestehen, bei sich Festhalten; und dieses Alles in eine Form gebracht, weil ohne Form doch nun einmal das Bild des Gedankens sich nicht dem Leben einprägt, weil ohne Form der beste und edelste Entschluß keine Früchte trägt. In dieser Zeit meines Philosophirens und Grübelns über meinen Gegenstand lernte ich Clotilde kennen. Ihre Erscheinung hat etwas Imponirendes; man glaubt das Leiden eines edlen Herzens in ein Bild gebracht lebhaftig vor uns wandeln zu sehn. Damals hatten ihre Züge noch nicht die unerbittliche und lähmende Strenge angenommen, die ihnen jetzt innewohnt; sie sah, wenn ich so sagen soll, menschlicher aus, nicht so statuenhaft, nicht so monumental — auch für dieses Wort muß ich um Entschuldigung bitten — wie jetzt; denn sie gleicht dem Bilde der streitenden Kirche, wie sie auf jenem schönen Denkmal von Canova dargestellt ist. Ich schloß mich ihr an. Nach einigen Mittheilungen des innigsten Vertrauens fand ich in ihr ein verwüstetes Herz, verwüstet nicht so sehr durch Schmerzen, die die Welt ihm angethan, als durch eigene maapflose Eitelkeit, durch einen Hochmuth, der jede menschliche Annäherung von sich weist. Ich theilte ihr meine Ordenspläne mit, und sogleich war sie bereit darauf einzugehn; aber sie übertrieb. Ich merkte dies wohl, doch entschuldigte ich es. War sie doch stolz und edel, in ganz unwürdige Hände war ich also sicherlich

nicht gefallen. Clotilde war erbittert und feindselig gegen die Männer gesinnt, mein Ordensgelübde, das nach meinem Plane auf Vereblung und Sicherstellung unsres eignen Innern sollte gerichtet sein, wurde durch sie in eine Diatribe gegen die Welt und besonders gegen die Männer verwandelt. Ich ließ mich überstimmen und leiten, denn die ungewöhnliche Erscheinung dieses düstern und rachsüchtigen Wesens hatte mich willenlos in ihre Kreise gebannt. Statt zu trachten, selbst besser zu werden, gingen wir darauf aus, Andere zu bessern; Andere, deren Wohl und Weh uns eigentlich nichts anging. So entstand eine sehr eitle und selbstsüchtige Vereinigung. Ich habe dies jetzt erkannt, und dieses Erkennen hat in meine Seele Zwiespalt und Kummer gebracht. Ja, Woldemar, ich erröthe nicht vor Ihnen, mich einer schwärmenden, auf Unmögliches gerichteten Phantastie anzuklagen; ich erröthe nicht, Ihnen zu bekennen, daß ich mit einem äußerst zarten und heiligen Geheimniß spielte, mit dem Frieden in meiner Brust. Als ich Sie kennen lernte hatte Clotilde schon mein Versprechen erhalten, kein anderes irdisches Band zu knüpfen, als das, welches mich an unsern Orden bindet. Ich hatte es über die Eitle und Stolze vermocht, unsrer Vereinigung doch wenigstens einige nicht ganz selbstische und frivole Zwecke unterzulegen; ich hatte in die Statuten jene Sätze gebracht, die auf ein weitverbreitetes System der Milbthätigkeit hinarbeiten sollten. Clotilde wollte nichts als Rache, Entfremdung, Haß aussäen, ich wollte helfen, bessern, lindern. Auch ich wollte ehelos bleiben, aber nicht um dadurch meinem Eigenwillen und meiner Weltverachtung Genüge zu thun, sondern um frei über

meine Kräfte und meine Zeit zum Wohle meiner Mitgeschöpfe gebieten zu können. Clotilde wollte sich emanzipiren, um zu herrschen, ich wollte mich emanzipiren, um zu dienen. Niemandem wollte ich das Glück der Liebe rauben, Clotilde dagegen zählte jeden Tag, an dem es ihr gelang, ein junges gläubiges und hoffendes Herz von der Welt abzuwenden, zu einem Festtage. Durch ihren gesellschaftlichen Einfluß, mehr noch durch die Macht, die ihre Persönlichkeit auf die Gemüther ausübte, gelang es ihr, sehr Viele zu unsrer glaubens-, hoffnungs- und liebelosen Lehre herüberzuführen. Dies ist die Geschichte unsres Ordens. Wie Sie sehn, mein Freund, hat er seine belachenswerthe, aber auch leider seine sehr ernste Seite. Es mag dies wohl mit jeder Ordensgründung, die die Welt kennt, der Fall sein. Immer Eigenwille und Selbstsucht unter dem Scheine des Beförderntwollens allgemeinnützlicher Zwecke. O ich bin so ziemlich von meiner Krankheit geheilt. Unsrer Zeit brütet Systeme und Verbindungen aus; sollten wir Frauen, die wir recht eigentlich Priesterinnen der Phantastie sind, ohne Anfechtung, mysteriöse Elemente ins Leben zu bringen, bleiben? Gewiß nicht. Das achtzehnte Jahrhundert zeigt, welch einen Einfluß die Frauen auf die geistige Gestaltung der Welt ausübten; wie die weiblichen Dämonen thätig waren, wie weibliche Hände bald hierhin bald dorthin Feuerbrände trugen, und mehr als eine Atalante den Weltlauf mit den Genie's des Jahrhunderts begann, listig irgend eine kleine weibliche Schmeichelgunst dem Manne auf dem Wege hinwerfend, um ihn aufzuhalten und ihn dann zu überflügeln. Etwas von diesem Trotz gegen die Unwissen-

heit und das Alleskönnen der Männer klopft auch in meinem Busen. Ich will die Ehe und die Liebe nicht, wenn sie mich von irgend einem Engelsflug abhalten. Ich will forschen, ewig und immer thätig in mir selber arbeiten, die ganze Welt, so weit ich sie erreichen kann, soll mein sein und ich will ihre Süße und ihr Bitteres ausbeuten, um mein Herz Liebe und Demuth zu lehren. Ich möchte, mein theurer Woldemar, ein Weib sein und bleiben, aber ein Weib, das sich keine Fessel anlegen läßt, selbst nicht durch die geliebteste Hand, das aber selbst freudig jede, auch noch so drückende Fessel sich anlegt, um dem zu dienen, den sie liebt. — —“

Marsan faltete den Brief schnell zusammen, steckte ihn zu sich und eilte Felix zu erreichen, der am Ende des Baumganges auf ihn wartete. „Nun, was hat Dir meine chère soeur geschrieben?“ fragte der Bruder. „Daß sie ein Engel ist,“ entgegnete Marsan leidenschaftlich, „und daß ich alle meine Kräfte ansetzen muß, um sie aus den Krallen eines Teufels zu befreien.“

„Das hat sie Dir geschrieben?“ sagte Felix erstaunt.

„Ich bitte Dich, frage nicht. Eines steht fest; sie muß noch heute mein werden. Ich werde ihr thörichtes Gelöbniß brechen, ich werde sie bei der Vernunft und unserer Liebe beschwören, daß sie sich in meine Arme werfe.“

Felix näherte sich ihm und sagte lächelnd: „Höre! bei der Liebe! ja, das laß ich gelten, obgleich die Frauen auch sonderbare Ansichten über die Liebe haben — aber die Vernunft? die laß aus dem Spiele. Bei den Frauen ist Bedanterie und Vernunft immer ein und dasselbe; sie verlachen

beides. Aber nun da Dir die Hoffnung leuchtet, armer Bruder, so erfahre, daß Frau von Traubensfels ebenfalls geschrieben hat und zwar ohne weitere Umschweife — direct an mich. Wittwen haben immer mehr Courage. Auch sie wankt und droht, vom Orden abzufallen, aber noch nicht in meine Arme. Im Gegentheil, sie sagt mir die ärgsten Sottisen, rückt mir vor, daß ich irgendwo und irgendwie eine Untreue soll begangen haben. In der That, mein Gedächtniß ist schwach, die lebenswürdige Frau könnte Recht haben; aber ich muß mich bei dieser Gelegenheit als Mann zeigen — sie soll nicht Recht haben; ich will es, sie soll nicht. Das werde ich ihr heute Abend näher auseinander setzen. Nun komm, ich will Dir unsern Plan deutlich machen. Laß uns in jene Laube uns setzen. Doch verdammt! Da sitzt die Babet wieder mit ihrem Christophorus. Diesmal dürfen wir sie nicht stören, denn sie setzt, uns zu Liebe, ihrem Vielgetreuen den dicken Kopf etwas zurecht, denn er ist eine Hauptperson; er soll uns heute Abend, mit eigener Gefahr — denn über den armen Schelmen wird ein erschreckliches Gericht gehalten werden, wenn unser Unternehmen mißglückt — ins Schloß und zwar in den geheimnißvollen Thurm, wo die eleusnischen Mysterien abgehalten werden, einführen. Komm, wenden wir uns hierher.“ —

Ein sehr dunkler regnigter Abend begünstigte die kleine Karavane, die sich mit Babet, welche eine Laterne trug an der Spitze, auf den Weg machte, um aus dem Dorfe auf Schleichwegen zum Schlosse zu gelangen. Die vier Leidensgefährten hatten sich zu Zwei und Zwei unterm Arm gefaßt und schlenderten stillschweigend die dunkeln Pfade hin. Hin-

terher folgten zwei Diener, die verdeckte Körbe trugen. Um auf alle Fälle gewaffnet zu sein, hatte Traunstein seinen Reisehirschfänger und der junge Baron Karlsfels eine alte Flinte des Dorfwirths mitgenommen. Als man die letzten Häuser des Dorfes passirt hatte, wurde die am Horizont auftauchende Mondscheibe sichtbar. Der warme Regen tropfte nieder und die Finsterniß war so dicht, daß nur mit Mühe der Pfad gefunden wurde, der quer durch's Feld in eine Niederung leitete und alsdann über eine herrschaftliche Wiese führte. An einem kleinen Bächlein machte man Halt, man hatte die Brücke verfehlt, oder es war überhaupt keine da. Babet lief am Ufer hin und her, und ihre kleine rasch hin und her schwankende Laterne beleuchtete wie ein kolossaler Glühwurm die nächtlichen Gebüsch. Die Freunde trennten sich, zwei von ihnen machten eine Expedition nach einer nahen Scheune und kehrten glücklich mit ein paar erbeuteten Brettern zurück, die man über's Wässerchen so gut es gehen wollte legte und nun hinüberschritt. Als der Zug der Eroberer dem feindlichen Schlosse sich näherte, war besonders Vorsicht nöthig. Die Laterne wurde verdeckt, während man in die niedere Parkthüre einschritt, die Christoph offen gehalten hatte. In den Gängen des großen, finstern, alterthümlichen Parks angelangt, wandelte man vorsichtig an den Gruppen der Statuen vorüber, die wie träumende Geister der Nacht in tiefer Finsterniß brüteten. Während man an dem Erdgeschoß vorbeischritt, öffnete sich ein Fenster der untern Küchenräume und eine Stimme rief: „Wer da?“ „Ich bin es;“ rief Babet, „ich bringe für die Fräulein die neugewaschenen Spizentücher.“ Das Fenster wurde wieder

zugeschlagen und der Zug ging weiter, aber jetzt mit erhöhter Vorsicht sich an die Mauer hinziehend. Der Thurm war erreicht, aber die Pforte am südlichen Eingang, die nach der Verabredung offen sein sollte, war es nicht. Babet setzte ihre Laterne hin und lief, schnell wie ein Käzchen, um die Thurmmauer hin. Die Freunde blieben jetzt um das Licht der im tiefen Grase stehenden Laterne gruppirt. Man wartete, die Kleine kam nicht wieder; ganz in der Entfernung hörte man Stimmen flüstern. „Teufel!“ rief Traunstein unruhig, „wenn die Hexe uns verriethe! Mir ahnet so etwas!“ Die Freunde riefen ihm zu, stille zu sein. In diesem Augenblicke klirrte oben im Thurme ein Fenster und das lange alberne Gesicht Christophs sah in die Nacht hinab. Sogleich war Babet auch da, sprang auf einen hohen Stein, drohte mit ihrer kleinen Faust hinauf und rief: „Wirst Du öffnen, Mondkalb?“ „Löschens die Laterne aus!“ flüsterte es von oben herab. Es geschah und bald darauf hörte man vorsichtig das Pfortchen von innen öffnen. „Ihr müßt in diesem Keller noch ein Viertelstündchen warten“ sagte der Diener. „Die Damen befinden sich gerade im anstoßenden Gemach, so daß wir jetzt nicht ins Kabinet kommen können.“ Dieser Befehl fand vielen Widerstand, allein man mußte gehorchen und der ganze Zug kroch eine enge Kellertreppe hinab in eine Art Burgverließ, eine kleine feuchte Kammer, kaum groß genug, um die Hälfte der Anzahl der irrenden Ritter mit Bequemlichkeit zu beherbergen. Die Laterne wurde auf die Treppenstufen gesetzt und man wartete nun ungeduldig, bis der zurückkehrende Christoph endlich das erwünschte Zeichen gab. Babet, die

hier ihre Aufgabe gelöst hatte, entfernte sich, nachdem sie vorher ihre Schützlinge auf das eifrigste der Vorsicht des Dieners empfohlen hatte.

Christoph ging alsbald mit verdrüßlicher Miene voran und brachte nach vielem Stehenbleiben und Hin- und Wiederlauschen seine Pflegbefohlenen endlich in das mysteriöse Ordenszimmer. Es war ein rundes Gemach, mit einem seltsamen phantastischen Anpuz versehen. Da nur eine spärliche Beleuchtung brannte, so wurde es schwer, die Gegenstände, die sich hier dem Blicke boten, sogleich deutlich zu erkennen. Auf einer Erhöhung von einigen Stufen lag eine Sphinx, ziemlich grob und geschmacklos gearbeitet; ihr gegenüber auf einer gleich hohen Tribüne zeigte sich das Bild der Isis, eine verschleierte Gestalt, die im Dämmerlicht etwas Imponirendes an sich hatte; vor diesen beiden Figuren befand sich eine Art Opferaltar mit geheimnißvollen Emblemen verziert und gegenüber diesem orakelhaften Möbel in der Tiefe des Gemachs eine Nische in der Mauer, die ein äußerst kleines und niedriges Kabinet mit einem Sopha und einem Tische versehen, bildete. Zur Seite der Nische lagen eine Anzahl Ziegelsteine, eine Kelle und etwas Mörtel. Christoph, der dies Alles mit einer gewissen abergläubischen Scheu betrachtete, bat flehentlich, man möchte doch mit den Anstalten eilen, denn die Damen würden gewiß bald kommen. Eine reiche Spende von Goldstücken, die ihm von vier Seiten her zufließ, machte seine verzerrten Mienen etwas heiterer, ohne doch seine Gewissensqual wesentlich zu mildern. „Nun, ans Werk!“ rief Traunstein. „Unsre Schönen haben hier eine hübsche Trödelbude errichtet;

wir wollen diesen alten grotesken Blunder bei Seite schaffen und frische Waare auflegen. „Wer will Sphinx sein, meine Herrn?“ „Ich nicht;“ rief Felix; „es ist eine verwünscht unbequeme Stellung; ich ziehe diese bequeme Höhlung vor.“ Er hatte sich mit diesen Worten in das Innere des Opferaltars zurückgezogen und machte in der gebückten Stellung, wie er zusammengekauert da lag, eine komische Figur. „Ich danke ebenfalls!“ rief der junge Karlsfels; „ich werde mich in diesem Kabinet verbergen.“ Er drängte sich mit einiger Vorsicht und großer Anstrengung hinter die Wand, die das kleine Sopha umschloß. „Und ich,“ hub Marsan an, indem er aus dem Korbe die Tücher und das dazu Gehörnde hervorbrachte und sich schnell in Kostüm setzte, „ich stelle die Göttin Isis vor und bin schon in Amt und Würde eingesetzt.“ „Ihr seid grausam,“ rief Traunstein, sich an die sorgenvoll gefurchte Stirn fühlend. „Mir überlaßt Ihr also, Sphinx zu sein? Mich, den die Liebe am schlimmsten verfolgt, der von dem Zorn der Götter am ärgsten heimgesucht wird, mich laßt Ihr noch in die Hülle dieses heidnischen, charadenliebenden Ungeheuers fahren? Und diese Stellung, diese groteske Kopfhaltung, wie wenig entspricht sie dem Bilde, das die gefühlvolle Welt von einem schwärmenden und treuen Liebhaber entwirft?“ — „Ich bitte Dich, kein Geplauder jetzt!“ rief Felix aus seiner Altarhöhle ängstlich hervor. „Es gilt ja unser Aller Liebes- und Lebensglück!“ „Stille! Um's Himmelswillen!“ flüsterte Karlsfels aus dem Kabinet hervor. — „Glaubst Du, daß wir Andern auf Rosen gebettet sind?“ mahnte Marsan hinter seinem Isischleier hervor, indem er

zugleich leise und drohend mit der Ißflapper klapperte. „Nun wohl denn!“ entgegnete Traunstein, „so will ich mich denn für Euch Alle, und nebenbei auch für mich selbst opfern und Sphinx sein! Kommt, ihr Leute, helft mir meinen Vorgänger im Amt bei Seite schaffen.“ Die Diener hoben die hölzerne Sphinx auf und brachten sie auf den finstern Treppenverschlag vor der Thüre; an die leere Stelle legte sich nun der arme Geplagte, indem er die in Schnelligkeit gefertigte und mitgebrachte Maske vor Gesicht und Brust legte und die Hände und Arme mit weißen Tüchern kunstfertig umwickeln ließ. Der übrige Körper, der sich in der Dämmerung des Gemachs ins völlig Unkenntliche verlor, wurde ebenfalls in Tücher geschlagen und das Ganze, als es fertig war, gab ein getreues und täuschendes Abbild der wirklichen, von ihrem Plage entfernten Sphinx. Als die Umgestaltung fertig war, entfernten sich die Diener, und Christoph entfloß. Tiefes Schweigen herrschte im Gemach; die wunderlichen Bilder sahen sich einander an und plötzlich unterbrach ein kurzes aber schallendes Lachen die Grabesstille; dann war wieder alles lautlos und in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich hörte man aus einiger Entfernung Thüren zuschlagen, und Stimmen flüstern. Es wurden drei Schläge, ziemlich heftig und in abgemessenen Pausen an die große mittlere Thür des Thurmgemachs gethan; beide Flügel sprangen auf, und paarweise, in weiße schleppende Gewänder gehüllt, erschienen die Ordensschwestern und führten in ihrer Mitte vier bekränzte junge Schönen, unter denen die vier versteckten Ritter Jeder seine Göttin erkannte. Cecilie war die Schönste.

Ihre edle Gestalt, ihre hohe Stirn, ihr leuchtendes Auge und die Anmuth und Lieblichkeit ihres Lächelns glänzte, durch diesen phantastischen Puz gehoben, in verführerischem Schimmer. Der Schleier der Isis bewegte sich leise und ein von feinem Ohr belauschter Seufzer wurde durch die dichte Umhüllung erstickt, als Cecilie vorüberwandelte. Ebenso legte die arme Sphinx in einem wehmüthig zärtlichen Augenaufschlag so viel Gefühl als sie nur irgend, ohne sich zu verrathen, darin bergen konnte, als die kleine corpulente Auguste an den Treppenstufen vorüber glitt. Felix schmachtete der schönen Wittwe, die sich, ihm sehr günstig, in die Nähe des Altars stellte, seine stillen Grüße zu und nur der arme Karlsfels, in sein enges Gefängniß gebannt, hörte und sah nichts von der Nähe seiner Geliebten. Aber er sollte später für diese Grausamkeit seines Geschicks entschädigt werden.

Die Ceremonien begannen. Mit einer Krone von Edelsteinen blizend in ihren dunkeln Locken stand Clotilde, lebhaft an die Priesterin Norma erinnernd, auf den erhöhten Stufen des Altars und blickte stolz, als wenn sie so eben ihre Arie beginnen wollte, auf die Versammelten herab. Aber sie sang nicht, sie hielt dagegen eine Rede, die den vier unsichtbaren Zuhörern sehr lang dünkte. Ihre Geduld sollte aber auf eine noch härtere Probe gestellt werden. Auf ein Zeichen der Oberpriesterin, oder, wie sie sich nannte, Meisterin des Altars, erschien, von zwei Ordensschwestern geführt, ein seltsames verkapptes und verschleiertes Wesen in der Versammlung. Clotilde ging diesem neuen Gaste entgegen, schob die Hüllen weg und drückte einen Kuß auf die Stirn einer magern alt-

lichen Frau, die in ihrem gleichsam ausgedörrten Antlitz noch Spuren ehemaliger Schönheit zeigte. Die Hautfarbe war bräunlich und das Haar, das in einer eigenthümlichen Form nach dem Nacken zu zusammengeknüpft war, von einem glänzenden Schwarz. Man konnte glauben, eine Zigeunerin vor sich zu sehn, dennoch war die Gesichtsbildung civilisirt europäisch und zeigte kein Merkmal fremder Race. Ein starker Duft von Ambra, Mastix und andern scharfen und reizenden Mixturen und Essenzen verbreitete sich im Gemach, als die Fremde begann, ihre vielen Shawls und Tücher etwas zu lüften.

„Meine theure Prinzessin,“ rief Clotilde, „wie ist Ihnen jetzt? Haben Sie sich bereits etwas gewöhnt an unsre Luft und Umgebung? Empfindet Ihr Auge noch immer Schmerzen, indem es dieses Licht einsaugt? O, Verehrte, Ihretwegen sitzen wir hier in halber Dunkelheit. Selbst die Lampe der Isis brennt nicht, weil ich fürchtete, die starke Helle dieser Opferflamme würde Ihrer Sehkraft, meine edle Kranke, schaden. Wenn man einen viertausend Jahr langen Schlaf gethan, so sind begreiflicher Weise die Nerven nicht gestimmt, Licht und Geräusch des Tages zu ertragen.“

„Prinzessin!“ — „Viertausend Jahr langer Schlaf!“ — so murmelte es in der Versammlung, und mehrere der neugierigsten Schwestern drängten sich vor, um das fabelhafte weibliche Wesen, das in der Mitte des Gemachs stand und immer noch wie träumerisch mit den dunkeln, duftenden Gewändern, die es umhüllten, spielte, bald diese, bald jene Draperie fallen ließ und wieder aufnahm und anders ordnete.

Der Moschusgeruch dabei war kaum zu ertragen. Clotilde, die die Aufregung unter ihren Genossinnen bemerkte, sagte nach einer Pause mit feierlicher Stimme: „Ihr seht, Schwestern, hier die egyptische Prinzessin Talmiris vor Euch, eine Abkömmlingin der alten Pharaonen und zwar der Dynastie der ältern Linie des Sesostris. Sie lebte vor viertausend Jahren in Memphis. Durch eine furchtbare Ballastrevolution, an deren Spitze ein ehrgeiziger Krieger aus der königlichen Leibwache stand, wurde ihre ganze Familie in Elend und Verbannung gestürzt. Die Prinzessin war gegenwärtig, als im Ballast die Revolution ausbrach; sie wird Euch jene entsetzliche Nacht beschreiben, als das ungeheure Memphis wiederhallte von dem Tumult der Empörung und selbst in die Tempel der Götter der Gräuel der Zerstörung drang. Die Prinzessin fiel betäubt durch diese Schrecknisse in eine tödtliche Ohnmacht, der eine lange Erstarrung folgte, die man irrthümlich für den Tod hielt. Eingeschlossen in die Katakomben ihrer Königsgruft, durch einen, ihrer Familie ergebenen Priester bewacht, ward sie durch ein magisches Geheimmittel in diesem Zauberschlaf erhalten und — erwachte endlich, da die Macht des Opiats gebrochen ist, hier in Deutschland, in unsrer Zeit, unter einem Geschlecht von Menschen, das sie, die Tochter Egyptens, die Enkelin der Pharaonen, mit fremden neugierigen Augen ansieht. Scheu und entsetzt flieht sie und kommt, sich an unsern Altären zu bergen, in unserem Schutze ihr wunderbares, gefährdetes Dasein zu wahren. Es steht uns nicht an zu prüfen und weltlich zu forschen. Wir würden das Wunder, das vor unseren Blicken auftaucht, vernichten;

wir würden die geheimnißvolle Person, die sich unsrer schwesterlichen Hülfe anvertraut, beleidigen, und endlich würden wir die Möglichkeit verkennen, daß noch viele und wunderbare Kräfte im Schooße der Natur schlummern, Kräfte, die zu messen und zu bestimmen unser schwaches Wissen nicht berufen ist. Ich will Euch nur aufmerksam machen auf die neuerdings stattgefundenen Versuche und Erklärungen eines Gelehrten, wenn ich nicht irre in Schweden, der das Mittel aufgefunden, wie man ein lebendes Wesen durch Entziehung der animalischen Wärme in eine Jahrelange ja vielleicht Jahrhundertlange Erstarrung versenken kann, in einen Schlummer also, ganz ähnlich dem, den unsre edle Prinzessin geschlafen! O, mir ahnete dergleichen schon längst. Das gemeine und prosaische Leben, das uns umgiebt, ist mir immerdar eine leicht zerbrechliche Hülle gewesen, wenn ich es darauf ansetzte, meine Seele weiter und höher treiben zu lassen. Welch ein Triumph für unsern Stolz, meine Schwestern, wenn wir hier auf den Grund eines Geheimnisses geriethen, das dem Forschergeist der auf ihre Ueberlegenheit und ihr Wissen so eiteln Männer bis jetzt entging? Und wir werden triumphiren. Wir werden noch ganz andre Aufgaben lösen, noch viel unerforschlichere Tiefen ergründen. Verlaßt Euch auf mein Wort.“

Die jungen Damen waren neugierig, die Schicksale der Prinzessin von Memphis zu erfahren, und drängten sich um sie her. Fragen der verschiedensten Art und mit großer Leidenschaftlichkeit ausgestoßen drangen auf die wunderbare Fremde ein. Diese sah mit ihren dunkeln Augen vorwurfsvoll und

fragend im Kreise umher, und trat dann einen Schritt vor mit beiden Händen das Antlitz bedeckend.

„Laßt ihr Zeit, sich zu sammeln!“ rief Clotilde. „Bedrängt sie nicht!“

Die Enkelin der Pharaonen richtete Blick und Arme gen Himmel, als verrichtete sie ein Gebet; dann rief sie, indem sie eine goldene Münze, die an einer Perlschnur an ihrem Halse hing, aus dem Busen zog und an ihre Lippen drückte: „Theures Andenken jener Stunde, da ich ihn zum letztenmale sah.“

„Von wem sprichst Du?“ fragte Clotilde.

„Von Memnon, meinem Vater.“

Alles schwieg und die Prinzessin fuhr fort in leidenschaftlichem und aufgeregtem Tone zu sprechen: „Nacht deckte die weite Ebene, auf der die Riesenstadt sich ausdehnte. Die endlosen Balläste, diese Säulengänge, die sich bis in die weiteste Ferne dem Blicke verlängerten, diese prachtvollen Tempel, in denen die Schätze Asiens angehäuft waren — Nacht deckte sie. Der ungeheure Königspallast allein brannte in Flammen als Festesbeleuchtung. Mein Vater empfing eben die Hulldigung der besiegten Könige. Spiel und Tanz herrschte in den Hallen. Da stürzte jener wahnsinnige Priester herein, der das Schrecken des Volks und der ganzen Hauptstadt war. Seine Prophezeihungen waren Orakelsprüche, denen Jedermann glaubte. Ich sah ihn durch das Gewühl des Vorsaals sich drängen und vor dem goldnen Königstuhl meines Vaters treten. Grausenvoll war die Erscheinung. Mitten in dem taghellen Glanz, im Wiederstrahlen der goldnen Wände,

unter Blumen und prunkenden Brachtvasen zeigte sich der zerlumpte Greis mit dem wilden schneeweißen Barte und dem Königsdiadem auf der Stirn. Denn er behauptete, königlichen Ursprungs zu sein. „Memphis wird fallen!“ rief er meinem Vater zu; „rette Dich, da es noch Zeit ist! Die Götter haben ihr Antlitz von Dir gewendet! Fliehe! Fliehe!“ — Die Trabanten der Wache rissen den ohnmächtigen Greis fort und von neuem begannen die Wirbel der Tänze, die schmetternden Hymnen der Musik. Im leichten Tanz, umschlungen von einem Reize von Rosen flog Usmagaris, meine schöne Schwester, an der Hand ihrer Gespielinnen und die Wellen des Wohllauts hoben die reizende Gruppe frischer blühender Gestalten. Die funfzig Harfenspieler des Königs ließen ihre goldnen Saiten tönen und mitten im rauschenden Getümmel der Melodien machte sich die sanfte Stimme Klio's bemerkbar, meiner zweiten Schwester, des Lieblings ihres Vaters, die da gekommen war, die Furchen der Sorge von seiner Stirn zu bannen. Aber umsonst, die prophetischen Worte des wahnfinnigen Greises hatten eine böse Saat hervorgerufen. Kaum hatte das Banket begonnen, kaum hatten die Könige und Fürsten ihre Plätze eingenommen, als fürchterliche Donnerschläge die Grundmauern des Ballastes erbeben machten. Ein Unwetter, wie Egypten es noch nie gesehn, hatte den Himmel umzogen und ein gräßlicher Tumult in den Wolken drohte der Erde den Untergang. Diesen Moment wußten die frechen Empörer zu ihrem Vorthheil schnell zu nutzen. Der Aufruhr begann und durch die Straßen von Memphis wälzte sich der Mord. Ich weiß noch, mit welch' einem Entsetzen ich die

Reigen der Tänzer verließ und auf den Altan stürzte, der die Aussicht fast über ganz Memphis bot. Eine dunkle, schwüle Nacht lag über der Erde: ein feuchter heißer Wind wehte mich an, ich starrte in die Finsterniß, wie in das dunkle Auge des Todes — da plötzlich zerrissen hundert Flammenbüschel auf einmal die Decke des Himmels, und ein heulender Orkan, aus dem Schooß der Nacht sich aufraffend, durchtobte die Wolkenwüste oben. Ein schmetternder Donnerschlag fiel nieder und rollte in tausend dumpfen Klängen nach. Ich sah im Schein der Feuermassen die ungeheure Stadt sich bis an den Horizont ausdehnen. Dicht vor mir den Ballast des Sesostriß mit dem Portikus, dessen Säulengänge den Umfang einer ganzen Stadt umspannen. Ueber diesem Kolosß eines Könighauses erhob sich der Obelisk des Memnon, glühend angestrahlt vom Feuer. Das Volk wogte in den Straßen, und wie eine Meeresbrandung tönte es zu mir hinauf. Was giebt's? rief ich, und meine zitternden Frauen entgegneten: „Empörung! Prinzessin. Retten Sie sich — lassen Sie uns in die Tempel der Götter fliehen!“ „Wo ist mein Vater“, rief ich. „Unter den Streichen der Mörder gefallen!“ antwortete man mir. Ich stürze in den Saal zurück: welche eine Wandlung! Die Tische umgestürzt, die goldenen Gefäße, die Blumenketten über den Marmorboden hingestreut und Geklirr der Waffen die hohen Hallen füllend. Ich suche meinen Vater und finde seine Leiche neben den Standbildern seiner Ahnen hingestreckt; die Fürsten kämpfend im Saal. Schreiend flieh ich den Gang hinab, um meine Schwestern, meine Mutter zu suchen, da kommt mir meine Base, die Priesterin der Isis entgegen. Ihre jungfräu-

liche Hand trieft vom Blute, sie hält eine Fackel und ihre fliehenden Schleier sind zerrissen und besudelt. Wahnsinnigen Auges starrt sie mich an, faßt mich dann schnell unterm Arm, mir zurufend: „Ich habe den Tod der Deinen gerächt; ich selbst habe den Stahl in die Brust des Mörders Deines Vaters gestoßen. Komm, laß uns fliehen! Hier ist unseres Bleibens nicht mehr! Von ihr herabgezogen, mehr todt als lebendig, stürze ich die breite Treppe des Ballastes hinab, und die Woge des Volkes empfängt uns, verbergend und schützend. Wir fliehen durch die Straßen, den brennenden Tempeln vorbei, den stürzenden Steinbildern und Säulen nur mit Mühe ausweichend. Dort steht der Tempel der Isis, aber, o Himmel, auch an seinen Miesenbau hinan lecken die Flammen. Die ehernen Thore stehen weit geöffnet, und man sieht im Innern die kolossale Gestalt der Göttin, wie in einer Höhle von Flammen stehn. Die siebenhundert Priesterinnen, eben im Begriff, das Heiligthum zu retten, drängen sich mit wilder Hast über den obern Säulengang, und die weißen flatternden Gestalten, wie eine Masse geschrauchter Tauben, werden hoch oben auf der Giebelabdachung sichtbar, durch die schwarzen wirbelnden Rauchsäulen, von Zeit zu Zeit auftauchend und die Luft mit ihren Wehklagen und ihrem Hülfseruf füllend. Gleich darauf sehen wir den langen Zug dieser Unglücklichen sich in die Tiefe stürzen und den Tempel, der nicht mehr zu retten ist, verlassen. Das Volk nimmt sie mit Flüchen auf, und tausend Hände zerreißen, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Schleier und Kränze der Jungfrauen. Da erhebt meine Base ihre drohende und gebietende Stimme. Dicht in ihre blutbesleckten

Schleier sich hüllend, ersteigt sie die Zinne des Tempels, bringt in dessen Inneres, und, von Flammen umspielt, kehrt sie mit dem geretteten Heiligthum, der diamantenen Opferschaale der Göttin zurück, das Kleinod dem Volke zeigend. Sogleich stürzen die wüthenden Massen auf die Kniee, und göttliche Anbetung wirbelt zu der heldenmüthigen Priesterin empor, die dankend und triumphirend zu den Göttern aufsteht, das Kleinod in sichere Hände giebt und dann todt in den Flammen zusammenstürzt. Dieser Anblick überwältigte mich. Nacht umgab meine Sinne, ich sah und hörte nichts mehr von den Mordscenen, die um mich her vorfielen, nur mit dem verklärten Bilde der hingeopferten Priesterin in der Phantastie, brütete mein Bewußtsein über den Schrecken des Grabes. Es war mir als wenn feurige Hände mich faßten und gegen den ehernen, mit schwarzen Wolkenkolossen bedeckten Himmel emportrügen. Noch einmal drang der wirre Schrei der Erde in mein Ohr, dann war alles still — grabesstill.

Als ich wieder zum Leben erwachte, fand ich mich in der einen der Hallen der Königsgräber in der Tiefe der großen Pyramide des Sesostris. Die Särge meiner Ahnen umgaben mich. Hier in der unergründlichen Nacht der Katafomben, hier in der Nähe des schauerlichen Todtensees, hier, wo nur der Fuß der Priester eindrang, hier fühlte ich mich weit ab von dem wilden brandenden Meere des Lebens. Meine Seele wurde kühl angeweht von dem Grufe des tiefsten, des heiligsten Friedens. An meinem Lager saß jener alte Priester, der die Warnung beim Beginn des Festes ausgesprochen. Er hatte mich, als ich im Gedränge zusammensank, gerettet, und da er

im Besitz der Geheimnisse der Priesterschaft der großen Pyramide war, mich hieher in ein sicheres Asyl gebracht. Ich bedeckte seine Hände mit Segensküffen, und er neigte sich väterlich grüßend zu mir herab. Während die Gräuel des Aufruhrs in der Hauptstadt fortwütheten, war ich hier in diesen geweihten Räumen aller irdischen Fährniß entzogen. Dagegen berührten göttliche Geheimnisse mein Haupt. Der greise Priester, den die Welt irrthümlich mit Wahnsinn behaftet glaubte, war ein Priester im wahren Sinne des Worts, ein Pfleger und Bewahrer von Mysterien, deren Kenntniß die Götter nur in die Seele eines auf die höchste Stufe intelligenter Macht gehobenen Menschen senken. Vertraut mit der Lehre aller Weltweisen, die vor ihm gelebt, war sein eigenes Forschen noch tiefer und bedeutsamer dem Grund aller Erscheinungen auf die Spur gekommen. Im Dunkel des Grabes, in welchem wir uns befanden, ward er mein Lehrer und ich seine gläubige Anhängerin. Ich empfand kein Verlangen, zur Welt wieder heimzukehren. Sollte ich Zeuge der Schmach der Meinigen sein, Zeuge des Triumphs roher Schaaren und ihrer verbrecherischen Hauptlinge? Nein, viel lieber den kühlen Mantel des Todes um meine Schulter geschlagen, viel willkommener das ewige Schweigen dieser Gräfte begrüßt! Ich that meinen unabänderlichen Willen dem weisen Priester kund, und er fügte sich endlich, wiewohl widerstrebend, meinem Verlangen. In einer schauervollen Mitternacht stiegen wir beide in den schwarzen Kahn und fuhren über den Todtensee. Alle Schrecken, die die Phantasie erdenken kann, sind an dieser Stelle aufgehäuft; sie dienen zu Prüfungen der Geistesfestigkeit für diejenigen, die die obern

Grade der Priesterwürde nachsuchen. Auf den schwarzen Wellen dieses unterirdischen Sees sahen wir Leichname schwimmen, mit zerrissener Brust und die weißen starren Glieder mit schwärzlichen Wasserpflanzen, wie mit Schlangen umwunden. Diese Phantome, als unsere einsame Fackel sie beleuchtete, wanden ihre in Todesqual verzerrten Gesichter uns entgegen. Andre, nicht minder schreckenerregende Gestalten waren an Felsen gefesselt und schienen den Vorüberfahrenden um Hilfe anzuflehen. Endlich hatten wir das jenseitige Ufer erreicht, und hier war es, wo eine geräumige Grufthalle uns aufnahm. Ein Sarg, für mich bereit gestellt, erhob sich auf einem einfachen Würfel von schwarzem Basalt. Mein Führer näherte sich mir und zeigte mir ein weites Band, in welches kabalistische Zeichen gewirkt waren und auf dem der Name der Mutter des Horus in jener mysteriösen Zeichenverschlingung geschrieben stand, wie ich sie nur an den geweihten Tempelsymbolen gesehen hatte. „Dieses Band, sagte er, wird Dein Herz umschließen und bewirken, daß nicht alles Leben Dir entfliehe. Wenn diese Zeichen ihre Kraft verlieren, so wirst Du erwachen, erwachen in einer völlig andern Zeit, am Licht eines Tages, der dem unsrigen nicht gleicht! Es werden Menschen Dein Lager umstehn, die Aegyptens grausenvolle Lage nicht erschaut haben, die nicht einmal Kunde von dem Dasein Deines ruhmgekrönten Geschlechtes haben werden. So gehe denn ein zu Deinem langen, langen Schlaf!“ Als er diese Worte gesprochen, sank Nacht auf mein Auge und ich fühlte alsbald die kühlen, ambra-
duftenden Binden sich um meinen Leib legen. Ich sank in Schlaf immer tiefer — immer tiefer! wie wenn Einer in eine

unendliche Umschattung langsam hinabsinkt. Ich fühlte die Süßigkeit des Todes auf meiner Zunge, ich spürte, wie die letzten Athemzüge sich mit Wollust von der Lunge lösten, wie nah und immer näher sich eine kühle feuchte Wolke auf meine heiße Stirn, auf meinen klopfenden Busen legte. Mit einem heimlichen Wonnerausch öffnete ich noch die Lippen, um den Kuß des Todes, wie die berauschende Speise irdischer Liebe, in mich einzusaugen. Die Bänder drückten fester und fester und immer beängstigender wohler ward mir, immer gieriger haschte die zuckende Seele nach dem endlichen Ziel der Befriedigung. Noch hörte ich die Gesänge des alten Priesters, aber schon wie aus weiter Ferne, bis endlich die Töne sich gleichsam von einander ablösten und als farbige kleine Wölkchen in einem dunkeln Himmel auf und nieder zitterten. Farbe und Ton war Eins. Dann wurde es Nacht, klare, kühle Nacht, und in mir selbst flossen jetzt die Schatten und Nebel zusammen und hoben mich, daß ich aufrecht wandelnd durch die unendlichen Räume dahin schwebte. Die Gedanken und Empfindungen, einst diesem Kopfe, einst diesem Herzen angehörend, lösten sich jetzt wie die fallenden Blätter einer Blume von mir und doch schmerzte mich ihr Scheiden nicht, denn wie sich um meine fallenden Blumenblätter niedriger schwebende Wolfenwesen stritten, so empfing ich von höhern, über mir schwebenden Gruppen die fallenden Strahlen der Lichthülle, in die jene einst gekleidet waren und die sie nun für ein noch edleres Gewand eintauschten. So funkelten Blumen und Strahlen durch die Nacht und erzeugten ein anmuthiges Spiel der Gestalten. Dieß war aber auch das letzte ausklingende Bewußtsein.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in einem Museum ägyptischer Alterthümer, neben noch zwei andern Mumien ausgestellt. Vorwitzige Forscher hatten vor der Zeit den magischen Gürtel über meinem Herzen gelöst; ich erwachte und unerträgliche Schmerzen verursachte mir der helle Sonnenstrahl, der durch ein gefärbtes Glasfenster auf meinen Sarg fiel. Ein Mann in einem schwarzen Anzug, mit einer Brille und einem Katalog in den Händen wandelte zwischen unsern Särgen auf und ab, indem er sich vergebens mühte, die Hieroglyphen zu lesen, die hier und da angeschrieben waren. O, in welche Zeit war ich gerathen! Statt des ehrwürdigen Königs-Priesters, der an meinem Lager saß, als ich entschlummerte, nun dies häßliche Gesicht mit der Brille, diese rothe schnüffelnde Nase, an der Tropfen Tabacks hängen, diese dürstige, röthliche Perrücke, die schief auf dem kahlen Scheitel sitzt. Und dennoch stammelte dies Ungethüm die alten ehrwürdigen Namen meiner Königsfamilie! Wo wußte er etwas von ihnen? Hatte er je in den Straßen von Memphis gewandelt? Unmöglich! Ein solches Geschöpf wäre vom Pöbel gesteinigt worden.

Als die stille Mitternachtstunde kam und die Säle leer wurden, erhob ich mich und entfloh. Welche Anstrengung kostete es mich, wieder an die Welt mich zu gewöhnen, an die Erscheinungen dieser Existenz, der ich schon so fremd geworden war. Mein Glückstern führte mich hierher, und ich danke Euch, ehrwürdige Frauen, daß Ihr mir in Eurer Mitte ein Asyl gegeben."

Mit der Schlußbemerkung dieser Erzählung waren die jungen Zuhörerinnen durchaus nicht zufrieden, sie fanden es

sehr seltsam von der Prinzessin von Memphis, daß sie sie ehrwürdig genannt. Aber die Schicksale dieser wundersamen, gleichsam somnambülen Mumie waren doch wieder so interessant und fesselnd, daß die Empfindlichkeit über jenen unpassenden Ausdruck nicht recht aufkommen konnte. Die ältern Damen sahen sich kopfschüttelnd und ungläubig lächelnd einander an, aber die beiden Schwestern Sophie und Auguste hingen mit weit offenen, gläubigen Kinderaugen an der zerlumpten Gestalt der Wiedererweckten.

Clotilde gab das Zeichen, daß jetzt die Arbeit zu beginnen habe. Zwei verschleierte Frauen traten ein und nahmen die unglückliche kleine Sophie in ihre Mitte und führten sie dem Kabinette zu. „Himmel! soll ich eingemauert werden?“ rief das verzweifelnde Mädchen händeringend. Die Ordensmeisterin rief mit lauter Stimme: „Es ist eine Prüfung, bestehe sie standhaft.“ Sophie verschwand mit ihren Begleiterinnen in's Kabinett; die erstern kamen wieder herein und begannen die Ziegelsteine vor dem Eingange aufzuthürmen, indem sie zugleich mit der Kelle und dem Mörtel hin und herfuhrten, als mauerten sie die Oeffnung zu. Als dieß geschehen war, näherten sich diese verschleierten Schergen Augusten, führten sie mit einiger Ceremonie der Sphinx zu und luden sie ein, auf dem Rücken Platz zu nehmen; dann gaben sie eine Schaale mit brennendem Spiritus ihr in die Hand. Ein ähnliches Opferbecken erhielt Cecilie und sie mußte damit vor der Statue der Isis niederknien. Frau von Traubensfels erhielt den Dienst am Altar, wo sie eine Anzahl mysteriöser Formeln sprechen mußte. Als die vier der Prüfung Unterworfenen auf diese Weise an die ihnen zukommenden Plätze

vertheilt waren, hielt die Schwesternschaft noch einen feierlichen Umzug und verließ dann den Saal, indem sie die ägyptische Prinzessin mit sich nahm. Die zu Prüfenden sollten nun in Stille und Einsamkeit ihre Ordenswache bestehen; Cecilie immer knieend mit der Lampe in der Hand, Auguste unbeweglich auf der Sphinx thronend, Sophie im zugemauerten Kabinette ihren Betrachtungen hingegeben, und Frau von Traubenfels an ihrem Altare die Formeln hinhimmelmelnd. Aber diese Stille, Anfangs unverbrüchlich beobachtet, wurde später dennoch unterbrochen. Die Einsamkeit lud zu Mittheilungen ein, und das unbedingte Vertrauen, das Eine der Andern schenkte, machte, daß die armen in Nacht und Stille Verstoßenen sich die Zeit durch anfangs leise geführte, dann immer lauter werdende Gespräche kürzten. „Sophie! — Himmel! die Arme hört nichts — sie ist wohl gar schon erstickt — Sophie! —“ „Nun, was giebt's?“ — „Ah, sie hört doch.“ „Sprich, bist Du wirklich eingemauert?“ — „Wie Du siehst, mein guter Engel. Aber es ist hier ganz angenehm; ich sitze auf dem Sopha und lese, die Lampe brennt vor mir!“ — „Sie liest, die Glückliche! sie kann lesen. Meine verwünschte Sphinx ist ein so unbequemes Möbel, es sitzt sich erbärmlich auf ihr. Manchmal kommts mir sogar vor, als rollte sie hin und her.“ „Meine Gute, werden Sie nicht müde immer auf den Knien zu liegen?“ — „Ich habe ein Polster untergelegt.“ — „Das ist ein guter Einfall. Was mich betrifft, ich weiß mich vor Langeweile nicht mehr zu retten. Den mir aufgegebenen Unfuss habe ich hergesagt, aber nun fällt mir auch nichts Neues mehr ein. Es ist wahrlich thöricht, daß wir uns zu diesem

Spiel hergeben; aber Clotilde freilich steht das Alles ernst und tragisch an. Was mich betrifft, ich bin ihrer Tyrannei, die sie über uns alle ausübt, herzlich satt und habe nicht übel Lust zu revoltiren.“ „Um's Himmels willen, sprechen Sie nicht so! es könnte uns schlimm gehn. Sie ist eine Magierin, eine mit geheimnißvollen Kräften ausgestattete Person, sie hat Dämonen und Geister zu ihrem Dienste. Ich und meine Schwester Sophie glauben fest hieran.“ — „Und dennoch sage ich, daß es mir leid thut, in diese Posse gewilligt zu haben; ich fürchte, ich habe dadurch Jemanden gekränkt, Jemanden, der mir, wie ich jetzt Beweise habe, ernstlich wohl will, und den ich um keinen Preis der Welt kränken möchte!“ — „Ach, reden Sie nicht von den Männern, dies kann Clotilde nun gar nicht leiden. Ihre Geister werden dann gleich über uns herfallen!“ — „Ihre Geister! — sie hat deren nicht, dies behaupte ich laut!“ Als diese Worte kaum gesprochen waren, erscholl ein kreischender Angstschrei im vermauerten Kabinette. „Was giebt's? Was giebt's?“ riefen die Drei im Gemach. „Es hat ganz hörbar neben mir gestöhnt!“ antwortete die Stimme aus dem Kabinet. „Sehn Sie, sehn Sie! das sind die Dämonen!“ schrie Auguste. Frau von Traubensfels wurde etwas ängstlich, und eine lange Pause entstand, während die drei Damen tauschten, aber alles ruhig blieb. Endlich hob Auguste an mit zaghafter und flüsternder Stimme: „Uebrigens möchte ich doch wissen, was der arme Traunstein jetzt macht; sicherlich ist er in Verzweiflung abgereist und denkt nur mit Unwillen und Vorwurf an uns zurück. Bei allem dem — ach Himmel! was ist das? die Sphinx bewegt den Kopf — ich springe auf!“ —

„Nein, nein“ tönte es vom Altar herüber, „verlassen Sie nicht Ihren Platz. Wir müssen diese Viertelstunde aushalten, dann ist das Possenspiel zu Ende.“ — Ein neuer Lärm im Cabinet! — „Sophie, Sophie, was machst Du drinnen?“ — „Kommt mir zu Hülfe! Ein Gespenst ist mit mir eingeschlossen. Ein heißer Athem wehte eben über meine Schulter her —“ „Das ist nur Einbildung, bleibe nur ruhig.“ — „Ach, ich kann's nicht mehr auf den Knien aushalten; meine Lampe erlischt auch.“ — „Bleiben Sie liegen, meine Beste, bleiben Sie liegen.“ „Zu Hülfe, zu Hülfe! Es ist Jemand mit mir drinnen!“ — „Unmöglich! Was, die Sphinx rollt zur Seite! Ich falle, ich falle!“ — „Entsetzen! hinter dem Schleier der Göttin lispelt und rauscht es!“ — „Und der Altar; in seiner Höhlung muß sich Jemand verborgen haben!“ — Alle schreien und kreischen jetzt durch einander. Die Lampen fallen auf den Boden und erlöschen. In dem Augenblicke werden die Steine an der Nische niedergeworfen und rollen polsternd auf den Boden; man erblickt auf dem Sopha Sophien und einen jungen Mann zu ihren Füßen, der ihre Hände in die seinigen schließt und sie hindert aufzuspringen und fortzulaufen. Die Göttin Isis ist ihrerseits auf's Knie gefallen und betet ihre eigne Priesterin an, die sich erschreckt, die Hände vor dem Gesicht, abwendet. Aus der Altarhöhlung windet sich der Lockenkopf eines jungen Mannes empor und zwei Arme suchen die entsetzte Opfernde zu umschlingen, und die Sphinx, die arme Sphinx sitzt demüthig auf ihrer Treppenstufe und sieht halb beschämt, halb schmollend die unglückliche Auguste an, die in Thränen ausgebrochen ist und nur mit Schauern die schreck-

liche Ungeſtalt neben ſich als ihren Geliebten und ſchmerzlich Vermißten erkennt. Welche Verwirrung, welcher Schrecken! Die Damen erheben ſich alle mit einemmal und wollen fort, die Andern haben nicht den Muth, aber Felix hält ſeine Schöne mit Gewalt zurück, indem er ihr zuruft: „Gnädige Frau, was hier Uebles und Ungehöriges geſchehen iſt, können die Frauen, die deſſen Urfache ſind, auch nur wieder gut machen. Laſſen Sie, ich flehe Sie um aller Welt Gaben und Schätze an, den Eigensinn zurücktreten und die Vernunft herrſchen. Iſt es denn ſo ſchwer, einmal ſo zu handeln, wie man handeln muß? Wir Männer ſind die Schuldigen; aber Sie wiſſen recht wohl, meine Damen, daß ſie es ſind, deren Härte und Launenhaftigkeit uns zu dieſen Exceſſen geführt haben. Laſſen Sie als Geſetz gelten, was unſer berauſchtes Ohr eben unter dem Siegel des Geheimniſſes erfahren, zeigen Sie öffentlich Ihren beſtimmten Willen, der Stimme der Vernunft und Ihres Herzens folgen zu wollen, und brechen Sie die Ketten, die man Ihnen als eine ſchöne Beleidigung Ihres freien Urtheils aufgelegt hat — und endlich — und dieſer Grund iſt ſicherlich der ſchlagendſte — fügen Sie ſich gutwillig in das, was nun einmal nicht mehr zu ändern iſt — machen Sie eine gute Miene zum böſen Spiel, oder vielmehr, da unſer Spiel kein böſes war, eine gute Miene zum guten Spiel — treten Sie Hand in Hand mit uns paarweiſe aus dieſem albernen Tempel und laſſen Sie uns vor dem Altar der Liebe jene Gelübde ausſprechen, die das Ohr der Himmlischen ſicherer treffen, als die ſinnloſen Formeln, die Sie eben mit ſo großer Virtuofität hergeſprochen haben.“

„Ja so sei es“, rief Marfan. „Cecilie, einziges theures Mädchen! enden Sie die Qual, in welcher Ihr grausamer Wille drei lange Monate mich gehalten. O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe.“

Die schöne Priesterin erröthete und sah zweifelnd und erregt die junge Wittwe an, die ihrerseits befangen und halb abgewendet mit ihren aufgelösten Haarlocken spielte, die über ihre Schulter niederglitten.

„Und Sie sagen gar nichts zu Ihrer Entschuldigung?“ flüsterte Auguste, hochroth vor Zorn und Aufregung der Sphinx zu, die noch immer matt und keuchend neben ihr saß.

„Daß ich Sie anbete, dieß sage ich!“ stöhnte der Arme.

„Nehmen Sie die abenteuerliche Maske ab. Warum sind Sie so erschöpft?“

„Wundert Sie das? Diese abscheuliche Stellung —“

„O, es ist empörend! und mich dazu zu veranlassen, daß ich —“

„Verzeihung! Verzeihung! theures, edles Wesen — Geliebte —“

„Lassen Sie meine Hand los! Ich werde Ihnen das nie vergeben. Zünden Sie wenigstens wieder meine Lampe an, die dort auf dem Boden liegt.“

„Wie? Wollen Sie Ihren frühern Platz wieder einnehmen?“

„O, abscheulich! Schweigen Sie und lassen Sie meine Hand los. Ich weiß nicht, wie mir ist; ich möchte vor Zorn und Erbitterung weinen.“

„Weinen Sie, Auguste, weinen Sie sanft an meiner Brust.“

„Gehn Sie! ich habe Sie für besser gehalten. Rufen

Sie Sophie. Warum kommt sie nicht aus dem Cabinet heraus?“ „Wie kann ich das wissen? — O, Auguste, nur ein Wort: wollen Sie mein sein? Ihre Mutter muß und wird einwilligen, wenn sie sieht, daß wir unzertrennlich sind.“

Während die Kleine verlegen stammelt und er ihre runde Taille umschließt, wird die Thüre aufgerissen und die ägyptische Prinzessin stürzt herein, verfolgt von einem langen magern Mann, der seine dünnen Arme nach der Fliehenden ausstreckt und mit heiserer Stimme ruft: „Amalie! Amalie! Hab ich Dich endlich gefunden! Komm an mein Herz, Treulose!“

Die vier Liebespaare fahren aus ihrem zärtlichen Zwiegespräch erschreckt empor und sehen die wiedererwachte Mumie in den Armen ihres Verfolgers. Zu gleicher Zeit werden die Flügelthüren aufgerissen, und der Schwarm der Priesterinnen, Clotilde an ihrer Spitze, dringt ein. Welche versteinerte Gruppen auf beiden Seiten! Erst nach zahllosen verwirrten Ausrufungen kommt es zu Erklärungen. Frau von Traubensfels und Cecile nähern sich Clotilden, doch diese stößt sie mit Verachtung von sich. „Ich kann Eure Treulosigkeit nicht strafen und Euch auch nicht zwingen, in unserm Orden zu bleiben, den Ihr entweiht habt; aber jene beiden“ — sie zeigte auf die beiden Schwestern — „gehören mein, und das Wort der Mutter bürgt mir dafür, daß ich sie nicht verliere.“

Von dem Tumult herbeigezogen, erschien jetzt Frau von Rochelle, mit einem Briefe in der Hand. Das, was geschehen war, überraschte sie zwar, doch entlockte es ihr kein Zeichen des Unmuths oder gar des Zorns. Sie wandte sich zu der erzürnten

Clotilde, indem sie sagte: „Meine Theure, machen Sie mir nicht den Krieg, wenn ich Ihnen wieder nehme, was ich Ihnen gab. So eben empfangen Sie die Fürbitte meines Jugendfreundes, der jenen jungen Männern das Wort redet und mich bei dem Andenken unserer einst so froh zusammen verlebten Jugend, beschwört, dem Glücke meiner Kinder nicht entgegen zu sein. Meine edle Clotilde, Sie wissen nicht, welch' eine Macht ein Jugendfreund über unser Herz behält, wenn auch noch so viel Jahre sich zwischen das einstige Glück und die späte Erinnerung drängen.“

Frau von Rochelle vergießt hier einige Thränen, die den beiden Mädchen Muth geben, die Hände der Mutter zu erfassen und sie mit dankbaren Küssen zu bedecken. Clotilde steht sich mit flammenden Augen um und trifft auch hier und da zum leisen Hohn verzogne Mienen ihrer Priesterinnen. Der volle Zorn der Beleidigten, ein Opfer suchend, stürzt sich jetzt auf die unglückliche ägyptische Prinzessin, und sie ruft ihr zu: „Was bedeutet das, Madame? Welch' ein unwürdiges Spiel haben Sie mit uns sich erlaubt? Wer sind Sie, und wer ist dieser Herr, der ungerufen, wie so manche Andre, in dieses Schloß dringt und sich Eingriffe in die Ruhe des Hauses und seiner Bewohnerinnen erlaubt?“

Die Mumie steht mit niedergeschlagenen Augen zur Erde und verstummt.

„Sie sind eine Betrügerin!“ ruft Clotilde.

„Mit Entschuldigung, das ist sie nicht!“ nimmt ihr Begleiter das Wort. „Sie ist meine Frau, die Frau des Professors der Botanik aus L —.“ Er wandte sich mit zärtlichen Blicken

zu ihr und sagte: „Du Amalie — Du und eine Betrügerin! Sprich selbst, geliebte Unschuldige — erzähle, wie Du von Kindheit auf in Träume Dich gewiegt hast, wie Du zu Zeiten ein wunderbares poetisches Scheinleben geführt. Erzähle alles, und nenne nicht den Namen jenes Fürchterlichen, der Deine Träumereien benutzend, Dir wirklich einredete, Du seiest eine der Mumien seines Museums. Der Entsetzliche steckte Dir einen Mastixstengel in den Mund, hüllte Dich in diese Tücher und so lagst Du ausgestellt den Blicken der Menge einige Tage da, und während dieser unheilvollen Stunden verwirrten sich Traum und Wahrheit vollends in Dir und jene lange wunderfame Geschichte dachtest Du Dir aus, als Dein eigenes vor Jahrtausenden gelebtes Leben. War es nicht so, meine theure Amalie? Und mir schrieb der Barbar, er könne diese neue Antiquität nicht brauchen. O, er hat schrecklich mit Dir — mit mir gespielt.“

„Wie ist mir?“ sagte die Mumie, träumerisch mit dem Finger an der Stirn fühlend. „Ja, ich war die Frau dieses Mannes; ich entlief ihm, weil ich ihn von einem unheilbaren Irrsinn getroffen fühlte. Er hielt sich für eine Blume — kann ich aber wohl mit einer Blume eine gewöhnliche bürgerliche Ehe führen?“

„Kann ich mit einer viertausend Jahr alten Prinzessin leben?“ fragte der Professor, jetzt seinerseits zornig.

„Wenn er Nachts blühte, wo blieb ich dann?“

„Während Du in Deine Mastix-Bindeln eingeschnürt wurdest, wer besorgte meinen Haushalt?“

„Darf eine Blume mir Vorwürfe machen?“

„Darf eine Mumie sich mit mir zanken?“

„Ihr seid beide verrückt!“ rief Clotilde unwillig. „Entfernt Euch.“ —

„Nein!“ rief Frau von Traubensfels, „da Ihr ein Asyl in meinem Hause gefunden habt und ich, die Eigenthümerin dieses Hauses, ebenfalls ein wenig Thorheit an mir haften gehabt habe, so mögt Ihr hier bleiben, und eine liebevolle Pflege, wenn Ihr deren bedürft, soll Euch werden. Nicht wahr, mein künftiger Herr und Gebieter, ich darf unsre Gäste bei uns behalten?“ Felix verneigte sich lächelnd und erwiderte: „wenn nur nicht jetzt, da die Verrückten gesunden, die Gesunden verrückt werden! Wenigstens spüre ich schon so etwas, wenn ich mein Glück bedenke, und wie plötzlich es jetzt mir und meinen armen Genossen vom Himmel herabgefallen ist.“

Frau von Rochelle, die sich mit einiger Neugierde im Gemach umhersah, ließ sich von Traunstein den Zusammenhang der Ueberraschungsscene erklären. „Der Arme“, flüsterte Felix Marsan zu, „er geht noch immer gebückt und keuchend, so schwer ist ihm sein corpulentes Schätzchen geworden.“ Clotilde, die einige Worte von jenen Erklärungen vernahm, rief erbittert: „Bei allem dem möchte ich wissen, auf welche Weise der Ueberfall möglich wurde und wer hier den Verräther gespielt?“

„O, da müssen wir noch für einen Verbrecher bitten“, rief Felix. „Es ist der in unsre Verschwörung verwickelte edle Diener dieses Hauses; ein harmloses und schuldloses Opferlamm, das durch die Liebe ebenfalls in diese mißliche Lage gerathen ist. Die kleine Babet hat mir gestanden, daß sie ihm

gesagt, wie sie ihn nur unter der Bedingung heirathen werde, wenn es ihm gelinge, uns in diesen Thurm zu schaffen. Also auch Verzeihung für ihn."

Clotilde hatte das Zimmer verlassen, ihre priesterlichen Jungfrauen waren ihr gefolgt. Frau von Rochelle hielt lächelnd ihre beiden Töchter umarmt, nachdem sie die Kränze aus ihren Haaren gelöst und sie auf den Altar niedergelegt hatte, an welchem die beiden glücklichen Paare lehnten.

Am Morgen nach der Verlobung überreichte Cecillie eine Pergamentrolle ihrem Geliebten, die in Form und Färbung einer alten Papyrusrolle täuschend ähnlich gemacht war. Sie enthielt in zierlichen Schriftzügen Folgendes:

Vermächtniß der Freimaurerin Susammis —
niederzulegen und aufzubewahren in
den Katafomben der Pyramide des Sesostris.

Indem ich aus dem Orden scheide, den meine ehrwürdige und untadelhafte Schwester Clotilde gegründet, geb ich's nicht auf, einen ähnlichen, und zwar einen ächten, wahren Freimaurerinnen-Orden zu gründen. Sollte ich aber an Ausführung dieses Entschlusses gehindert werden, so sei hiermit aufgeschrieben, was ich als Bedingniß einer Vereinigung in meinem Sinne ansehe. Zuerst eine Gemüthsverfassung, die „Demuth und Stolz“ zugleich in sich faßt. Dies scheint widersprechend, wenn man sich aber die Mühe geben will, meinem Gedankengange zu folgen, wird man finden, daß ich eine be-

schöne Wahrheit in einem, will's Gott, bescheidenen Gewande hingestellt habe.

Unser geselliges Leben — ach Himmel, es ist lange nicht mehr gesellig — ist so voll Lüge und Unnatur, daß man wie in einer durch Wohlgerüche verdorbenen Luft — denn Wohlgerüche verderben die Luft eben sowie Miasmen, — kaum mehr einen gesunden Athemzug machen kann. Wer nicht moralische Lungen von einer immensen Kraft hat, stirbt alsbald an der Schwindsucht — nämlich das Bessere in uns stirbt — das Uebrige bleibt. Aber, wer möchte leben um dieses „Uebrigen“ willen? Die Vereinigung, die sich hier scherzhaft gelöst hat, war in ihrem Grundgedanken nicht so übel erdacht. Ich will nun zeigen, auf welche Weise ich fortfahre, Freimaurerin zu sein und wünsche Andre auch dazu zu machen.

O, meine Schwestern — meine theuren Schwestern — Gott ist groß, die Welt ist schön, der Mensch ist gut.

Ihr lächelt, da ich das letztere ausspreche und doch — doch ist's wahr.

Aber unsre Gesellschaft taugt nichts. —

Seht nur, wie wir zusammenleben. Daß wir auf diese Weise gut bleiben können, ist auf die Länge der Zeit ganz unmöglich; — darum:

Stolz und Demuth.

Stolz gegen uns selbst, indem wir wieder anfangen, wahr zu sein. Die kleinen socialen Lügen, mit denen wir uns behängen, abzustreifen, um arm und ehrlich mit einander zu verkehren. Arm und ehrlich, wie viel liegt in diesen Worten! Sie sind das Kostüm der Liebe. Wer den Muth hat, moralisch

arm und ehrlich zu sein, der weitet sein Herz dergestalt aus, daß ein ganzer Frühling von Tugenden darin erblühen kann. Ihr seht, Stolz und Demuth führt zu Armuth und Ehrlichkeit, und Armuth und Ehrlichkeit führen zur Liebe — zur Nächstenliebe, zu jenem Baumaterial, mit welchem ich das neue Haus der Gesellschaft aufführen möchte. Seht, da steh' ich in der Freimaurerschürze, mit der Kelle in der Hand und —

Aber — ruft Ihr mir zu — das ist unmöglich! Wie kann man fordern wollen, daß wir in unsre Gesellschaftssäle Liebe — Nächstenliebe — mitbringen sollen? Man hat seine Antipathieen, man haßt sich — man sucht das aber zu verstecken und das heißt in Gesellschaft mit einander verkehren.

O, der Haß ist etwas höchst Brauchbares, wo er an der rechten Stelle angebracht wird.

Nun, denn —

Wenn Ihr Stolz und Demuth anwendet — Ihr seht, ich komme immer auf mein Motto zurück, so werdet Ihr uns da hassen, wo der Haß hingehört, und wo er auch allezeit bleiben soll, das heißt gegen das wahrhaft Schlechte und rettungslos Gemeine. Aber das, was wir in unsern Gesellschaften mit Haß belegen, ist nur das, was unsern Egoismus verletzt. Dies ist nicht der auf moralische Gebrechen Anderer, sondern auf unser eigenes moralisches Siechthum gegründete Haß; ohne es zu wollen und zu wissen, feinden wir uns selbst an, indem wir Andere anzufeinden meinen. Wer stolz genug ist, sich von der Eigenliebe nicht knechten lassen zu wollen, ist nicht verwundbar, ist nicht empfindlich, steht und hört nicht lauter auf ihr gemünztes Widrige, stößt sich nicht an Schwächen, wird nicht

von jedem rauhen Winde angeblasen, mit einem Worte, er wird ein brauchbares und schöpferisches Mitglied der Gesellschaft.

Sind wir auf dieser höchsten Staffel des Stolzes angelangt, das heißt, haben wir uns gänzlich frei gemacht von moralischer Verzärtelung und gestehen wir den Anderen gar kein Recht mehr zu, unsere Ruhe und unsern Frieden im geselligen Verkehr zu stören, so gehen wir zur zweiten socialen Kardinaltugend, der Demuth, über. Die Demuth ohne Stolz ist zwar eine himmlische Tugend, aber sie taugt für christliche Anachoreten, nicht für Salons und Gesellschaftsmenschen, wie wir sind, während der Stolz ohne Demuth uns zwar tüchtig und brauchbar bildet, aber das höhere Element, das Geniale im gesellschaftlichen Verkehr vermissen läßt. Unter socialer Demuth verstehe ich jene Weichheit und Biegsamkeit des Herzens und Geistes, jene künstlerische Formgeschmeidigkeit, die die geselligen Formen zu einem Kunstwerk emporgipfelt. (Ich weiß nicht, von welchem neuen Autor ich dieses Wort leihe. Er mag sich melden, wem es gehört.) Nie wird eine Gesellschaft bestehen ohne diese Demuth, ohne dieses Unterordnen des Einzelnen dem Ganzen. Wir, in unsern trostlosen und heruntergekommenen Societäten (man sollte sie Calamitäten nennen; aber ich sehe, daß ich allzuviel Einschleibsel mache —), haben diese Demuth bis auf die leiseste Spur vertilgt. Darum trifft man bei uns fast nur wilde Bestien, die ungenirt einander fragen und beißen.

Darum trete ich wiederum in meinem Schurzfell und mit meiner Kelle vor Euch und rufe: Laßt uns, meine Schwestern, an einem neuen Bau der Gesellschaft bauen, so viel an uns ist,

laßt uns dafür sorgen, daß wir wieder anständig unter Dach und Fach kommen, denn jetzt stehen wir gleichsam auf freiem Felde.

Seid stolz und demüthig.

Stolz, indem Ihr Euch zu hoch achtet, um vor jedem Rückenstich zurückzubeugen; demüthig, indem Ihr liebend und ehrend anerkennt, was Schönes und Gutes selbst oft in der verwahrloseten Menschenseele wohnt.

Und gesetzt den Fall, eine solche Menschenseele präsentirt sich Euch in der Umhüllung eines Körpers, den seinerseits wieder ein eleganter schwarzer Anzug, eine schwarze oder weiße Cravate und ein paar gelbe Handschuh umhüllen. Dies Geschöpf ist ein Mann; dieser Mann ist aufgeblasen, ist eitel, ist langweilig — und was das Schlimmste ist — er dreht Euch den Rücken. So machen es die Männer heutzutage in unsern Calamitäten-Societäten. Nun — anstatt die Nase zu rümpfen oder elegisch über dieses entartete Geschlecht zu seufzen — oder, was das Uebelste ist — ihnen trotz ihres sichtbaren Ausweichens kokette Neze über den Kopf zu werfen — greift zur Maurerkelle, legt die Freimaurerschürze vor und fangt an, ein übelgerathenes Gebäude wo möglich einzureißen und neu zu bauen, spürt nach, ob der Fehler an dem schlechtgelegten Fundament oder an dem untauglichen Boden liegt; kurz, legt thätig Hand an, daß ein Haus zu Stande komme, in dem sich wieder wohnen läßt. Seid viel zu stolz, um Euch durch die Nichtachtung, die Euch ein Geck zeigt, beleidigen zu lassen, seid aber auch zugleich viel zu demüthig, um nicht anzuerkennen, daß der gebildete und ehrenhafte Mann dem Weibe, zu ihrer

geistigen und Herzens = Vervollkommnung unentbehrlich ist. Ja, ja — unentbehrlich — (ich möchte, daß dieses Wort unterstrichen werde.) Sehr oft und leider heutzutage auch wieder allgemein, ist der gebildete und ehrenhafte Mann auch nicht im mindesten gesellschaftlich liebenswürdig. (Dieses Wort fehlt gänzlich in unserm Dictionär.) Dann ist's an Euch, mit den berühmten „weiblichen Künsten“ hervorzurücken. Da ist die künstlerische Formgeschmeidigkeit (sociale Demuth) an ihrem Plage. Solche Männer müßt Ihr für Euch gewinnen — sind sie einmal auf Eurer Seite, dann habt Ihr das schwere Geschütz in Euern Linien und gewinnt die Schlacht. Wie machten es die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts? Wie gelangten sie dazu, diese berühmte geistreiche Gesellschaft zu gründen, aus deren Mitte hervor das Jahrhundert seine Gesetze empfing? Es waren jene liebenswürdigen Frauen, die den geistig hochgestellten Männern schmeichelten, um von ihnen wieder geschmeichelt zu werden. Ohne Dienen kein Herrschen. In unserm rohen tölpischen Gesellschafts = Egoismus ist keine, auch nicht die leiseste Andeutung dieser socialen Demuth. Himmel, wie käme sie auch dahin! Wer „lernt“ heute den „Umgang?“ Jeder glaubt sich zu einem Gesellschafter „geboren.“ — Jeder, indem er alle seine Thorheiten und Untugenden nach Außen kehrt, glaubt die Toilette der Liebenswürdigkeit gemacht zu haben. D — Oh! —

Ihr habt ein schweres Stück Arbeit, Freimaurerinnen —
Aber nur frisch an's Werk.

Das neunzehnte Jahrhundert muß auch endlich seine Ge-

fellshaft haben. Bis jetzt hat es nur einen Haufen pöbelhafter und roher großer Kinder.

Gebet an die Isis: Du aus dem Nilgrunde emporgestiegene Göttin, Mutter des Geheimnisses — lehre deine Töchter das Geheimniß zu gefallen. Laß sie sein gleich der schlanken Wasserblume, die ihre Wange auf den seidnen Pfuhl der atlasnen Welle legt, schmeichelnd und kosend mit dem Licht, während die Woge der Tiefe an ihren zierlichen Bau rührt und bis in den lächelnden Kelch hinein ihr Inneres erbeben macht. So wohne eine liebevolle zartangeregte Seele in dem Körper der Frau, und wenn ihr Antlitz auch lächelt, an die Grundtiefe ihres Wesens rühre ewig ein edler bewegender Gedanke und halte ihn lebendig. Nie sei es mit bloßer Schönheit genug gethan! —

Clementine Sobieski.

Historische Novelle

von

Julie von Großmann.

In dem Städtchen Dhlau hatte sich an einem Frühlingsabend des Jahres 1719 ein Theil der Bürgerschaft um das mit Blumen und Laubwerk decorirte Portal des fürstlichen Schlosses geschaart, die Heimkehr der Gemahlin des hier residirenden polnischen Prätendenten, Jakob Sobieski, die mit ihren drei Töchtern lange an dem ihr nah verwandten Kaiserhof zu Wien sich aufgehalten, zu erwarten. In den Gesichtern und Bewegungen der kleinen Volksversammlung sprach sich bereits die Langeweile der Erwartung aus, und machte bei einem Theile derselben in wörtlichen Aeußerungen sich Luft. „Ich gehe heim“, sagte der Eine zu seinem Nachbar, ohne sich jedoch von der Stelle zu bewegen, „die Herrschaften kommen vielleicht unter vielen Stunden noch nicht. Was ersteht man sich auch an ihnen Großes! Es lohnt sich nicht der Mühe, sie grüßen vielleicht unser eins nicht einmal.“ — „Ihr habt Recht“, erwiederte der Andere; „als der Prinz vorgestern von seinen Gütern aus Polen zurückkam, wo er den ganzen Winter verweilt, that er, als kenne er mich nicht mehr, obwohl ich ganz

nahe dabei stand, als er aus der Reifecarrosse stieg. Und ich bessere doch seit zehn Jahren seine alten Stiefel aus, mit denen man seine liebe Noth hat, da sie polnisches Nachwerk sind.“ „Ja davon könnte ich auch ein Lied singen“, versicherte ein nahe- stehender Schneidermeister, der zuweilen einige Stücke aus der Hausgarderobe des Prinzen zu ähnlichen Restaurationen unter seinen geschickten Händen gehabt. „Auch mich schien seine Hoheit nicht zu kennen, als sie heut zur Einholung der Prinzessin bis nach Grottkau, wo sie das Mittagmahl zusammen einnehmen wollten, an mir vorüberfuhr. Das hat jedoch seine guten Ursachen. Der Herr hat seinen Kopf zu voll mit andern Dingen, um arme Handwerksleute zu beachten, die vor ihm die Mühe ziehen und dabei denken und wünschen, daß er sich doch des Sprüchleins erinnern möchte: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth!“

„Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen“, versetzte ein Dritter unter den Unzufriedenen, bei denen das Thema so vielen Anklang gefunden, daß sie ihren Vorsatz, heimzukehren, ganz vergessen zu haben schienen. „Ueberhaupt“, fuhr der Letztere, ein ehrsammer Zinngießer, als Hauptorgan der politischen Kan- negießer des Städtchens mit Nachdruck fort, „wäre es für uns Alle besser, wenn wir nicht unter der Botmäßigkeit des polni- schen Herrn stünden, der uns so eigentlich gar nichts angeht, zu dem wir kein Herz haben, da er keins für uns hat, den die bittere Nothwendigkeit auch nur gezwungen, sich bei uns nieder- zulassen, der von unserm rechtmäßigen Herrn und Gebieter, dem Kaiser, nur als ein Pfandlehn die Stadtämter Ohlau und Brieg, damals als er sich mit der Schwester der Gemahlin des

Kaisers verheirathete, empfangen hat. Baares Geld soll er zwar dafür redlich eingelegt, und der Pfandschilling zur Hälfte aus der Wittgift, die ihm seine Gemahlin, die pfälzische Prinzessin, eingebracht, bestanden haben. Damals saß er als vermeintlicher Kronprinz von Polen freilich noch auf einem gar hohen Pferde, mochten ihm auch die Manschetten zuweilen schon in der Wahrnehmung wackeln, daß die mächtigen Groß-Polen ihn vielleicht doch nicht der Ehre werth halten dürften, nach dem Ableben seines glorreichen Herrn Vaters, des weltberühmten Johannes III., der die vor Wien lagernden Türken aus Europa vertreiben helfen, dessen Thron zu besteigen. Und zu Ohren soll es ihm auch in empfindlicher Weise gekommen sein, daß die großmächtigen Herren, meist hinter seinem Rücken, ihn in gar anzüglicher Weise stets nur den Sohn des Großmarschalls, seinen Bruder Alexander hingegen den des Königs genannt, und wohl nicht bloß deshalb, weil jener zur Zeit geboren, wo Johannes noch nicht König von Polen war.“

„Da hätten ja aber die Polen nochmals den Alexander wählen können“, fiel ein Zuhörer des Berichterstatters ein.

„Das ist auch späterhin geschehen“, versicherte der in der Geschichte Polens sehr bewanderte Sinngießer, „und zwar zu der Zeit, als der schwedische König Carl XII. wie ein siegreicher Nar von Land zu Land ziehend, den neuen weißen polnischen Adler, der aus Sachsen herbeigesflogen, aus dem eingenommenen Horste wieder in seinen alten zurückdrängte und die aus jenem vertriebenen Jungen des verstorbenen polnischen Adlers in ihre natürlichen Rechte wieder einsetzen wollte. Da richtete er und mit ihm die Großen des Reichs ihre Augen

auf den Alexander, doch dieser, ein gar erleuchteter Herr, so jung er auch war, lehnte die Würde sammt der Bürde ab, worüber seine Frau Mutter, die zur Zeit in Frankreich lebende Königin, ganz außer sich gewesen, und die beweglichsten Briefe deshalb ihm geschrieben haben soll; allein er ist bei seinem Vorsatz geblieben, denn er wollte auch, wie er geäußert, seinem erstgeborenen Bruder nicht zu nahe treten. Der hätte gern seine Hand nach der Krone ausgestreckt, allein es dauerte eine Weile, ehe ihm das Anerbieten gemacht wurde, und als es ihm endlich durch seinen jüngsten Bruder Constantin hierher nach Ohlau überbracht wurde, da ließ unser Prinz Jakob aus allerlei Bedenklichkeiten die günstige Zeit verstreichen, nicht bedenkend, daß sie sein Feind, der starke August benutzen könne, das Unternehmen, wovon er unterdeß Kunde erhalten, zu hintertreiben. Zu spät machte er diese traurige Erfahrung, und zwar an dem Tage, wo er sich gerade anschickte, nach Polen abzugehen, und zum Könige sich dort ausrufen zu lassen. Anstatt aber von Breslau, wohin er sich mit seinem Bruder Constantin verfügt, um dort vermuthlich noch mit seinem hochwürdigsten Herrn Schwager, dem Fürst-Bischof Franz Ludwig sich zu besprechen und dessen Segen zu empfangen, gradezu den Weg über Hundsfeld nach Polen einzuschlagen, kehrte er noch einmal nach Ohlau zurück, vielleicht weil er im Schlosse etwas vergessen hatte. Da begegnete ihm das Unglück, daß er sammt seinem unschuldigen Bruder auf der Landstraße von ihm auf-lauernden Reitern überfallen und gewaltsam hinweggeführt, und ohne daß Jemand der Gewalt in den Weg getreten wäre, nach der Pleißenburg in Leipzig, und späterhin nach dem festen

Königstein gebracht wurde, wo die Prinzen zwei Jahr lang in Haft und erst nach Verwendung des heil. Vaters in Rom, und des römischen Kaisers in Wien ihre Freilassung erlangten. Unterdeß aber war der verlassene Adlerhorst in Polen von dem Stanislaus Leczinski eingenommen worden, doch unbeschadet der Rechte des Prinzen Jakob. Allein dieser schien nun einmal fort und fort sein Glück mit Füßen treten zu wollen, wenn es ihn anlächelte. Denn als nach seiner Rückkehr der große Czar Peter und der Primas von Polen ihm, da sie mit Stanislaus unzufrieden waren, fast mit Gewalt die Krone aufbringen wollten, verhielt er sich wieder so unschlüssig dabei, daß sein alter Feind, der starke August, seine Freude daran haben konnte. So kam es, daß, als 1709 Stanislaus abgesetzt worden und dem Freunde unsres Prinzen, dem schwedischen König Carl es selbst zu schlecht ging, um für ihn sorgen zu können, August seinen Vortheil ersah, nach Polen kam und bald darauf in der Cathedralkirche zu Warschau gar feierlich die Glocken während des Tedeums erklangen, womit seine Wiedereinsetzung begangen wurde. Ein Stern, der Stern des Hauses Sobieski, soll an dem Tage, wie die Sternkundigen in der europäischen Fama angekündigt, am Himmel untergegangen sein, obwohl in keinem Kalender etwas davon zu lesen gewesen.

Ja, und an dem ganzen Unglück war also die Unentschlossenheit des Prinzen Jakob schuld, ein Fehler, der, wie wir wissen, ihm noch heutiges Tages beiwohnt, wenn es gilt, den Entschluß zu fassen, die ihm vorgelegten Rechnungen zu bezahlen. Wäre er, wie es einem solchen Herrn ziemt, rasch

zu Werke gegangen, so hätte König August ihm kein Härchen krümmen können, und der Landeshauptmann, Graf Koszoth in Breslau, dem das Geschäft der Gefangennahme übertragen worden, wäre darüber mit dem fürstbischöflichen Stuhle nicht in Feindschaft verfallen. So hat Alles seine Ursach und Wirkung im Großen wie im Kleinen in der Welt."

Nach der kleinen Pause, die dieser philosophischen Schlußbemerkung folgte, nahm der Schneidermeister wieder das Wort. „Ja, ich entsinne mich jenes Vorganges auch noch sehr gut, obwohl es bereits vierzehn Jahre her sind. Und wie heut stand ich, obgleich viel jünger, hier am Schlosse mit vielen andern neugierigen Leuten, als die Prinzen aus ihrer Haft hieher zu der verlassenen Frau Prätendentin zurückkehrten, die zu ihrem Empfange mit ihren Kindern kurz zuvor aus Wien eingetroffen war.

Ich drang als ein rüstiger Bursche mit den Uebrigen in's Schloß bis an die Treppe vor, an welcher die Prinzessin mit ihren Kindern den Gemahl und dessen Bruder empfing. Da blieb, als die Herrschaften einander mit Thränen in die Arme sanken, der Vater seine Kinder küßte und liebkostete, und die jüngste Tochter, die erst vier Jahre zählte, wie ein kleiner Engel ihre Arme um seinen Hals schlang, als er sie zu sich emporgehoben, kein Auge auch unter uns trocken, und wir mußten Alle, wie wir dastanden, mit weinen, als ginge es uns selbst mit an.

Ein wenig betroffen zeigten sich aber doch die Frauen beim ersten Anblick der Prinzen, denn sie trugen lange Bärte, die sie sich während der Gefangenschaft wachsen lassen, so daß sie

ausfahen wie die polnischen Juden oder die Breslauer Rathsherrn von ehemals. Die Prinzessin mochte wohl so etwas darüber mißfällig geäußert haben, denn einige Wochen darauf hatten die Prinzen diese Unzierde abnehmen, vorher aber sich in Breslau von einem berühmten Maler abconterfeien lassen. Diese Bildnisse sind, sammt den abgeschnittenen Haaren, nach Frankreich der alten Königin von Polen zugesandt worden, aber nach ihrem vor ein paar Jahren erfolgten Tode wieder hieher zurückgekommen. Sie hängen oben im Tafelzimmer neben dem Bildniß der alten Königin und dem ihres zweiten Sohnes Alexander, der auch vor vier Jahren im Geruch großer Heiligkeit in Rom verstorben, eines feinen Herrn mit sanfter Miene, der gegen die härtigen Brüder, die wilden Männern dort gleichen, ungemein absticht.“

„Ja die Bildnisse habe ich auch schon in Betrachtung gezogen“, fiel die Frau des Schneidermeisters ein, „nämlich, als ich vor längerer Zeit, wo der Namenstag der Prinzessin Clementine mit einem Gastmahl begangen wurde, nach dem Abhub der Tafel mit meinen beiden Mädchen, bei denen sie Bathe gestanden, eintreten und diese ihr ein paar gewundene Kränze überreichen durften, worüber die Prinzessin so erfreut sich zeigte, als wären es kostbare Glas- und Porzellanblumen und nicht auf unserm Felde gewachsene; sie streichelte die Mädchen als sie ihr den Rock küßten und wenig fehlte, daß sie nicht die jüngste, die ihren Namen führt, auf die Stirn geküßt hätte. Auch gab sie einem Diener ein Zeichen, der alsbald jedem von uns ein Gläschen süßen Wein von dem Schenkische reichen mußte, und mich belud sie selbst mit dem Ueberrest des großen

Kostnenkuchens, der kaum zur Hälfte aufgezehrt, von der Tafel abgehoben, bei Seite gestellt war. Auch fragte sie mich, ob die Kinder fleißig lernten, beteten und arbeiteten, und als ich sie hierüber belobte, versprach sie mir, daß sie zu Weihnachten an die Mädchen denken, und sie mit nützlichen und angenehmen Sachen am heiligen Christabende beschenken würde, wenn sie fortführen, sich gut zu betragen. Leider aber verlautete es, daß die Herrschaften wieder gegen Weihnachten nach Wien reisen würden, doch sollten wir deshalb um die uns zugedachte Freude nicht kommen. Zwei Tage vor der Abreise wurde ich mit meinen beiden Mädchen und mit noch vier andern, die grade nicht so viel Anspruch auf die Gnade hatten, deren jedoch bedürftig waren, in das Schloß beschieden und in den Speisesaal geführt. O da war eine Pracht, ein Glanz, was ich mein Lebtag nicht vergesse. Mitten im Zimmer brannte auf der gedeckten Tafel ein Christbaum, der mit mehreren hundert brennenden Wachslöchtern besteckt war. Eine Menge Sachen, mitunter kostbare Spielwerke, welche die Prinzessin aus ihrem Kinderschränkchen herbeigeholt und für die Kleinen selbst hingelegt, die gar nicht sich trauten etwas davon anzugreifen, bis sie selbst, die wie ein leibhaftiger Engel aussah, dem nur die Flügel an den Schultern fehlten, eins nach dem andern von den Kindern an den Tisch führte und die für Jedes bestimmten Gaben ihm zutheilte. Seitdem ja liefen sie durch's Feuer für die holdselige Prinzessin, so wie ich für deren Frau Mutter es auch gern thun würde, wenn die Gefahr ihr drohete; denn als ich vor'm Jahr krank darnieder lag, hat sie zweimal mit Trost und Hülfe bei mir gesprochen.

„Die beiden ältesten Prinzessinnen, Maria Castmira und Charlotte aber haben wohl keinen so großen Stein bei Euch im Brete“? fragte der Schuhmacher etwas ironisch.

„An's Herz gewachsen sind sie mir freilich nicht, wie die jüngste“, erwiderte die Gefragte. „Ich habe mit Beiden noch wenig Verkehr gehabt, und sie sind schon zu groß und zu vornehm, um unser Eins zu beachten. Hauptsächlich die älteste, welche bei der alten Königin in Frankreich erzogen worden, die scheint auch gar nicht unsere Sprache zu verstehen. Auch ähnelt sie in ihren Zügen, obgleich sie nicht sehr schön ist, dem im Speisesaal hängenden Bilde ihrer Großmutter. Und vor der Frau habe ich allen Respekt, der scheue ich mich selbst im Bildniß zu nahe zu treten, denn von der hat mir die Frau des Schloßvogts Dinge im Vertrauen erzählt, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sie soll ja Schuld haben, daß unser Herr hier nicht König von Polen geworden und in gar entsetzlicher Weise mit ihrem Sohne am Sarge seines Vaters sich entzweit haben, weil sie die Edelsteine der Krone, auf die er ein größeres Recht zu haben vermeinte, sich zueignen wollte und bei dem Widerstand in große Verwünschungen gegen ihn ausgebrochen sein, was viele vornehme Leute mit angesehen und angehört. Nachmals soll sie zwar voll Reue darüber Alles wieder haben gut machen wollen, und auch die mitgenommenen Edelsteine ihm nach und nach wieder mit ihrem von der Krone Polen bezogenen Einkommen zugehen lassen, vermuthlich um das Heirathsgut der drei Prinzessinnen damit zu vermehren, die sie gern an die vornehmsten Fürsten und Herren, ja an Könige.

selbst zu vermählen gewünscht, womit unser Herr sehr einverstanden gewesen und es noch sein soll."

„Dazu aber mögen wohl keine Aussichten vorhanden sein“, fiel der ihr neugierig zuhörende Schuster in's Wort. „Ja, wenn's dem Herrn Vater glückte, wieder Possession von dem Königreich Polen zu nehmen, wie er wohl gern wünschte, dürfte er wohl eher auf einen so vornehmen Schwiegersohn sich Rechnung machen. Er soll auch genug gute Freunde in Polen haben, die ihm goldene Versprechungen machen und die er leider mit baarer Goldmünze bezahlt. Doch wahret Euren Mund, und sprecht nicht weiter davon; es könnte Euch sonst übel bekommen.“ „O, mir ist's gleich“, versetzte der Gewarnte, „ob unser Prinz Jakob hier als König von Polen regiert oder der Fez von Marokko, von dem Ihr neulich, der Ihr alle Potentaten kennt, so erschreckliche Dinge erzählt. Mich kümmert nur, wie gesagt, unsre gnädige Frau Prätendentin mit ihrer Tochter Clementine, und ich bleibe hier bis sie ankommen und müßte ich bis Mitternacht warten. Um nichts und wieder nichts will ich auch nicht das Laubwerk und die Blumen der Jungfer Lebrowska zugetragen haben. Die mag dort unter dem Thorweg in ihrem schönen Anpuß gewiß wie auf Dornen stehen, obwohl mit grünen Blättern und weichen Zweigen der Fußboden bestreut ist. Sie steht auch ganz blaß aus und hat doch sonst ein so rosiges Angesicht, das zu dem Namen ihres Bräutigams, des Herrn von Rosenroth, gar trefflich paßt. Alle Farbe ist aber heut in der Sorge, ob die Prinzessin Clementine ihre ehemalige Spielkameradin auch noch erkennen werde, von ihren Wangen gewichen.“

Die Bedauerte, die so eben von ihrem Wartestand einige Schritte zur Umschau hervorgetreten, war die verwaiste Nichte eines emigrierten polnischen Edelmannes, dem Jakob Sobieski, dessen treuer Anhänger er war, die Verwaltung seiner schlesischen Besitzungen übergeben und den Titel eines Schloßhauptmanns mit Einräumung einer Wohnung im Schlosse zu Ohlau, beigelegt hatte. Nur um ein Jahr älter als die Prinzessin Clementine, diente sie dieser zu einer angenehmen Gespielin während des Aufenthalts derselben am Orte und ward auf deren Bitte auch Theilnehmerin einiger ihrer Lehrstunden.

Die gegenseitige Zuneigung der beiden Kinder war unter den gemeinsamen Beschäftigungen und Zeitvertreiben im erwachenden Jugendgefühl der Liebe bedürftigen Herzen unmerklich in Freundschaft übergegangen, wurden sich dessen die beiden Mädchen auch erst bei ihrer Trennung recht bewußt. Die beim Abschied vergossenen Thränen trockneten zwar eher in den Augen der vielen Zerstreungen entgegenreisenden Prinzessin als in den der einsam zurückgebliebenen Gespielin, deren Erheiterung unterdeß ein liebenswerther junger Verwandter mit dem glücklichsten Erfolge unternommen. Dennoch zählte Anna die Tage und zuletzt die Stunden seit der im März eingegangenen Nachricht, daß die geliebte Abwesende im April wiederkehren werde. Und jetzt, jetzt war zu nahe die Minute der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches. Nachdem mehrmal das falsche Signal: sie kommen, sie kommen, die Menge getäuscht, ertönte es in Wahrheit; es rasselten die Wagen über das Steinpflaster der Straßen und bald durch die aus den Massen der Zuschauer gebildete Gasse. Mit einer Guld

und Freundlichkeit, die aber wie immer in ihren herablassendsten Aeußerungen den Rang der Prinzessin erkennen ließ, dankte Hedwig Elisabeth den ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Versammelten und empfing, als sie an der Treppe dem Wagen entstieg, die Huldigungen des ihr wohlbekannten Mädchens, das mit einem Knie vor ihr sich niederlassend, ein Gedicht ihr überreichte. Dieser ceremoniellen Begrüßung folgte im nächsten Augenblick eine nur von dem Gefühl ausgehende und daher zum Theil Anstoß gebende.

„Du bist es, Du meine herzliche Anna!“ mit diesen Worten näherte sich Prinzess Clementine der Kindheitsgespielin, die von diesem Ausruf im tiefsten Herzen berührt in gänzlicher Vergessenheit der trennenden Schranken des Ranges ihre Arme der Prinzessin entgegenbreitete, die eben so rücksichtslos gegen die ihr eingepägten Gesetze der Etiquette in dem Moment nur dem Zuge der ihr entgegenkommenden Liebe folgte, und von den Armen der Freundin fest umschlossen, an's Herz gedrückt die empfangenen Küsse schweesterlich erwiderte.

Weder den rührenden Eindruck bemerkend, den diese Hingebung auf die niedrige Zuschauerschaft bewirkte, die mit nassen Augen ihre Blicke darauf richteten und von denen einige in der Exaltation ihrer Rührung ein lautes Vivat der Prinzessin Clementine brachten — noch die Betroffenheit wahrnehmend, welche sich in den Mienen der fürstlichen Mutter über die Veranlassung jener Volksfreude malte, und ebensowenig das zurechtweisende Hüfteln ihrer Hofmeisterin vernehmend, beschäftigte sich jene nur mit ihrer lieben Anna, bis endlich die rauhe Stimme des Vaters in einem lauten Verweise die

unschickliche Umarmung auflöste und damit auch die communistischen Zeugen derselben und ihre Freude darüber wie im Nu zerstreute.

Während das beschämte Mädchen fast eben so schnell, doch nicht ohne das Geleit eines tröstenden Blickes von der Freundin sich in ihre im untern Raum des Schlosses befindliche Wohnung zurückgezogen und hier einsam in ihrem Gemache ihren Thränen freien Lauf ließ, nicht recht wissend, ob sie mehr der erfahrenen Liebe oder der erlittenen Kränkung flossen, und während die heimgekehrten Beobachter derselben in ihren Häusern und Hütten in eben so unbeschränkter Freiheit ihre glosstrenden Betrachtungen über die stattgefundene Scene anstellten, versuchte Jakob Sobieski den sichtlich betrübenden Eindruck, den die geübte Strenge auf seine Lieblingstochter hervorgebracht, als zärtlicher Vater zu beschwichtigen, indem er als weniger zärtlicher Gatte die Uebergangsbrücke zu jenem liebevollen Beginnen in einer an seine Gemahlin gerichteten ironischen Frage aufgeschlagen.

„Nun, Erw. Liebden“, hub er nach dem Abhub der kleinen frugalen Familientafel an, „erzählen Sie mir, wie kaiserlich Sie nebst unsern Töchtern von Ihrer durchlachtigsten Verwandtschaft in Wien beim Abschied beschenkt worden sind? Wahrscheinlich, wie sich aus den vielen Koffern und Kisten, die vor Ihrer Ankunft bereits hier eintrafen, schließen läßt, sind Ihnen viele abgelegte Stücke aus den kaiserlichen Garderobekammern zu Theil geworden, nebst Ermahnungen Ihrer Frau Schwester an unsre Töchter, fein säuberlich damit umzugehen, überhaupt sich in die Verhältnisse zu schicken.“

Mit bewegter Stimme, in welcher die empfundene Verletzung durchzitterte, erwiderte die Prinzessin: „Der sarkastische Scherz Ew. Hoheit tritt dem Gefühl zu nahe, mit dem meine kaiserliche Schwester in der zartfünnigsten Weise unser Unglück ehrt und dies stets bei allen Gelegenheiten bewiesen hat, wie Sie sich dessen erinnern müssen, da Sie selbst so sehr betheilt dabei waren; doch könnten Sie in einer Beziehung Recht haben, wir sind von derselben mit vielen schätzenswerthen Lehren entlassen worden, die sie mir auch zum Theil in einem von ihr selbst verfaßten Andachtsbuche mit auf den Weg gegeben hat.“

„Ein sehr erbauliches Geschenk allerdings“, entgegnete der Abgefertigte, und indem er sich zu seiner jüngsten Tochter wendete, die mit ihren beiden Schwestern an einem Pfeilertische stand und hier mit Durchlesung des Gedichts und Betrachtung seiner kalligraphischen Schönheit, der Schnörkelschrift des damaligen Geschmacks, sich beschäftigte, fragte er: „Nun, meine Tochter, worin bestehen denn Ihre mitgebrachten Kleinodien?“ „In sehr schätzbaren Dingen“, erwiderte Clementine, die großen sinnigen Augen zu dem Vater erhebend. „Ich gedenke mir hier damit in der Einsamkeit die Zeit herrlich zu vertreiben. Es ist eine ganze Gesellschaft von französischen, italienischen und englischen Classikern, mit denen mir die kaiserliche Frau Muhme zu Vermehrung meiner hiesigen Bibliothek ein erfreuliches Geschenk gemacht hat.“

„Und vergessen Sie nicht das wichtigste“, bemerkte Maria Casimira, die älteste Schwester Clementinens. „Ich meine die Decoration des Sternkreuzordens, zu dessen Damen Ihre Majestät die drei Töchter Ew. Hoheit zu ernennen geruht.“

„Wir freuen uns darüber“, erwiderte der Prinz, „und wünschen nur, daß Jede von den neuen Stiftsdamen sich dankbar für die erhaltene Gnade Ihrer Majestät beweisen und jeden Artikel der Statuten des Ordens, der Gehorsam gegen die Vorgesetzten und besonders gegen die Eltern zur Pflicht macht, nachleben möchte.“ Sein strenger Blick streifte bei dieser anzüglichen Rede das erröthende Gesicht seiner zweiten Tochter Charlotte, die betroffen ihre mit Thränen sich füllenden Augen zur Erde senkte. Ein Schmerzenstropfen war auf das Blatt Papier gefallen, welches das Gedicht enthielt. Diese traurige Weihe scheinbar nicht bemerkend erfaßte es der Prinz, und nachdem er seine Augen eine Weile darauf gerichtet, sagte er mit etwas milderer Stimme: „Die Verse enthalten viel Schmeichelhaftes nach der Weise der Poeten, doch am besten dagegen gefällt mir die schöne Handschrift, denn das ist eine Wahrheit.“

„Wer mag wohl der Verfasser dieses Gedichtes sein“? äußerte Clementine.

„Bermuthlich“, erwiderte der Vater, „Herr Knorr von Rosenroth, der Breslauer Poet, den Wir vor mehreren Jahren bei einem Besuche in der fürstbischöflichen Residenz bei seinem Mäcen, Ihrem hochwürdigsten Oheim, kennen lernten, der, in seiner toleranten Weise nicht nach der Confession des jungen Gelehrten fragend, ihm freien Zutritt in seine Bibliothek, ja zu sich selbst gestattete und denselben Uns zu Ihrem Lehrer in der italienischen Sprache, die er in der That vortrefflich sprach, empfahl.“

„Und der jetzt seine Freude an meinen unterdeß gemachten

Fortschritten haben wird", fiel Clementine rasch ein, „und nicht wahr“, fuhr sie eben so lebhaft fort, „Ew. Hoheit gestatten, daß er sich davon überzeuge und ferner meine Studien in der italienischen Literatur leite?“

„Wir werden das Gesuch in Betracht ziehen“, erwiderte gütig der Prinz. „Nur wird es sich fragen, ob Herr Knorr von Rosenroth, der unterdessen zum Landesbestallten avancirt, noch Zeit und Lust haben wird, der Prinzessin von Polen Unterricht zu ertheilen.“

„O gewiß, gewiß, ich zweifle nicht daran“, versicherte Clementine, „und ich hätte große Lust“, setzte sie etwas schüchtern hinzu, „die gnädige Stimmung meines verehrten Vaters, welche mir jene Zuversicht einflößt, noch für einen andern Gegenstand in Anspruch zu nehmen?“

Die Stirn des Prinzen verfinsterte sich bei dieser Frage, und betroffen näherte sich auch die Prinzessin bei der vernommenen Aeußerung; die zitternde Hand ihrer Tochter Charlotte erfassend, die mit flehenden ihrer Schwester zugewandten Blicken die Aussprache ihres Gesuches, dem, wie sie besorgte, eine niederschlagende Explosion folgen werde, zu verhindern strebte. Allein nicht, wie alle drei muthmaßten und fürchteten, trat die Bitte: „Zürnen Sie dem Ungehorsam meiner Schwester Charlotte nicht länger, und geben Sie ihr den Michael Radzivil zum Gemahl!“ auf die Lippen des in ihren Erregungen selten Maaß und Ziel haltenden Mädchens. Nicht eingeschüchtert durch die bemerkten Hemmnisse ihres beabsichtigten Vortrages hob sie an: „Ich trug mich auf der ganzen Reise hieher mit dem stillen Wunsche, daß es Ew. Hoheit gefallen möchte, mir

ein Hoffräulein zu meiner Unterhaltung zu ernennen, damit ich nicht in Versuchung gerathe, wider Willen von den Gesprächen der vertraulichen Herzensergießungen meiner um sieben und acht Jahr ältern Schwestern Kenntniß zu nehmen, in Gefahr zu gerathen, meinen jugendlichen Frohsinn vielleicht dadurch zu trüben. Auch hat mein Herz bereits die Wahl der Gesellschafterin getroffen, deren Sanction natürlich von meinen durchlauchtigen Eltern abhängt."

Diese Erklärung lichtete wie ein Sonnenblick alle Gesichter.

„Und der Name der allerdings sehr voreilig Erwählten?“ fragte der Prinz lächelnd.

„Anna von Lebrowska!“ lautete die freimüthige Antwort.

„Sie sind eine kleine Diplomatin“, erwiderte Jakob Sobieski, „und man sollte meinen, Sie hätten einen Blick in das Wiener Cabinet gethan, so schlau sind Sie zu Erreichung Ihrer Absicht zu Werke gegangen. Ihre hochselige Großmutter würde ihre Freude daran gehabt haben. In diesem Betracht willige ich in Ihr Gesuch, und obwohl man kurz vor Schlafengehen keine Beschlüsse fassen und Versprechungen abgeben soll, will ich doch diesmal eine Ausnahme von der Regel machen.“ Er reichte bei diesen Worten zum guten Nachtkuß der Erfreuten die Hand, und nachdem sie dieselbe innig geküßt und auch die Schwestern in gleicher Weise, wenn auch nicht so herzlich, sich heurlaubt hatten, wendete sich Jakob zu seiner Gemahlin und sagte: „Dem lieben Kinde kann man wahrlich nichts abschlagen. Ich bin mit ihrer Erziehung zufrieden, und fühle mich gedrungen, nochmals meinen Dank dafür meiner Schwester, der Churfürstin auszusprechen, die den ersten Grund dazu gelegt.“

„Und zu deren Ausbildung es ferner nicht an Gelegenheit am Hofe zu Wien und unter der Obhut einer für ihre Kinder wahrhaft besorgten Mutter fehlte“, ergänzte die Prinzessin.

„Ja, ja, wir vergaßen nie dies zu schätzen und hätten nur gewünscht, daß die zärtliche Mutter nicht dem Eigenwillen ihrer zweiten Tochter so viel Spielraum gestattet. Doch dies Kapitel noch weiter zu besprechen, ist es heut schon zu spät; die Glocke mahnt, uns zur Nachtruhe zu verfügen. Ich werde morgen früh Ihnen meine Aufwartung in Ihrem Zimmer zu der Besprechung machen. Jetzt wünsche ich Ew. Liebden gute Nacht!“

Es war am nächsten Morgen noch sehr früh, als Clementine von der Sonne geweckt, ihr Lager verlassen und im leichten, schnell angelegten Morgenkleide an dem Bette ihrer Hofmeisterin leise vorüber schlüpfend, die im Vorzimmer schlafende Jose weckte, und von dieser die Gemächer sich erschließen ließ, welche auf den Corridor führten und von diesem die Treppe hinunter zu ihrer Anna eilte, die, bereits aufgestanden und angekleidet, freudig erstaunt den frühen Besuch empfing. „Keine Ceremonie“! rief ihr mit dem Finger auf dem Mund die Prinzessin entgegen, den Handfuß des Mädchens abwehrend. „Ich bin in Incognito hier, doch soll mich dies nicht hindern Dir anzuzeigen, daß mein Vater Dich zu meinem Hoffräulein ernannt und wir daher uns nun täglich sehen und — hoff ich — auch zuweilen ohne Zeugen sprechen werden.“

„Du meinst wohl, ich scherze“, fuhr Clementine in das zweifelnde Gesicht des Mädchens blickend fort. „Es ist aller Ernst, was ich Dir sage, möge es Dir auch mährchenhaft

klingen. Aber wie hübsch ist es hier in Deinem sonnigen Stübchen“, setzte sie hinzu, die Hand der Freundin erfassend und an das offene, auf das kleine Schloßgärtchen hinausgehende Fenster tretend. „Hier auf diesem Plätzchen will ich mich bei Dir oft in früher Morgenstunde häuslich niederlassen und schon heute den Anfang dazu machen! Wie gut hast Du hier meine Blumen in den Töpfen gepflegt; die Aurikel, die Veilchen, der Rosenstock blühen!“

„Auch die Myrte“, versetzte Anna, „setzt kleine Knöspschen dazu schon an, und sehen Sie, es ist eine Kronenmyrte, so schön gewachsen und mit solcher Krone giebt es in der ganzen Umgegend keine mehr. Und hören Sie nur, wie Ihr Canarienvögelchen unterdeß herrlich singen gelernt! und zahm ist es geworden — es wird den Zucker aus Ihrem Munde nehmen, und wenn Sie es locken, auf Ihren Arm sich setzen; so hat es mein Vetter Johannes abgerichtet.“

„O wie lieb und traut ist es hier,“ rief die Prinzessin, in Behaglichkeit sich umschauend, „viel heimlicher und wohnlicher als oben bei uns, und wie ich sehe, fehlt es Dir auch nicht an Büchern, die ich früher hier vermißte.“

„Vetter Johannes hat mich damit versorgt, der ja, wie Sie wissen, ein Freund von Büchern ist und vor Kurzem selbst eins geschrieben.“

„O, zeig es mir, das muß ich lesen! — Gedichte, das ist schön!“ äußerte Clementine, nachdem sie das von Anna aus einem Bücherbrett herbeigeholte und ihr überreichte sauber gebundene Buch aufgeschlagen hatte. Als sie aber nach ihrer Weise, wenn sie ein Buch ergriffen, auch bald mit dem Inhalt sich näher bekannt

machen wollte, bat Anna: „O versparen Sie, ich bitte, das Lesen auf ein andermal, damit ich nicht dadurch die langentbehrte Freude, Sie sprechen zu hören, verliere. Erzählen Sie mir lieber, was Ihnen unter der Zeit Alles begegnet, was Sie Schönes und Großes in den Hauptstädten, an den Höfen, wo Sie verweilten, mit Augen geschaut und genossen haben, und ob Sie auch manchmal dabei Ihrer getreuen Anna, unserer Spiele und Zeitvertreibe hier in dem kleinen Orte gedacht haben!“

„O gewiß oft, oft!“ versicherte Clementine, indem sie liebevoll in das aufschauende Antlitz der Freundin blickte, welche zu den Füßen der Prinzessin auf einem Fußbänkchen sich niedergelassen und die ihr jetzt gereichte Hand derselben an die Lippen zog. Und auch an meine Seite wünschte ich Dich, um Theil an meinen Anschauungen zu nehmen, die Dich oft ergötzt aber auch geblendet und mitunter — im Vertrauen gesagt — auch gelangweilt und ermüdet haben würden, da Du nicht wie ich an zwangvolle Zustände gewöhnt worden. Das Interessanteste von meinen Erlebnissen aber will ich Dir sogleich mittheilen, erst im Umriss zur Befriedigung Deiner heutigen Neugier und später ausführlicher, wenn Dir's Vergnügen machen sollte!

Wir gingen von hier, wie Du weißt, zuerst nach Wien, wo wir liebevoll empfangen wurden und als Mitglieder der kaiserlichen Familie im Schooße derselben fast vergessen lernten, daß wir heimathlos sind. Nicht ganz ungetrübt, trotz der glänzenden Zerstreungen und anmuthigen Naturgenüsse, die Schönbrunn, Laxenburg und andere kaiserliche Lustschlösser uns boten, blieb unser Aufenthalt in Wien, denn meine Mutter empfing vom Vater oft Briefe, die ihr Sorge erregten und

meine Schwester Charlotte weinte darüber viel; die Thränen galten ihrer Liebe zu Michael Radzivil, dessen Bewerbung um ihre Hand Papa zurückgewiesen. Ein anderer Freier, der ihm und leider auch der vielgeltenden Kaiserin Amalie, der Wittve des verstorbenen Kaisers Joseph genehm, mißfiel ihr, und sie weigerte sich standhaft, seine Gemahlin zu werden. Unterdeß trieb ich meine Studien mit vielem Eifer, unbekümmert über eine Werbung des Prinzen von Parma um meine Hand, lernte ich die französischen, italienischen und englischen, auch die deutschen Dichter immer mehr verstehen, befreundete mich besonders mit den italienischen Classikern, während meine Schwestern mit künstlichen Stickereien sich beschäftigten, wechselte auch zuweilen Briefe mit meiner Schwester Maria Casimira, die damals noch bei unserer Großmutter, der verwittweten Königin in Blois lebte, und erst nach deren Tode wieder mit uns vereinigt wurde.

Diese Todesbotschaft, der wir bei dem hohen Alter der Königin täglich entgegensehen konnten, ergriff die Prinzessin meine Mutter dennoch sehr, entfloßen auch keine Thränen ihren Augen darüber. Ich aber mußte weinen, denn mir hatte die Königin nie etwas zu Leid gethan, während meines zweimonatlichen Aufenthaltes bei ihr in Blois, war sie die Liebe und Güte selbst gegen mich gewesen, und hatte mich in ihrer lebhaften geistreichen Weise oft Stundenlang ihrer Unterhaltung gewürdigt, so daß meine Schwester Maria Casimira oft eifersüchtig darüber sich zeigte. Diese entsprach nicht ganz den Anforderungen der Großmutter, deren Namen sie trug, deren Schönheit und Geist aber nicht in so hohem Maße, wie jene es wünschte, auf

ſie übergegangen war. Die Trauerzeit verbrachten wir in München am churfürſtlichen Hofe, wo die laute Freude über die Wiederkehr der landesherrlichen Familie und die Einſetzung in ihre alten Rechte noch nicht verhallt war, die natürlich uns als die nahen Verwandten des Churfürſten lebhaft und angenehm mit berührte. Am meiſten wohl mich, den Zögling der edlen hochverehrten Frau, die mich aus meiner im Schatten des Unglücks ſtehenden Wiege empor an ihr Herz, in ihre Mutterarme genommen und nicht eher von ſich gelaffen als das Schickſal ſie ſelbſt in die Verbannung führte, wo das Unglück einen Heiligenschein um ihr edles Haupt wob, wo ich an ihrer Seite wie in der Nähe eines Engels die erſten Tage meiner Kindheit verlebte und nach keiner andern Mutter fragte, von keiner andern wußte. Die leibliche wie den Vater und die Schwestern lernte ich ja erſt im fünften Jahre meines Alters kennen, und ſie waren kaum meinen Augen erſchienen, als ich zu meiner Pflegemutter zurückkehrte, um noch mehrere Jahre in ihrer Nähe und unter ihrem Schutze zu verbringen, wo die Liebe zu ihr in mir mit den Jahren wuchs, gleich dem Keime, der in einem fruchtbaren Boden Wurzel geſchlagen. So waren aber auch die Herzfaſern meiner Pflegemutter mit den meinen verwebt, und als wir uns vor zwei Jahren nach langer Zeit wiederſahen, weinten wir Beide in der Umarmung in Rührung, Freude und Liebe.

Der Prinzessin, meiner Mutter, aber ſagte hingegen die Luſt in München nicht recht zu, ja ſie ſchien zu fürchten, daß meine Schwester Charlotte in ihrem Liebesschmerz leicht in München auf den Gedanken gerathen könnte, den Schleier zu

nehmen. Es herrschte dort unter den jungen fürstlichen Personen besondere Neigung zum geistlichen Stande, zum Klosterleben. Die Prinzessin von Sulzbach hatte in ihrem zwanzigsten Jahre der Welt Valet gesagt und in die Mauern eines Klosters sich zurückgezogen; unsere Muhme Theresse von Baiern schien gleichen Beruf in sich zu spüren und dazu meine Schwester gewinnen zu wollen. Von unsern beiden Vettern, Philipp und Clemens von Baiern, war der eine auch schon für den geistlichen Stand bestimmt, obwohl er kaum dem Knabenalter entwachsen. Dieser machte mir eines Tages an meinem Namensfeste ein gar zierliches Geschenk, das in einer kleinen, aus kostbaren Holzarten geschnitzten und mit Silberdraht vergitterten Klosterzelle bestand, in welcher eine allerliebste Wachs- puppe in Nonnentracht an ihrem Betaltar kniet. Du sollst dies Klosterstück, sobald es der Kiste entnommen sein wird, auch bewundern und einen Platz für dasselbe zur Schau- stellung wählen helfen.“

„Das würde ein sehr versteckter sein, Prinzessin“, versetzte Anna, „um zu verhindern, daß Sie nicht zu oft Ihre Augen darauf richteten und am Ende auch Neigung für den Klosterberuf dadurch gewinnen möchten.“

„Nein, dafür soll mich mein Schutzheiliger, der Ritter St. Georg, behüten“, entgegnete Clementine mit hohem Erröthen.

„Sie haben also nicht, wie die heilige Theresia, ihr Herz einem himmlischen Bräutigam verschrieben, was Sie einstmals so schön fanden, als Sie die Legende davon auswendig gelernt? Die ist in der Zeit wohl Ihrem Gedächtniß entschwunden!“

„O nein“, versetzte Clementine heiter, „ich habe sie sogar

einigemale meiner durchlauchtigsten Muhme, der Kaiserin, ohne Anstoß zu deren Vergnügen hergesagt und dafür Belobung und noch überdies den Sternkreuz-Orden empfangen.“

„Da erhielten Sie wohl auch dafür in München den Orden vom St. Georg, den, wie mein Oheim kürzlich erzählte, der Churfürst von Baiern neuerdings gestiftet.“

Bei dieser Aeußerung beugte sich die Prinzessin lächelnd zu ihrer Zuhörerin herab und sagte: „Mein liebes Kind, das ist kein Damenorden, allein ich hätte wohl gewünscht, daß er es wäre und dann nach seiner Erlangung getrachtet. Allein ein schönes Bild meines Schutzheiligen, entworfen nach einem Gemälde der Gallerie zu München, in welchem er in seiner ritterlichen Herrlichkeit im strahlenden Glanze derselben dargestellt ist, hat mein Oheim, der Churfürst, mir geschenkt, und es soll, in Glas und Rahmen gefaßt, die Hauptzierde meines Zimmers bilden. Außerdem verehrte mir meine Tante ein Buch, welches die Legenden der Heiligen und namentlich die meines Schutzheiligen enthält, doch nur die eine habe ich erst darin gelesen, dagegen aber in müßiger Weile selbst ein Märchen erfunden, worin mein heiliger Ritter auch eine Rolle spielt.“

„O, das ist herrlich“, rief Anna theilnehmend, „und Sie werden es mir doch mittheilen, so geneigt wie früher, wo Sie mir immer ganz warm die allerliebsten Märchen erzählten, die über Nacht Ihrem Kopfe entsprungen, und die viel schöner klangen als all' die bekannten vom gehörnten Siegfried, der schönen Magellone und der heiligen Genofeva, die in den kleinen Büchern: „gedruckt in diesem Jahr“ zu lesen sind.“

„Wer weiß, ob mein jetziges Deiner Erwartung entsprechen wird, denn es ist so eigentlich kein Märchen und das darin vorkommende Wunderbare läßt sich natürlich erklären, doch Du sollst selbst darüber urtheilen, es ist noch früh genug zur Mittheilung. So höre denn :

Es war einmal eine alte Königin, der Name thut nichts zur Sache, die alljährig nach Rom reiste, daselbst den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. Auf der letzten Reise, die sie vor ihrem Tode dahin unternahm, begleitete sie auch die jüngste von ihren drei Enkelöchtern, Namens Maria. Eines Tages, als die Reisenden ihrem Ziele ziemlich nahe gekommen und bereits die Gegend von Pesaro erreicht, gaukelten vor den Augen der jungen Prinzessin, als sie diese nach einigen Minuten des Einschlafens wieder aufgeschlagen, allerlei seltsame Gebilde; ihre Reisegefährtschaft, die alte Königin, deren Hofdame, ja selbst die zur Seite der erstern, unserer Prinzessin gegenüber sitzende Schwester derselben schienen ihre menschlichen Gesichter in thierische verwandelt zu haben. Die eine sah wie ein Habicht oder Geier, die andere wie eine Katze und die dritte wie ein Schäfchen aus. Die schwüle Luft in der verschlossenen Reisekutsche mochte einen Anfall von Schwindel in der jungen Prinzessin erregt haben und vielleicht schuld an der magischen Täuschung sein, von der sie jedoch kein Wort verlauten ließ. Sie äußerte nur ihr Uebelbefinden und bat in ihrer Sehnsucht nach freier Luft um die Erlaubniß, eine kleine Strecke Weges neben dem Wagen hergehen zu dürfen. Die Bitte ward zwar von ihrer Umgebung in lange Ueberlegung gezogen, da aber das franke Kind ganz bleich geworden, entschloß man sich

endlich ihm zu willfahren. In dem Augenblick nahmen auch die verwandelten Gesichter ihre natürliche Gestalt wieder an, und nur die wenigen, den Physiognomien von der Natur eingepprägten Züge der Aehnlichkeit mit den wieder verschwundenen, blieben haften, besonders in dem Gesicht der Hofdame, welche Befehl erhielt, die Prinzess unter dem Gefolge eines Bedienten zu begleiten. In ihren Mienen war zu lesen, daß sie Maria's Verlangen für ein kindisches Gelüst hielt und sie ihr gern dafür einen nicht sanften Pfotenstreich versetzt hätte. Sie mußte jedoch die der Katzenatur eigne Neigung unterdrücken und den Schein der Freundlichkeit gegen die Prinzessin annehmen. Diese schöpfte jetzt mit vollen Zügen in der freien Luft Genesung in ihre beklommene Brust; alles Uebelbefinden, aller Schwindel war wie im Nu verschwunden, als sie den Fuß zur Erde aus dem Kerker der Kutsche gesetzt, ihre Augen schweiften wie beschwingt in der herrlichen Gegend rund umher, während sie begierig den Duft einsog, den ein holder sanfter Zephyr aus den nahen Drangenwäldern ihr zutrug. Die Sonne war im Sinken und erlaubte der Fußwanderin mit abgenommenem Hute ihr eine gute Nacht zu sagen, und nach dem Gruße bedeckte die Prinzessin ihr Haupt nicht wieder damit, sondern zog es vor, das Hütchen mit seinem Bande am Arm zu tragen. Es sollte ihr zu einem Körbchen dienen, die am Wege gepflückten duftigen Blümchen darin zu sammeln. O, es war eine so süße, so harmlose Beschäftigung, daß ich sie stundenlang hätte fortsetzen mögen!

„Sie“? fragte Anna, schelmisch lächelnd.

„O ich versprach mich, ich wollte sagen, die Prinzess

Maria. Doch störe mich nicht weiter, es kommt jetzt etwas sehr Schreckliches, aber auch sehr Interessantes."

„Ich bin ganz Ohr“, versicherte Anna.

„Denke Dir, als eben die Prinzess der müden Hofdame versichert, noch eine kleine Ausdehnung ihrer Fußpromenade werde sie gewiß völlig herstellen, und diese sich Vorstellungen dagegen erlaubte, brechen aus einem Gebüsch zur Rechten, nachdem ein gellendes Pfeifen die Ohren der Sorglosen berührt, vier, fünf, sechs — ja wohl ein Duzend Banditen hervor, umringen sie, halten die beiden Kutschen an, die dicht hinter einander fahren, fallen den Postillons in die Zügel und machen die Dienerschaft bald wehrlos. Gezogene Dolche blitzen, ein Gemegel beginnt, während die erschrockenen beiden Zeugen jeden Augenblick fürchtend in die Gewalt der Banditen zu fallen, die flink gewordene Hofdame in einen Graben springt und ihren Schützling im Stiche läßt, der Bediente nach der andern Seite Reißaus nimmt und gerade einem Räuber in die Arme läuft, eine Männerhand die Prinzessin erfaßt, diese laut aufschreit — da verändert sich plötzlich — schnell wie auf dem Theater die Scene — Reiter sprengen heran, Waffen klirren im hitzigen Gefecht, die Banditen werden umringt, gefangen — die Prinzessin fühlt sich frei, nein, nicht frei; ein junger schöner Mann in Jagdkleidung hat ihre Hand ehrerbietig erfaßt; er blickt ihr in's Auge — spricht mit wohlklingender Stimme, aber im fremdartigen Accent in der süßen italienischen Mundart: „„Beruhigen Sie sich, Signora! Alle Gefahr ist vorüber; meine Corsen, die heut ihr Meisterstück abgelegt und dafür belohnt werden sollen, mögen Ihren Wagen

bis Pesaro escortiren. Erlauben Sie auch mir dies Geleit!“ „Die Prinzessin vermochte darauf nur zu erwiedern: „O wie soll ich Ihnen danken?“ „„Mit diesen Blumen,““ sagte kühn der junge Mann, indem er auf das Hängekörbchen deutete, das die Prinzessin am Arme trug. Und sie, obwohl sie ihn nur für den Capitain der von ihm befehligten Corsenschaar hielt, trug kein Bedenken, es ihm darzureichen, und er trug keines, den ganzen Inhalt sich anzueignen, und zwar mit einem so ausdrucksvollen Gesicht, als lege er den größten Werth darauf. Und eben so ließ sie es geschehen, daß er ihr mit Innigkeit die Hand dafür küßte, und als er die Prinzessin in den Wagen hob, ist es wohl möglich, daß diese die seinige unwillkürlich gedrückt. „„Wir sehen uns hoffentlich wieder““, sagte er, und Marie nickte ihm, als werde ihr dies angenehm sein, freundlich zu.

Der alten Königin aber hatte der Schreck eine Ohnmacht zugezogen, und mehrere Tage noch darauf fühlte sie sich unpaßlich. Sie hörte dabei nicht auf, den Angriff als ein entsetzliches Ereigniß zu betrachten, wenig erwägend, daß Gott ihn so gnädig abgewendet. Ihre Enkelin erwog dies dagegen desto mehr, und sie sandte ihrem Retter einen dankbaren Blick nach, als dieser hinter Pesaro zum Abschied grüßend an dem Wagen ritt, wobei sie bemerken konnte, daß die ihm gereichten Blumen in einem Sträußchen seine Brust und seinen Hut schmückten. Der Vorgang prägte sich ihrem Gedächtniß so tief ein, daß sie ihn nicht vergessen konnte, immer daran denken mußte. Selbst als in Rom die erwartete Ankunft des unglücklichen Königs von England, Jakob III., der, in Italien ver-

weilend, Sr. Heiligkeit einen Besuch abzustatten, sich anmelden lassen, das Tagesgespräch bildete, dachte die Enkelin eines großen Königs, die doch für dergleichen Ereignisse Interesse haben sollte, mehr an den Jägermann, der sie aus der Gewalt der Banditen befreit, als an den jungen Monarchen, dem vornehme Räuber seine Krone entrißen und den der heilige Vater so hoch ehrte, als trüge er dieselbe schon wieder sicher auf dem königlichen Haupte, das so werth sie zu tragen, wie seine vielen Freunde und Anhänger einstimmig versicherten. Jedes Aufsehen zu vermeiden, war der Erwartete zwar im Incognito nach Rom gekommen, doch konnte seine Ankunft kein Geheimniß bleiben, und eine große Menschenmenge umringte den Ballast auf dem St. Jakobs-Platz, wo Jakob Stuart, umgeben von vielen vornehmen Personen auf einem offenen Balkon die Prozession des Frohnleichnamfestes in Augenschein nahm. Zu gleichem Entzweck hatte sich die alte Königin in den auch am St. Jakobs-Platz gelegenen Ballast einer alten Freundin verfügt. Ich kann sie Dir nennen, es war die Prinzessin Ursini, eine berühmte Frau, deren Geschichte sehr interessant ist, wie die ihres Freundes, des Cardinal Alberoni, der auch mit einigen Herren und Damen sich vor uns dort eingefunden hatte. Mitten unter dieser Gesellschaft stand die Prinzessin Marie auf dem Erker des Ballastes und blickte sinnend auf den bewegten Platz herab, als die Prinzessin Ursini mit den Worten sich ihr nahte: „Ihre Augen sind jung, Prinzessin, Sie werden ohne Bewaffnung derselben den König von England erkennen, der dort schon seit einer halben Stunde seine Blicke auf unsern Balkon gerichtet hat und der Feierlichkeit

nur geringe Aufmerksamkeit zu schenken scheint. Die Angeredete hob jetzt ihr Auge zu dem angedeuteten Gesichtspunkt, und ihre Wange wurde wie mit Purpur überzogen, denn — male Dir ihre Betroffenheit — in dem Könige erkannte sie den Jägermann wieder, der schuld war, daß sie gar keine Lust empfand, von Jenem Notiz zu nehmen. Das Erglühen ihrer Wangen war ihrer Umgebung und wohl auch nicht dem scharfen Auge des Erkannten entgangen. Er neigte sich grüßend herüber, und wiederholte die Verbeugung, sein Incognito vermuthlich vergessend. Von den die Prinzessin umgebenden Personen waren ihm mehrere persönlich bekannt, und jene vernahm jetzt mit Herzklopfen aus den Gesprächen derselben, daß Jakob Stuart während seines Aufenthaltes im Kirchenstaat zu Pesaro im Herzogthum Urbino längere Zeit verweilt und der heilige Vater ihm eine aus hundert Corsen bestehende Leibgarde unter dem Commando des Capitans Lauronni, theils als Ehrenbezeugung, theils zu seiner Sicherheit fast aufgedrungen, und der König mit Hülfe dieser Schaar, die in dieser Gegend hausenden Banditenbanden gänzlich zerstreut habe, in der letztern Zeit aber an einer Gemüthskrankheit gelitten, zu deren Heilung ihm von dem Arzt eine Reise nach Rom angerathen worden sei. Am Schlusse dieser Mittheilungen bemerkte der Cardinal Alberoni, daß der heilige Vater am nächsten Tage eine feierliche Audienz seinem Schützlinge auf dem Capitol mit festlicher Einführung dazu ertheilen werde und mehrere Cardinäle angewiesen seien, in den folgenden Tagen bei Besichtigung der heiligen Reliquien Roms, so wie der heidnischen Alterthümer und der Kunstschätze in den Palästen und Kirchen der Weltstadt zu assistiren.

In Mariens Brust regte sich bei dieser Anzeige ein leiser Wunsch, der jedoch nicht laut werden durfte, aber dennoch nicht dem Scharfblick der Prinzessin Ursini und dem der alten Königin entging, die beide einst Meisterinnen in Erforschung der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust gewesen. Auch jetzt mochte sich diese Meisterschaft wieder bewährt haben, denn im Einverständniß trugen Beide Sorge, das stille Verlangen der Prinzessin, ohne daß sie es ahnete, zu erfüllen.

Als sie zum erstenmal im Geleit der Königin, ihrer Großmutter und mehrerer ihrer geistlichen Freunde die St. Peterskirche besuchte, ward ihr vom Schauer der Bewunderung und Andacht erfülltes Gemüth plötzlich herabgezogen — auf einen Mann gelenkt, der bei seinem Eintritt in die Kirche von dem Archipresbyterium, an dessen Spitze der Cardinal Albani stand, mit der größten Ehrerbietung empfangen und an den Altar geführt ward, an welchem er die heilige Messe hören wollte. Die Königin mit ihrer Umgebung weilte schon an demselben in Andacht hingegossen. Da ward zur Seite des sammtnen Kissens, auf welchem die Prinzessin Maria kniete, ein zweites ähnliches von einem Kirchenbeamten zur Erde gelegt, der Fürst aber, für den es bestimmt war, bediente sich desselben nicht; er gebot dem Diener es hinweg zu nehmen, und kniete auf den kalten Marmor nieder. Die neben ihm Knieende hatte keinen Blick ihrer zu Boden gesenkten Augen auf ihn gerichtet, aber sie wußte, wer sich neben ihr befand, der laute Schlag ihres Herzens verrieth es ihr.“

„So mag es wohl auch dem Könige gegangen sein“, fiel Anna ein.

„Wer weiß“, versetzte Clementine, „er soll aber sehr andächtig gewesen sein, man will sogar Thränen in seinen Augen bemerkt haben.“

„O die können unbeschadet seiner Andacht auch einer andern Empfindung gegolten haben“, meinte das Hofräulein.

„Ich könnte Dir nun noch weiter erzählen“, fuhr die Prinzessin fort, „allein es würde zu lange dauern, an welchen verschiedenen Orten noch die Prinzessin Maria in Rom mit dem Könige von England zusammentraf, wie sie Gelegenheit hatte, seine ächte Frömmigkeit, aber auch seinen Kunstsin, seine Liebe für die Wissenschaften und dabei manche treffliche Züge seines Charakters kennen zu lernen, ich will aber zum Schluß eilen, wozu es wohl Zeit sein dürfte.“

„Aber wo bleibt denn St. Georg; auf dessen Erscheinung war ich so gespannt; er wird doch wohl die Liebenden zusammenführen, denn daß sie dies sind, habe ich längst errathen, obgleich von Liebe kein Wörtchen in dem Märchen vorgekommen“, fragte Anna.

„Nur Geduld“, entgegnete die Prinzessin, „St. Georg wird bald erscheinen, aber von der Vereinigung, die Du Dir einbildest, ist noch keine Rede.“

Eines Tages unterhielt sich die alte Königin in ihrem Salon, umgeben von ihren Enkelöchtern und einigen geistlichen Herren über die Ehre, welche dem König Jakob Stuart vom heiligen Vater erwiesen worden, und ihre Augen wurden feucht, als erzählt ward, daß derselbe bei der Audienz ihn einigemal umarmt und ihm die Zusicherung seines Beistandes zu Wiedererlangung der ihm entrissenen Krone in der feierlichsten Weise ertheilt,

daß der Cardinal Dada, der als päpstlicher Nuntius in London zur Zeit der Geburt des Königs als Taufzeuge desselben fungirt, die Cardinäle Gualtieri, in dessen Ballast er logire, Don Carlo Albani Barberini und mehre Andere sich alle beiseitert, ihn in der Hoffnung zu bestärken, daß er das Ziel seines Strebens bald erreichen werde. Da, als die Prinzess Marie mit Antheil dies Gespräch verfolgte, trat ein Diener ein, den Ritter von St. Georg anmeldend. Die Prinzessin starrte den Menschen an, als sei er nicht recht bei Sinnen, allein ihre Betroffenheit erhöhte sich, als die alte Königin ruhig sagte: der Ritter von St. Georg ist Uns willkommen, und sie erreichte den höchsten Grad, als die Thüre sich öffnete, und — Du staunst mich ungläubig an — und der heilige Georg zwar nicht selbst, wie er nach seinem Bilde in meiner Vorstellung lebte, erschien — sondern als der König von England, der in seinem Incognito wie ich in diesem Augenblick erst erfuhr, der Ritter von St. Georg sich nannte. Von dieser Zusammenkunft aber kann ich Dir nur erzählen, daß sie die letzte war, deren sich die Prinzessin Maria mit ihm erfreute, denn einige Tage nachher mußte sie mit ihrer Großmutter die Rückreise nach deren Wohnort wieder antreten. Seitdem hat Jakob Stuart, wie sie erfahren, unterstützt von seinen mächtigen Freunden große Schritte zu Wiedererlangung seines Reiches gethan. Ob er noch bei diesem wichtigen Unternehmen Zeit gewonnen, an das Abenteuer bei Pesaro und an den Gegenstand zu denken, der in Rom es ihm in's Gedächtniß rief, weiß ich nicht; daß aber die Prinzessin leider viel Zeit dazu hat, kannst Du Dir wohl vorstellen, ebenso, daß sie bei An-

rufung ihres Schutzheiligen unwillkürlich an den Ritter von St. Georg denken muß — was wohl eine Sünde ist.“ „Ach dies glaube ich nicht“, versetzte Anna naiv. „Muß ich doch auch am Feste des heiligen Johannes“ — das Mädchen stockte hier — „so gestehe schnell, an wen mußt Du alsdann denken?“ — „Nun wohl, wenn Sie es durchaus zu wissen verlangen, an meinen Vetter Johannes.“ „Ach an den Dichter“ versetzte die Prinzessin lächelnd, „und ich hätte es errathen können. Du sollst mir das nächstemal, wenn wir uns ohne Zeugen hier wieder im frühen Morgenstündchen sprechen, davon mehr erzählen. Auch hoffe ich ihn bald selbst zu sehen und wahrzunehmen, daß die Liebe zu seinem schönen Mühmchen seine einstmal's so bleichen Wangen jetzt mit dem Rosenroth seines Namens und seiner Hoffnung überzogen. Addio, mein Herz.“ Sie küßte bei diesen Worten ihre Fingerspitzen, und den Kuß der Freundin polnischer Weise zuwerfend, entschlüpfte sie aus dem Gemach und erreichte das ihrige, ohne daß ihre lange Abwesenheit, ihr tête à tête von ihnen bis an den hohen Morgen schlafenden Umgebungen bemerkt worden war. Unterdeß hatte die Prinzessin Hedwig Elisabeth, welche in der Nacht wenig geschlafen und sich früh erhoben, bereits ihre Morgentoilette gemacht und ihre Andacht vor dem kleinen in ihrem Schlafzimmer befindlichen Betaltar gehalten, auch ein Capitel in dem von ihrer Schwester der Kaiserin Leonore verfaßten Andachtbuche gelesen, und das in violetten Sammt gebundene, mit reichen Silberbeschlügen versehene Geschenk auf ihren Altar als eine Zierde niedergelegt. Einen andern Schmuck für denselben, in einer neuen Altardecke, wollte ihre kunstgeübte Hand

selbst verfertigen; das Dessen zu der vorhabenden Stickerei lag auf einem Pult aufgeschlagen, und die Augen der Prinzess überflogen es in dem Augenblick, als eben ihr Gemahl eintrat. Ihm gefällig auch in ihrem Anzuge zu erscheinen, hatte sie ein polnisches Oberkleid angelegt, in Stoff und Farbe dem grünen Zupan ähnlich, den der Prinz als Hauskleid trug. Ebenso bemühte sie sich in die Mienen und Worte, mit denen sie den Eintretenden empfing, gewinnende Freundlichkeit zu legen. Jakob aber wußte, daß es eine Maske war, nur angelegt, um ihn für ihre Wünsche günstig zu stimmen, und obwohl er im Ceremoniel höflicher Erwiederung des ihm zu Theil gewordenen Empfanges mit der Frage, ob die Prinzessin wohl geruht, ihre Hand an seine Lippen zog und auf dem neben ihr für ihn bereit stehenden Sessel einige Minuten Platz nahm, so erkannte Hedwig Elisabeth auch ihrerseits, daß die beiden einander sich begegnenden Scheinfreundlichkeiten ihre Maske wohl nicht lange behaupten und die darunter verborgenen Gegner einander den Fehdehandschuh bald zuwerfen würden.

„Sie haben“, hob der Prinz mit einem halben Blick auf das vor der Prinzessin liegende Stickmuster an, „wie ich sehe, schon in Wien Sorge für Ihren hiesigen Zeitvertreib getragen.“

„So ist es“, versetzte Hedwig Elisabeth, „und unsere beiden ältesten Töchter sollen Theil daran nehmen. Sie sind Beide dort in dieser Beschäftigung von einer aus Paris verschriebenen Lehrmeisterin unterrichtet worden, welche die Ehre gehabt, auch Ihren Majestäten, den beiden verwittweten Kaiserinnen und der regierenden, so wie mehreren hohen Personen vom Hofe darin Unterricht zu ertheilen. Es ist die berühmte

Gobelinstickerei, und jenes Dessen dazu von einem geschickten Künstler in Paris gefertigt worden.“

„Ich schätze dergleichen nicht sonderlich“, erwiderte Jakob Sobieski, indem er vom Sessel sich erhob. „Ein gutes Delgemälde ziehe ich allen künstlichen Gobelinstickereien vor, und wären diese auch von kaiserlichen Händen gefertigt.“ Wie zur Bestätigung dieses Ausspruchs trat er an ein großes Gemälde, das in reich vergoldeten Rahmen zur Zierde dem sonst nicht sehr prunkvoll eingerichteten Gemache diente.

Es war ein Jagdstück, dem eine religiöse Idee zum Grunde lag. Es stellte den heiligen Hubert in dem Augenblick dar, wie er als ritterlicher Waidmann im Walde vor der Erscheinung eines Hirsches, der zwischen den Geweihen ein Kreuz trug, zurückbebt und anbetend seine Knie beugend den Entschluß faßt, dem weltlichen Leben und Treiben zu entsagen und ein Einsiedler zu werden. Das Bild war ein Geschenk Franz Ludwigs, des Fürstbischofs von Breslau, dem als Hochmeister des deutschen Ordens in den dazu gehörenden Besitzungen im österreichischen Schlesien, auch das Gebiet der Legende vom heiligen Hubert, dem er dort eine Kapelle erbauen lassen, zugefallen.

Die Betrachtung des Gemäldes führte die Gedanken Jakob Sobieski's auf das feindselige Gebiet der Sticheleien, die er liebte. „Der schlauen Beredtsamkeit eines Fuchses also“, hob er, von dem Bilde zu seiner Gemahlin sich wendend, an, „hatte also doch mein hochwürdigster Schwager den Churhut von Trier mit Beibehalt der bischöflichen Mühe zu verdanken!“

„Sprechen Sie von dem Grafen Fuchs, dem kaiserlichen Abgesandten zur Wahl des neuen Churfürsten von Trier?“

fragte die Prinzessin, welche in dem Tone des Gemahls die Mißgunst über die ihrem Bruder zu Theil gewordne Würde erkannte und davon verlegt sich fühlte.

„Von wem Anders“, erwiderte Jakob kurz, hat er nicht dem ihm übertragenen Geschäft entsprochen, und hat nicht die Schlaubeit seines Verfahrens dem Namen, den er trägt, alle Ehre gemacht?“ —

„Der Erfolg stand, wie Alles, in Gottes Hand“, versetzte die Prinzessin, „allein Ew. Hoheit irren, wenn Sie glauben, daß allein der Wunsch des Kaisers der Wahl zu Gunsten meines hochwürdigsten Bruders den Ausschlag gegeben habe. Der Ruf seiner hohen Tugend war zu weit verbreitet, als daß nicht unter dem Wahlkollegium die Mehrheit der Stimmen sich für ihn entscheiden mußte.“ Das Gesicht des Prinzen verfinsterte sich bei dieser Aeußerung noch mehr. Die dunkelsten Schatten der Erinnerung überflogen es.

„Sprechen Sie nicht von Stimmen und Wahlversammlungen“, sagte er bitter, „Sie wissen, welche mißklingende Saite diese Anspielung in meiner Brust erregt, und ich sollte meinen, sie könnte in der Ihrigen keinen wohlklingenden Ton erwecken, es müßte denn der Antheil an des Bruders Wohlfahrt das Interesse an der eigenen überwiegen.“

„Ich habe immer geglaubt, daß Beides verträglich nebeneinander bestehen könne“, versetzte sanft die Prinzessin, „und daß die reine Freude über das Glück Anderer das eigne Mißgeschick wohl zu erhellen im Stande sei, selbst wenn der vom Glück Begünstigte, wie es hier der Fall, dem Herzen nicht so nahe stände. Wenn der Segen, die Gnade Gottes uns an Andern offenbart

sich zeigt, dürfen wir, sobald wir uns dessen würdig fühlen, in unserm Unglück ja auch der frohen Ueberzeugung uns hingeben, daß, wie schwer die Hand des Herrn zur Zeit auch auf uns laste, der Strahl seiner Gnadensonne unsre Nacht auch dereinst erleuchten werde.“

„Ich bin nicht so fromm“, versetzte der Prinz spöttisch, „um mit dieser dort aus dem Brevier Ihrer kaiserlichen Schwester geschöpften Moral mich trösten zu können.“

„O möchten Sie sich wenigstens damit bekannt machen“, erwiderte die Prinzessin mit ruhiger Würde, „denn das Buch enthält einen Schatz der herrlichsten Betrachtungen, welche über den Verlust oder Mangel irdischer Glücksgüter ebenso zu trösten, wie über äußere oder innere Kränkungen zu erheben vermögen.“

Jakob blieb auf diese Entgegnung die Antwort schuldig, und zu einem andern Thema übergehend, hob er nach einer minutenlangen Pause in milderem Tone an: „Ew. Liebden haben hoffentlich, so wie ich, die Täuschung in Bezug auf den Prinzen von Piemont verschmerzt, der, als wir seiner scheinbaren Werbung um Maria Casimira's Hand einen Schritt entgegenkamen, wie ein gescheuchter Hase die Flucht ergriff. Königin von Sardinien wird nun freilich unsre älteste Tochter nicht werden, wozu sich durch die Vermählung mit dem Prinzen von Piemont die Aussicht eröffnete, und noch weniger soll unsre jüngste Tochter Prinzessin von Parma werden, da ich keine Million, höchstens sechs bis achtmalshunderttausend Livres ihr zur Aussteuer geben kann, die dieser Bewerber um ihre Hand zu seiner Hofhaltung bedürfen würde. Mit dieser hündigen

Erklärung habe ich auch den von Modena abgefertiget, der wie jener die Mitgift seiner Braut in Betracht zu ziehen genöthigt ist.“

„Ew. Hoheit haben sehr wohl mit dieser Abfertigung gethan“, versetzte die damit einverständene, um das Glück ihrer Kinder wahrhaft besorgte Mutter, „allein“, fuhr sie mit etwas bewegter Stimme fort, „meine Freude über die einsichtsvolle Entgegnung, mit der Sie die Wohlfahrt unsrer ältesten Tochter in väterlichen Betracht gezogen, wird durch die Sorge verkümmert, daß Sie unsrer zweiten geringere Beachtung schenken. Der Prinz von Guastalla, dieser unmoralische, in der öffentlichen Meinung sogar schon tief gesunkene Mann, dürfte kein passender Gemahl für unsre Tochter Maria Charlotta sein, die überdies einen andern in jeder Hinsicht bevorzugtern Mann liebt.“

„Und doch ging der Vorschlag, sie mit dem erstern zu vermählen, von einer Seite, von der Kaiserin Amalie aus“, entgegnete Jakob scharf, „die, wie Sie meinten, nur Gutes für Uns im Sinne habe, und deren Rathschlägen nicht immer Gehör geschenkt zu haben, Sie von meiner Seite tabelten.“

„Auch die Besten können irren, und die Kaiserin wußte nicht, als Sie sich entschloß, Fürsprecherin des Prinzen bei Ew. Hoheit zu werden, daß er solche Gunst nicht verdiene.“

„Die Kaiserin Amalie“, versetzte Jakob, „dürfte Ihnen nicht sehr dankbar für die Eloge sein, die Sie ihrem Umblick, ihrer Einsicht so eben gemacht haben, doch meine ich, daß die der töchterlichen Neigung schmeichelnde und ihr Vorschub leistende Mutter diesmal wohl in dem Hohlspiegel ihrer An-

sicht die Mängel desjenigen betrachtet, der jener Neigung entgegensteht.

Und sollte ein Vater, dem das Glück seines Kindes am Herzen liegen muß, keine Rücksicht darauf nehmen, wenn wirklich jene Neigung eine solche Theilnahme und Wirkung hervorbringen könnte?"

„Der Vater“, entgegnete der Prinz auf diesen Entwurf, „darf das Eingehen in seine Wünsche und Befehle vor allen Nebenrücksichten von seinen Kindern erwarten und von der Gemahlin verlangen, daß sie ihnen diese Pflicht vorzugsweise einschärfe. Ew. Liebden sind mit meiner Willensmeinung bekannt. Michael Radzivil wird nicht mein Eidam. Erklären Sie dieses wiederholend Ihrer Tochter, wenn Sie nicht wünschen, daß ich dies selbst übernehme.“

„Ich werde Ihrem Befehl Folge leisten“, antwortete Hedwig Elisabeth kalt und fest, „Ihnen dann nur die Gegenklärung Ihrer Tochter mitzutheilen haben, daß sie unter keiner Bedingung dem Prinzen von Guastalla ihre Hand reichen werde.“

„Nun in dem Falle wollen wir dem Trozkopfe nicht hinderlich sein, in dem Carmeliter-Kloster sich einkleiden zu lassen, in welchem ihre Pfalz-Sulzbach'sche Ruhme vor einigen Jahren, vielleicht auch in Folge väterlicher Härte den Schleier genommen. Der Sorge für ihre Zukunft wären wir somit überhoben.“

Der Eintritt eines Dieners unterbrach die Unterhaltung. Er meldete den Landesbestallten, Herrn Knorr von Rosenroth, an, der so eben von Breslau eingetroffen und als Abgesandter

Sr. Durchlaucht des Fürst-Bischofs dem Prinzen und der Prinzessin seine Aufwartung zu machen wünsche.

Das fürstliche Paar verfügte sich zu dieser Audienz in das Besuchzimmer des Schlosses, und der bald darauf Eintretende ward zwar mit mehr Wohlwollen von der Prinzessin als von ihrem Gemahl empfangen, doch nach der kurzen mit demselben gepflogenen Unterhaltung, während Hedwig Elisabeth das ihr überreichte Schreiben ihres Bruders überlas, von dem Prätendenten zur Mittagstafel eingeladen.

Die jungen Prinzessinnen waren davon benachrichtigt worden, und mit stillem Vergnügen ihren ehemaligen Lehrer wiederzusehen, betrat Clementine den Speisesaal, gefolgt von ihrem Hoffräulein, durch deren Mittheilungen der junge Mann ihr noch interessanter geworden. Ein dem Fräulein lächelnd zugewendeter Blick der Prinzessin, als sie den Dichter in's Auge gefaßt, sagte jener, daß sie seine Gesichtsfarbe jetzt identisch mit der seines Namens gefunden, und zu Festhaltung dieses wechselnden Colorits ließ es der Schloßhauptmann, der das Amt eines Mundschenken hier bekleidete, nicht fehlen. Zwei mittellosen, in Ohlau wohnenden Patriziern, die zur Zeit der Anwesenheit des Prätendenten diesem die Pein der Langeweile in devoter Theilung derselben zuweilen verringern halfen, war heut auch die Ehre zu Theil geworden, zur Tafel gezogen zu werden, und sie bemühten sich pflichtschuldigst dafür sich dankbar zu erweisen, indem sie die Neuigkeiten des Tages zu Unterhaltungs-Materialien benutzten, dabei aber sehr vorsichtig zu Werke gehen mußten, um nicht unversehens irgend ein dem Gastgeber mißfälliges Thema zu berühren. Siemlich erschöpft

von diesen Anstrengungen entboten sie, während der große zum Dessert aufgetragene polnische Rosinenkuchen herumgereicht wurde, den Landesbestallten zu ihrem Succurs, der bisher als Tischnachbar der Prinzessin Hedwig Elisabeth sich's angelegen sein lassen, für deren Unterhaltung in der ihr angenehmsten Weise zu sorgen, von ihrem verehrten Bruder, von seiner segensreichen Wirksamkeit, von der allgemeinen Verehrung, die ihm gezollt werde, zu erzählen. Die wohlgefällige Aufmerksamkeit, die sie seinem Vortrage geschenkt, in welchem sie die Sprache eines Herzens erkannt, das dem Gehuldigten innigst ergeben war, minderte sich nicht, als nach jenem Aufruf der übrigen Gäste, welche das Gespräch auf die Räubereien des berüchtigten Mandube gebracht, der vor einiger Zeit mit seiner Bande die Umgegend unsicher gemacht, der Landesbestallte darüber das Wort nahm. In den Zügen der Frauen malte sich das Gefühl schreckhafter Besorgniß und ängstlicher Theilnahme, als er berichtete, wie er vor nicht gar langer Zeit eines Abends beinahe selbst den Wegelagerern in die Hände gefallen, die es auf Einnahme des Schloßchens in Bópelwitz abgesehen, wobei selbst der gerade anwesende hochwürdigste Fürst-Bischof in Gefahr gerathen sei.

„Das hätte eine seltsame Wiederholung der Aventure im Schlangenbad wohl am Ende werden können“, bemerkte der eine von den beiden Patriziern, nicht ahnend, daß diese Frage den so lange sorgfältig vermiedenen Stein des Anstoßes in den Weg des Gespräches schieben werde.

„Sie waren, wenn ich nicht irre, auch dabei betheiligt, Herr Landesbestallter“, fuhr der zweite Patrizier fort; „Sie

reisten im Geleit des hochwürdigsten Herrn Fürst-Bischofs?“
 „Nein“, entgegnete der Gefragte, „nur im Geleit meines Oheims,
 des Fürstlich Sulzbach'schen Geheimenrathes Knorr von Rosen-
 roth, der mich aufforderte, ihn nach Schlangenbad zu begleiten,
 wohin ihn sein Arzt sandte. Dort erst hatte ich die Ehre, dem
 hochwürdigsten Herrn bekannt zu werden, und die nachmals
 von demselben mir zu Theil gewordene Gnade und Protektion
 verdanke ich hauptsächlich der von Er. Gnaden dem Herrn
 Obristen erwähnten Aventure im Schlangenbad.“

„Und Sie hatten von Glück zu sagen, daß Sie mit heiler
 Haut dabei weggekommen sind“, bemerkte der Prätendent.

„O mein Prinz“, versetzte der Angeredete, „ich schätze zu
 der Zeit dieses Glück nicht, da mich das Unglück traf, meinen
 besten Freund bei dem mordräuberischen Angriff zu verlieren.“

„Ja, es war eine mißliche Affaire, die für den hochwür-
 digsten Herrn hätte übel ablaufen können“, äußerte Jakob
 Sobieski, leicht hinterwendig. „Der Krummstab schützte hier
 nicht den Oberhirten der Kirche vor der Gewalt der Wölfe,
 die ihn mit einer ziemlichen Anzahl Schafe fortführten und in
 deren Gewalt er wohl geblieben wäre, wenn nicht diese Schafe,
 — mißdeuten Sie das Wort nicht, Herr Landesbestallter —
 wenn diese Schafe sich nicht für den Hirten geopfert hätten.“

„Und wenn Gott sich nicht ins Mittel geschlagen, wollen
 Sie sagen“, setzte Hedwig Elisabeth hinzu, „und zu rechter Zeit
 Hülfe den Bedrängten, Ueberfallenen gesendet, mußte freilich
 auch ein Opfer dabei fallen.“ —

„Sie mögen Recht haben“, entgegnete Jakob Sobieski,
 „und ich muß in Erinnerung eines ähnlichen betroffenen An-“

griffs, der aber nicht durch die göttliche Fürsorge abgewendet wurde, bedenken, daß der Prinz von Polen, der erste Prätendent der polnischen Krone, als er im Begriff stand, sich dieselbe auf's Haupt setzen zu lassen, in der Waagschaale der himmlischen Schätzung allerdings leichter wog, als ein mit der bischöflichen Mütze bekleideter Pfalzgraf von Neuburg." Mit diesen sarkastisch gesprochenen Worten, die eine allgemeine Betroffenheit erregten, hob der Prätendent die Tafel auf. Die Gäste beurlaubten sich, nur Herr von Rosenroth blieb als Gesandter des Fürst-Bischofs, seine Abfertigung aus dem Munde der Prinzessin erwartend, die nach dem Aufstade mit ihrem Gemahl sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, doch nicht wagend, wozu sie im Inneren große Lust empfand, in diesem Boudoir einige Worte des Mißfallens über jene beleidigende Abfertigung zu äußern, sprach sich dasselbe auch in ihren Mienen aus.

Während Beide stumm und verstimmt auf das Städtchen, ihre dermalige armselige Residenz, hinabschauten, in Betrachtungen, die wenig geeignet waren, mit diesem Aufenthalt sie zu versöhnen, hatte sich der Landesbestallte seiner ehemaligen Schülerin genähert, die gefolgt von dem Hoffräulein mit ihren Schwestern eine Zimmerpromenade unternommen und im Aufblick zu den Familienbildern des Saals sich so eben bei der Ältesten durch die Bemerkung in Gunst gesetzt, daß sie jetzt mehr als früher die Ähnlichkeit ihrer Züge mit denen ihrer Großmutter herausfände.

„Nicht wahr, Sie sind auch meiner Meinung“, fragte sie den Hinzugetretenen, der mit einer Verbeugung antwortete

und dann sein Auge auf das Portrait Alexander Sobieski's richtend äußerte: „auch in diesen edlen, schönen, sanften Zügen läßt sich eine Familien-Ähnlichkeit nicht verkennen!“ „Ja, mit meiner Schwester, Marie Clementine“, fiel in Revanche der erhaltenen Schmeichelei Maria Casimira ein. „Die Ähnlichkeit würde mich freuen“, sagte Clementine, „und ich sollte wohl hinzusetzen, wenn sie nicht bloß auf die Gesichtszüge sich beschränkte. Ich liebte und verehrte meinen hochseligen Oheim sehr. Das Bild, das in meiner Seele von ihm lebte, trug die Züge eines Heiligen. Als solcher war er mir in der Abgeschiedenheit des Aufenthaltes erschienen, den meine Tante, die Churfürstin, während der Aichtserklärung ihres Gemahls zu wählen genöthigt worden. Ich sah, wie ihre trüben Blicke sich an der stillen Heiterkeit seines Antlitzes erhellten, welchen gleich wohlthuenden Eindruck die Kraft und Milde seiner Rede auf die Gebeugte hervorbrachte, die fern von ihrem Gemahl und Kindern das traurige Schicksal derselben härter empfand, als es die Beklagten betroffen und nur in mir einen Pflegling der Liebe besaß, die ihr mütterliches Herz ihren eignen Kindern nicht spenden durfte. Das zweitemal, ich war damals zwölf Jahr alt, sah ich ihn in Blois bei seiner Mutter, der Königin, die lange es ihm nicht verzeihen konnte, daß er so fest in seinen Grundsätzen, eine ihm angebotene Krone, die Krone die sein Vater getragen, ausgeschlagen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen hatten, leuchteten ihr endlich ein, denn sie reichte ihm nach einer langen Unterredung mit ihm versöhnt die Hand und sprach: „Alexander, Du hast doch wohl den bessern Theil erwählt.“ Und so war es! Eine höhere Krone als die Welt

ste verleihen kann, ward ihm bald darauf zu Theil. Gott erhob ihn in sein himmlisches Reich."

Das Gespräch, obwohl es fern von den am Fenster stehenden Eltern der Prinzessin, am entgegengesetzten Ende des Saales geführt wurde, schien dennoch in einigen vernommenen Worten deren Aufmerksamkeit erregt zu haben, und dies bemerkend, gab ihm Clementine schnell eine andere Wendung.

„Sie haben mich vorhin“, sagte sie, „durch Ihre Mittheilung über den Angriff im Lustschlößchen zu Böpelwitz sehr beunruhiget. Ich sage Ihnen dieses nicht ohne eigenes Interesse. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß mein hochwürdigster Oheim in seiner Güte mir in dem Schlößchen ein freundliches Zimmerchen als einen kleinen Musensitz, wie er zu sagen beliebte, eingeräumt. Ist dies wohl ohne Beschädigung davon gekommen?“

„Alles ist unversehrt darin geblieben“, versicherte der Landesbestallte. „Die kleine dort aufgestellte Bibliothek der Prinzessin Clementine reizte die Habgier der Räuber nicht, und die übrigen Geräthschaften waren nicht transportabel. Mit Ihrem hochwürdigsten Herrn Oheim aber dürften Ihre Hoheit vielleicht rechten, daß er während Ihrer Abwesenheit den kleinen Musensitz einem Poeten einräumte, der viele seiner Lieder dort dichtete.“

„Und den ich zu kennen glaube“, versetzte Clementine, „und daher nichts gegen diese Einräumung einzuwenden habe, die ja dem kleinen Asyl eine Weihe ertheilt. Allein Verlangen hege ich, es wieder einmal in Augenschein zu nehmen und in dem prächtigen, an dem Oberströme gelegenen Eichenwalde zu

promeniren, der das Schloßchen umgiebt. In wenig Tagen hoffe ich, soll dieser Wunsch erreicht werden, und dann bitt' ich mir die Begleitung des Poeten aus, die Stellen uns anzudeuten, wo die Muse ihm ganz besonders gelächelt"! —

Der Dichter gewann keine Zeit, auf diese freundliche Rede zu antworten; die Mutter der Sprechenden nähete sich, ihm in entlassender Weise anzuzeigen, daß sie mit ihren Töchtern der Einladung Ihres Bruders an dem gewünschten Tage zu entsprechen gedenke, und sie den Herrn Abgesandten bitte, diese ihm mündlich ertheilte Antwort statt einer schriftlichen in ihrem Namen dem hochwürdigsten Herrn nebst vielen Grüßen zu überbringen.

Das Diner, das drei Tage später der Fürst-Bischof von Breslau in seiner Residenz zu Ehren seiner Schwester und seiner drei Nichten gab, sein Schwager hatte die Einladung unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit abgelehnt — warf nicht allein in seinem Glanze und seiner Splendiddität einen tiefen Schatten auf das im Schlosse zu Dhlau stattgefundene, sondern mehr noch durch den Geist des Gastgebers, der die Elemente der feinsten geselligen Heiterkeit in seinem Solde hatte und sie als ein wahrhaft guter Wirth zum Vergnügen seiner Gäste in Bewegung zu setzen und allen einschlagenden Fähigkeiten derselben Geltung zu schaffen verstand. Dieser Auszeichnung erfreute sich an diesem Tage vorzugsweise die Prinzessin Clementine, und ungewöhnlich animirt davon, entsprach sie derselben so sehr, daß ihr geistreicher Oheim während der Unterhaltung mit ihr beinahe vergaß, daß seine Schwester ein

größeres Recht auf seine Unterhaltung habe. Von dem Zauber, den die Macht der Jugend, der Schönheit und des Geistes-Reichthums so unwillkürlich übte, und viele der Anwesenden wenn auch nur oberflächlich berührte, wurde ein Herz tief getroffen, das dafür ganz unempfänglich hätte bleiben sollen. Es war ein Dichterherz, das mehr als jedes andere die Empfänglichkeit für so verführerische Einflüsse in sich trägt, weniger als jedes andere das Recht zu Aufnahme derselben erwägt, und gleich vielen andern, die Treue des Gefühls nicht für ein Gesetz, nicht für eine zu haltende Pflicht, die eins mit der Treue des Wortes sei, erkennt und der Verirrung sich nur bewußt wird, um desto mehr sich ihr zu ergeben, in ihren Reizen sich zu verzehren und endlich unterzugehen.

Nach dem Abhub der Tafel, als die nicht zur Familie gehörenden Gäste, mit Ausnahme des Landesbestallten, nach Hause gefahren, schlug Franz Ludwig eine Spazierfahrt nach seinem eine halbe Stunde von Breslau entfernten Lustschlößchen vor, die ängstlichen Einwendungen seiner Schwester, ob dies kein gewagtes Unternehmen sei, mit der Versicherung zurückweisend, daß der berühmte Mandube mit seinen Spießgesellen längst eingefangen, von demselben nichts mehr zu fürchten und die Gegend rund um vollkommen sicher sei, zu Beseitigung aller Sorge aber Herr von Rosenroth als ritterlicher Geleitsmann die Kutschen escortiren werde.

Die Gesellschaft theilte sich, am Orte angelangt, in zwei Gruppen bei Durchwandlung des bereits erwähnten Eichenwaldes, der schon im Grün des ungewöhnlich frühen Lenzes prangte. Am Arme ihres Bruders schritt die Prinzessin von

Wolten voran, den stillen Gang zur Fortsetzung vertraulicher Eröffnungen, vorzüglich in Bezug auf ihre mütterlichen Besorgnisse benutzend, womit sie bereits am gestrigen Abend, bald nach ihrer Ankunft in der Residenz Franz Ludwigs brüderliche Theilnahme in Anspruch genommen. Die wohlthuedenden tröstlichen Aeußerungen desselben verfehlten ihren Eindruck auf ihr Gemüth nicht, und in der weichen bewegten Stimmung ließ sie in jeder Falte desselben den Bruder als ihren Beichtvater blicken.

Nach dem Geständniß, daß sie mit Bangen dem Wiederzusammenleben mit ihrem Gemahl entgegensehe, und verwöhnt durch die von ihrer Schwester der Kaiserin erfahrene Liebe, auf's Neue doppelt schmerzlich durch seine Kälte, seine Unfreundlichkeit, wie sich diese schon am ersten Tage ihrer Ankunft offenbart, berührt worden, fügte sie hinzu: „aber noch ein Bekenntniß belastet meine Brust. Die Abneigung, die gehässigen Gefühle, welche die Mutter meines Gemahls, die Königin Maria Casimira, seit meiner Vermählung durch ihre mir bewiesenen Feindseligkeiten mir eingeflößt, hat selbst ihr Tod nicht ganz vertilgen können, ja die Nachricht davon frischte sie auf und rief zugleich alle die Vorgänge mir auf's Neue ins Gedächtniß, die in Folge ihrer Einmischung in die Staatsgeschäfte, ihrer zweideutigen Politik, ihres eigennützigen die Nation erbitternden Verfahrens den Untergang des Hauses Sobieski herbeigeführt. Die später an den Tag gelegten Beweise ihrer Reue, welche den beleidigten Sohn scheinbar mit ihr versöhnten, befestigten in mir nur um so mehr die Ueberzeugung, daß Alles, was sie zu Beschwichtigung der Dämonen ihres Bewußtseins that, wie alle ihre Bußübungen und Wallfahrten

nach Rom, ihren größten letzten Frevel, den sie im Ballast zu Warschau Angesichts der Leiche ihres Gemahls begangen, nimmer zu sühnen im Stande gewesen.“

„Und bedachten Sie bei diesen die Barmherzigkeit Gottes so wenig erwägenden Rückblicken, nicht, wie viel diese Frau im Schmerzgefühl ihrer Reue gelitten habe, wie sie wohl am tiefsten durch die Folgen ihrer Handlungen gebeugt worden? Eine versöhnlichere, der Christin angemessene Stimmung würde in dieser Betrachtung über Sie gekommen sein, und im beschämenden Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit würden Sie gewünscht und gebetet haben, daß die vor dem Richterstuhl ihrer Thaten getretene Sünderin der göttlichen Erbarmung theilhaftig geworden sein möchte. Ach, wir sind ja Alle arme Sünder!“ Franz Ludwig, einer der besten und seltensten Menschen, sprach in dieser Aeußerung, wie sie fälschlich wohl mancher Tartüffe seiner Zeit und der unsrigen im Mund führte und noch führt, seine tiefste innerste Ueberzeugung aus, und sie ist noch in der von ihm gestifteten sogenannten churfürstlichen Kapelle der Domkirche zu Breslau in der einfachen Inschrift zu lesen: „Hier ruht Franz Ludwig, ein Sünder, bittet für ihn!“

„Ich fühle, wie sehr Sie Recht haben, mein hochwürdigster Bruder“, erwiderte Hedwig Elisabeth, „und ich werde trachten, jene tadelnswerthen Regungen immer mehr und mehr nach dem Gebot der christlichen Liebe zu bekämpfen, wie sehr denselben auch noch in einem andern Gefühle ein Hinderniß entgegensteht. Maria Casimira, meine älteste Tochter, ist meinem Mutterherzen durch den langen Aufenthalt bei der verstorbenen Königin in Blois entfremdet worden, und der Einfluß, den

ihre Umgebung auf das junge Gemüth geübt, berührt mich in der empfindlichsten Weise, so daß eine Trennung von ihr mir wünschenswerth scheint, während mein Herz nicht ohne Wehmuth an eine Losreißung von meinen beiden jüngsten Töchtern denkt."

„Und doch ist Clementine“, fiel Franz Ludwig ein, „nicht unter der Obhut der zärtlichen Mutter erwachsen, fern von ihr emporgeblüht!“

„Aber ihre Pflegemutter, meine Schwägerin Therese, hat sie nach meinem Wunsch erzogen, an der Hand der Liebe das Kind mir zugeführt, das mein und sogar meines Gemahls Liebling geworden.“

„Wie viel Gründe zu dieser Vorliebe auch vorhanden und mir selbst erfreulich eingeleuchtet“, sagte Franz Ludwig, „ich muß Sie brüderlich warnen und kraft meines Amtes Sie ermahnen, keiner schädlichen Parteilichkeit in Ihrem Herzen Raum gegen die drei Töchter geben zu wollen, denen die Natur gleiche Rechte an die Liebe desselben verliehen hat.“

Während dieses ernste Gespräch stattfand, unterhielt sich der Nachtrab der Gesellschaft, aus den drei Prinzessinnen, der Hofmeisterin Clementinen's, Mdme. d'Dribert, und dem Herrn von Rosenroth bestehend, in ergötzlicher Weise. Die Stimmung des letzteren schien eine himmelblaue zu sein, an der eine gleichfarbige seidne Mantilla, die ihm über dem Arme hing, viel Antheil hatte. Auf die Aeußerung seiner liebenswerthen Gefährtin, daß die Luft sehr schwül und der ihr weißseidnes Gewand halb bedeckende Ueberwurf ihr lästig sei, war ihm gestattet worden, diesen den blendend weißen Schultern abnehmen zu dürfen.

Die Wärme, welche unter der Tragung der seidnen Hülle wie magnetisch von dieser ausgehend seinem Herzen zuströmte, trat glühend auf seine Wangen, als die Prinzessin mit dem Ausdruck der liebenswürdigsten Heiterkeit, nach einem Blicke auf die in mäßiger Entfernung folgende Dienerschaft sich mit den Worten zu ihm wendete: „Ich muß Ihnen ein Geständniß thun, Herr von Rosenroth, worüber Sie vielleicht lächeln werden, nämlich, daß ich gar nicht die Furcht meiner Mama und meiner Schwestern vor räuberischen Angriffen theile, sie sogar unter gewissen Bedingungen interessant finden könnte und überhaupt eine gewisse Neigung, auch wohl den Muth in mir fühle, Gefahren zu begegnen, die ich als Kind besonders in allerlei selbst geschaffenen Abentheuern, als sei ich ein Knabe, in die Form von Märchen faßte, welche ich meiner Kindheitsgespielin, Anna von Lebowska, zu ihrer und meiner Ergözung dann vortrug.“

Der ausgesprochene Name schien dem Cavalier einen Stich in's Herz zu versetzen. Er zuckte innerlich zusammen. „Sie würden also nicht erschrecken, Prinzessin“, sagte er, „wenn das Gebiet, auf dem wir stehen, plötzlich von einer Räuberbande umzingelt würde.“

„Ein wenig wohl, aber ich glaube, mein Auge würde bald einen Ausweg entdecken, und ich bin fest in gläubiger Zuversicht, daß irgend ein mir zu Hülfe eilender Retter mich und die Meinen der drohenden Gefahr entziehen würde.“

„Ja gewiß, gewiß, so würde es auch sein!“ entgegnete lebhaft der Dichter, und unbedacht fügte er hinzu: „In einem

Himmel voll Wonne versetzt mich der Gedanke, dieser Ketter zu sein, mein Leben für Sie verbluten zu dürfen."

„Ach so meinte ich's nicht“, entgegnete die Prinzessin betroffen, „ich dachte in Wahrheit nicht an Sie, sondern an meinen Schutzheiligen, St. Georg.“ Der Zurechtgewiesene blickte im Gefühle der begangenen Uebereilung beschämt zu Boden, doch bald kam die ältere Schwester Clementinens, Marie Charlotte, seiner Verlegenheit durch den geäußerten Wunsch zu Hülfe, ihr ausführlich den Vorgang im Schlangenbad erzählen zu wollen, der ihm Gelegenheit gegeben, wie sie heut von ihrem Oheim erfahren, diesem das Leben zu retten. Während der Aufgeförderte dem Verlangen Genüge leistete, ohne dadurch die Aufmerksamkeit der Prinzessin erregen zu können, die zuerst das Thema angeklungen, vertiefte sich diese in die Erinnerung, welche sie aus dem deutschen Eichenwalde in den Drangenhain bei Pefaro versetzte und allen Blüthenduft, alle Blumen desselben ihr zutrug. Der Flügelschlag einer dichterischen Sehnsucht berührte dabei ihr Herz; fast unwillkürlich richtete sie ihr Auge auf den Erzähler, dessen so unaufmerksame Zuhörerin sie gewesen, der jetzt seinen Bericht beendet und eines freundlichen Beifallswortes gewärtig, sie anblickte. Statt dessen aber fragte sie mit sinnigem Ausdruck, „sagen Sie mir, Herr von Rosenroth, wie wurden Sie ein Dichter?“

Die Betroffenheit über diese unerwartete Frage malte sich in den Zügen des jungen Mannes; allein bald erhellten sie sich zu einer begeisterten Antwort: „Wie ich es wurde“, sagte er, nachdem er sinnend nach einigen Momenten sich gesammelt. Fragen Sie, Prinzessin, den Duft, nach welchen Gesetzen er

aus der Blume steigt und diese sich färbt; in der trocknen Rebe der köstliche Traubensaft sich erzeugt und die ihn felternden Sonnenstrahlen zu schillernden Farben zwischen Dunkel und Helle sich brechen, wie das Gold und die funkelnden Edelsteine in der Erde wachsen, wie diese selbst in ihrer geheimnißvollen Regsamkeit mit dem Himmel in Verbindung tritt und seine Sonnenküsse nach der Nacht des Winters im Frühlingserwachen empfängt; wie die Sterne auf- und untergehen am Firmamente; wie die Gefühle in der Menschenbrust in wunderlichem Wechsel die Höhen und Tiefen der Wonne und des Wehes ermessen, wie sie das ganze enge Gehäuse, Herz genannt, erfüllen und oft zersprengen, wie das Wesen mit der Form verbunden und wie es sich scheidet von ihr, so, Prinzessin, entsteht, bildet, entwickelt sich das Genie, die Kunst, die Poesie auch in der geheimnißvollen Werkstatt des menschlichen Geistes, und so unvollkommen wie alle versuchten Erklärungen über jene Erscheinungen, bleiben auch die über geistige Fähigkeiten, gemeinhin Talente genannt. Der Keim dazu liegt vielleicht, wenn auch mehr oder minder kräftig in jeder Menschennatur, und man könnte annehmen, daß, wie der Boden, das Klima, die Witterung, die Pflege, auf die Zeitigung der vegetabilischen Fruchtkeime ihren Einfluß übt, auch in jenem Bezug von der Beschaffenheit der Verhältnisse das Gedeihen des geistigen Saatforns in den Elementen seiner Aufnahme abhängig sein dürfte, sprächen nicht so viele Beweise dagegen, sähen wir nicht oft unter dem Druck der ungünstigsten Umstände das Genie hervorbrechen und die erstrebte Sonnenhöhe gewinnen, während nicht selten bei aller Gunst des Geschicks unter allem Bemühen das voraus-

gesetzte Geistesfünfchen zu einer Welt erhellenden Leuchte anzufachen, dasselbe nur vergleichbar dem phosphorischen Schimmer des kranken Holzes, das durch keine Reibung in Feuer und Flamme gebracht werden kann, das Auge täuscht.“ „Wo aber“, versetzte Clementine, „der Prometheusfunken wirklich vorhanden, müßte er, denke ich, vermöge ihn begünstigender Verhältnisse ein herrlicheres Licht als durch den Kampf mit Widerwärtigkeiten gewinnen?“ „Im Allgemeinen“, erwiderte der Poet, „dürften Ew. Hoheit Recht haben, allein es fehlt nicht an widerlegenden Beispielen, daß die durch Widerstand gestählte Kraft größere Resultate hervorgebracht, als die unter künstlicher Schleifung geschärfte.“

„Ja“, fiel Clementine ein, „wenn die Stärke in ihr wohnt, die durch keine Erdgewalt gebrochen werden kann, doch erzählen Sie uns statt der weiteren philosophischen Untersuchung über jene Probleme, wer und was am meisten Einfluß auf Ihre dichterische Entwicklung geübt.“

„Wie gern gnüge ich hier Ew. Hoheit“, sagte der junge Mann, „aber ich muß dabei tief in meine Kindheit hinabsteigen, Sie in die bescheidene Wohnung eines schlesischen Landgeistlichen, ja in ein verfinstertes Zimmer desselben blicken lassen, in welchem Johannes Anton, der einzige Sohn des von seiner Gemeinde sehr geschätzten Seelsorgers*), an einer bedenklichen Augenkrankheit leidend, mehrere Monate verbringen mußte. Schon in dem Alter von fünf Jahren hatte

*) Der Vater des Dichters, Abraham Knorr von Rosenroth, war evangelischer Geistlicher zu Alt-Raudten im Fürstenthum Wohlau.

Johannes Lesen und Schreiben erlernt, und das Verbot dieser feinen lebhaften Geist anregenden Beschäftigungen betrübte ihn jetzt unsäglich, ja mehr als der dunkle Aufenthalt selbst. Kein Spielwerk ersetzte ihm den entbehrten Genuß, dem sein treues Gedächtniß jedoch durch eine Recapitulation alles Gelesenen einigermaßen fortzusetzen suchte. So ward der Knabe sein eigener Vorleser ohne Buch, und als eines Tages seine neben dem Gemach sich aufhaltende Mutter ihn so peroriren hörte, wollte sie, als sie in das Zimmer trat, es kaum glauben, daß er nur aus dem Buche seines Gedächtnisses den Vortrag gehalten. Sie theilte diese Wahrnehmung ihrem Gatten und zweien seiner gelehrten Freunde mit, die gerade zum Besuch sich bei ihm befanden. Es waren die Herren Pfmann von Abschaz und Benjamin Schmolke, ein paar begabte Dichter, deren Poesie, wie verschieden auch ihre Tendenz und Weise, noch von der Nachwelt geschätzt werden dürften. Herr Benjamin Schmolke, dem später die Ehre zu Theil ward, von der kaiserlichen Akademie das Diplom eines gekrönten Poeten zu empfangen, war ein Universitäts- und Amtsbruder Herrn Abrahams Knorr von Rosenroth, bekleidete ein Predigtamt in der Stadt Schweidnitz, und als Johannes Bathe, freute er sich besonders über die vernommene Mittheilung. Er besuchte ihn in seinem finstern Gemache und sagte ihm ein schönes selbst gedichtetes frommes Lied vor, das dieser ihm von Vers zu Vers nachsagen mußte. Als der Knabe dies ohne Anstoß gethan, belobte er ihn und versprach ihm ein ganzes Heft ähnlicher Gesänge zum Auswendiglernen, sobald seine Augen wieder gesund sein würden, mitzubringen. Kaum war der freundliche Mann fort, als

die Gedanken des Knaben das neue ihm zurückgelassene Thema zergliedert und bei der versuchten Zusammensetzung so viel beigemischten, daß eine Variation entstand, über die er in große Freude gerieth. Bald aber folgte dem ersten frohen Gefühl über diese eigne Produktion eine peinliche Besorgniß, eine Angst. Es kam ihm wie eine Sünde, wie ein strafwürdiges Vergehen vor, nicht allein die Worte, sondern auch den Sinn des Liedes dadurch unwillkürlich verändert und den ehrwürdigen Geistlichen, der ihm als ein Mann Gottes erschien, beleidigt zu haben. Johannes wollte sein Gedicht vergessen, es nicht mehr repetiren, allein wider Willen drängte es sich mit dem Wohlklang der Eigenliebe in ihm ertönend, über seine Lippen.

In dieser Bedrängniß überraschte ihn ein abermaliger Besuch des geistlichen Liederdichters.

„Nun, Johannes“, sprach er, „bist Du wohl im Stande, das ganze Lied, das ich Deinem guten Gedächtniß neulich hier zurückließ, mir noch einmal herzusagen?“ Einen Augenblick stockte der Knabe bei der verfänglichen Frage, aber bald von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, citirte er die selbst verfaßten Verse, denen eine Strophe aus dem Liede des Dichters zum Thema, zur Glosse diente. Dieser schien seinen Ohren nicht trauen zu wollen und examinirte den Knaben scharf über die ihn in Erstaunen setzenden Variationen. Das Weinen war Johannes nahe, doch die freundlichen Worte des verwunderten Mannes drängten bald seine Thränen zurück, und als er ihm offenherzig gestand, daß er sich mit Vorwürfen über die seiner Seele fast willenlos entstiegene Dichtung gequält und dabei die Hand seines Taufpathen mit der schüchternen

Bitte erfaßte, ihm den Frevel verzeihen zu wollen, legte er sie dem kleinen Dichter auf's Haupt und sagte: Statt Dich zu schelten, wie Du meinst, segne ich Dich, mein lieber Johannes, und wünsche Dir Glück zu der Gabe, die Du von Oben empfangen und die Du in ihrem Wachsthum als eine himmlische zu Gottes Ehre und der Menschen Freude Zeitlebens hochhalten mögest. *) Hier endete der Erzähler seinen Bericht mit inniger Freude bemerkend, daß ihm mit Aufmerksamkeit und Interesse die Prinzessin Clementine ihr Ohr geliehen.

„D es mag schön sein und sehr glücklich machen, ein Dichter zu sein“, sagte sie mit leuchtenden Augen, „und wenn ich an all' das Herrliche denke, was aus solcher Begabung eines einzigen großen Dichters nur, z. B. Tasso's, hervorgegangen, so erscheint mir der Lorbeerkrantz, der seine Stirne, den Sitz göttlicher Gedanken schmückte, viel werthvoller und wünschenswerther, als die in Juwelen blizende Krone mancher Fürsten, deren thaten= und ruhmloses Leben der Vergessenheit verfallen mußte, wenn es nicht durch die Erinnerung an die Dichter ihrer Zeit, denen sie wohl oder wehe gethan, einigen Halt gewonnen hätte.“ Mit Entzücken hatte der junge Dichter diese Worte aus dem Munde der still Angebeteten vernommen. Sie leuchteten ihm in dem Augenblick gleich einer Driflamme und begeisterten ihn am Abend in seiner stillen Zelle zu Sonetten, die mit Tasso's unsterblichen Liebesgedichten freilich nur die Aehnlichkeit eines gleichen Antriebes dazu, im gleichen Gefühl der Unerreichbarkeit seines Gegenstandes hatten.

*) In der schlesischen Chronik p. 734 wird Johann Anton Knorr von Rosenroth die Krone aller schlesischen Poeten genannt.

Mit einem gewissen feierlichen Ernst empfing am nächsten Abend der Brätendent seine von Breslau zurückkehrende Familie, und nicht ohne Herzpochen verfügte sich seine Gemahlin nach dem ihr geäußerten Wunsche einer zeugenlosen Besprechung mit ihm in das dazu bestimmte Gemach. Unterdeß überließ Clementine die Schwestern ihren darüber angestellten Vermuthungen, zu ihrer Anna hinabsteigend, ein von Silberdraht geflochtenes Körbchen voll Rosen, Myrten und Orangenblüthen, unter denen drei goldfarbige Früchte derselben hervorleuchteten, als eine Mitbringe aus dem fürstbischöflichen Gewächshause, als einen Beweis ihres Andenkens ihr zu übergeben. Sie erzählte der Erfreuten dabei, wie Johannes Knorr von Rosenroth der ihm übertragenen Pflicht sie zu unterhalten, auf's Beste Genüge geleistet, der im Eichwalde von Böpelwitz in seiner Geleitschaft unternommene Spaziergang ihr sehr angenehm gewesen, sie ihn gern noch länger ausgedehnt haben würde und sie während und nach der Rückfahrt nach Breslau sich mit seinen Mittheilungen beschäftigt, die sie sehr angeregt, seine Gedichtsammlung zu lesen, die er ihr in einem eignen Exemplare zu verehren, versprochen habe.

In harmloser Unschuld vernahm Anna die eben so unschuldig geäußerten, ihr schmeichelnden Lobeserhebungen des Verwandten, des Freundes, der ihrem Herzen theuer, dessen Bewerbung um ihre Hand sie täglich entgegensah und sie barg ihr Haupt in freudiger, obwohl verschämter Nührung an die Brust der Freundin, als diese sagte: eben so schöne, wo möglich noch schönere Blumen erbitte ich mir für Dich aus dem Treibhause meines Oheims, zu Deinem Vermählungstage Dich damit zu

schmücken, auch werde ich es mir nicht nehmen lassen mit eigener Hand das Myrtenkränzchen Dir zu winden und in Dein schönes Lockenhaar zu befestigen. Die Sorge für den übrigen Brautputz mögen meine Mama und meine Schwestern übernehmen, das Schönste aber behalte ich mir vor. Und dann führe ich Dich vor den Spiegel und küsse Dich vor aller Welt Augen, denn einer Braut darf man alle nur mögliche Ehre erweisen; sie ist eine Würdenträgerin!“

„O möchte es mir vergönnt sein“, rief Anna mit reinen Freudenthränen, „Sie, meine theure geliebte Prinzessin, in dieser Würde, diesem Glanze zu sehen, diese kleine zarte Hand hier, die Sie hoffentlich einem königlichen Herrn reichen werden, mit dem feinen Handschuh, Ihre Füßchen vor dem Schritt zum Altar mit den in Gold und Silber gestickten Samtschuhen bekleiden und den ganzen Weg zum Ziele Ihres Glückes mit all' den Blumen bestreuen zu dürfen, die meine innige Liebe für Sie täglich im Herzensgrunde pflückt.“

„Ja, die würden nicht welken, das bin ich gewiß“ erwiderte die Prinzessin, indem sie die Wange des lieben Mädchens streichelte und einen Kuß auf ihre Stirn hauchte. „Aber Sorge jetzt für die Erfrischung der schmach tenden Blumen hier, die ich auch mit gutem Herzen Dir gereicht, und vertreibe Dir in Harmlosigkeit die Zeit damit, während ich mich entferne, vielleicht oben zum Ableiter eines Gewitters zu dienen, das sich über den Häuptern meiner Schwestern, wie es scheint, zusammenzuziehen im Begriff steht.“

Jakob Sobieski ging heut bei Einleitung seines Vortrages sehr umständlich zu Werke und spannte dadurch die Neugier seiner Gemahlin nicht wenig. „Sie werden jetzt“, fuhr er nach mancherlei Beziehungen auf die Vergangenheit fort, „nach all dem Mißgeschick, was uns betroffen, den fehlgeschlagenen Hoffnungen und Entwürfen auch in Bezug auf die Vermählung unserer beiden ältesten Töchter meine Freude über die Aussicht theilen, die jüngste an einen König zu vermählen.“ Ein frohes Erstaunen spiegelte sich bei dieser Eröffnung in den Blicken der Prinzessin, und nach einer gedanken=geflügelter Courier=reise durch alle europäischen Königshäuser hielten ihre Forschungen endlich mit dem zweifelnden Frageworte: „Ich wüßte aber doch wahrlich nicht!“ den Zügel an.

„Ew. Liebden haben Sich wahrscheinlich nur auf dem Continent nach dem Kronenträger umgeschaut, der eine Sobieska, eine Enkelin Johannes III. der Ehre werth hält, seinen Thron zu theilen. Wenn aber Höchstdero Blicke, fuhr er in einem Scherz anspielenden Tone fort, die Seekrankheit nicht scheuen, so dürfte ein wenig Umsicht Sie bald an's rechte Ziel zu meinem Namensvetter oder vielmehr vor der Hand in das Königreich desselben führen, dessen usurpatorische Regentschaft in Kurzem gestürzt sein wird.“

„Mein Gott, Ew. Hoheit meinen doch nicht“, fragte die Prinzessin betroffen, „Jakob Stuart, den unglücklichen Präventen der großbritannischen Krone. Sein Name, wie seine Ansprüche, dürften beide gleich ominös und wenig geeignet sein, das Herz einer Mutter mit Freude über die Aussicht zu erfüllen,

ihr Kind auf der Fregatte seiner zweifelhaften Hoffnungen scheitern zu sehen.“

„Gew. Liebden scheinen mit einem seltenen Scharfblick von Wien retournirt zu sein“, entgegnete der Prinz spitz, „daß sich schon jetzt Ihrem Auge Dinge als Thatsachen spiegeln, welche die Furcht der Wighs aus dem Haupte der Chimäre hat entspringen lassen und die als alarmirende Sturmvoegel einen Schiffbruch verkünden, dessen Prophezeiung zum Glück auf das nahe Auslaufen der spanischen Flotte keinen Einfluß haben wird. Sie kennen hoffentlich den Zweck derselben, wie die mächtigen Ruderer, die in und außerhalb des Kiels sie leiten.“

„Ohne Zweifel sind mir ihre Namen bekannt“, erwiderte Hedwig Elisabeth; „allein noch öfterer als eine Armada den Untergang fand, haben die Intriganten der Höfe den Sturz ihrer gehaltlosen Macht erlebt. Auch den Herzog von Ormond und den Cardinal Alberoni kann dies Schicksal erreichen, und ebenso leicht der beklagenswerthe Königssohn, dessen gerechte Ansprüche von der Gegenparthei als Hochverrath betrachtet werden, allen Folgen desselben, ja selbst der Gefahr ausgesetzt sein, daß irgend ein Verräther sich kein Gewissen daraus macht, den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 100,000 Pfd. Sterling zu verdienen. Und läßt es sich läugnen, daß Jakob Stuart nicht selbst unbesonnen seinen Feinden die Waffen gegen sich in die Hände geliefert, indem er einen Mann wie Bolingbroke, der sein ganzes Vertrauen und in seinem Geiste die Mittel besaß, demselben zu entsprechen, in einem Anfall ungegründeten Mißtrauens von sich entfernte und ihn dadurch veranlaßte, zu seinem königlichen Feinde überzugehen.“

„Dem es aber“, fiel Jakob ein, „so wenig gelungen, ihm die Geheimnisse seiner Verbindung mit Jakob III. zu entlocken, wie die tiefe alte Anhänglichkeit an denselben mit seinen Gunstbezeugungen zu ersticken, versichern die Wighs auch das Gegentheil.“

„Ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen“, entgegnete Hedwig Elisabeth, „nur in Bezug auf das Heirathsprojekt bitte ich bedenken zu wollen, daß dessen Ausführung uns die Freundschaft des Kaisers kosten würde, welcher seine Einwilligung nicht dazu ertheilen wird.“

„Auch ohne diese wird die Prinzessin von Polen die Gemahlin Jakobs III. werden“, entgegnete Jakob Sobieski; „ich habe lange genug und zu viel in meinem Leben mich vom Hause Oesterreich am Gängelbände führen lassen. In dieser Angelegenheit will ich aber einmal meine Selbstständigkeit behaupten, und zwar um jeden Preis. Doch sehen Sie bei Ihren Besorgnissen auch in dieser Hinsicht durch eine schwarze Brille, und Sie sollen das Gegentheil schwarz auf weiß in einem heut an mich ergangenen Briefe Ihrer Schwester, der verwittweten Kaiserin, lesen. Der König hat sich direkt an dieselbe gewendet, ihre Fürsprache bei der beabsichtigten Werbung um die Hand unserer Tochter Clementine nachgesucht, und dies in einer so eindringlichen Weise gethan, daß die Kaiserin mir ihre Geneigtheit, sein Gesuch bei Uns zu unterstützen, unzweifelhaft zu erkennen gegeben, verhehlt sie mir dabei auch nicht die Schwierigkeiten in Betreff ihres Sohnes, des Kaisers, der ungerne bei seiner geschlossenen Allianz mit Georg I. den ihr widersprechenden Consens zu jener Vermählung ertheilen würde.“

Nach diesen Andeutungen werde ich zwar nun nicht verfehlen, dem Kaiser die Anzeige von der Werbung zu machen, und wie ich geneigt sei, ihr Gehör zu schenken, jedoch, aus pflichtschuldigen Rücksichten, die zwar als gewiß vorausgesetzte Genehmigung Sr. Majestät dazu einzuholen mich beeile, und demnach — so möge er die Phrase deuten — Alles in seine Hand lege.“

Diese Erklärung übte einen beruhigenden Einfluß auf das bewegte Herz der Prinzessin, und der ihr vorgelegte Brief ihrer Schwester mit einem von dieser an sie eigends gerichteten, beschwichtigten mehr und mehr die in ihr gegen die projektierte Verbindung sprechende Stimme, den Wünschen ihres Gemahls sie geneigt machend und seine Voraussetzung ihr einflößend, daß Clementine sich nicht weigern werde, dem jungen Könige von England, der mit Hülfe seiner mächtigen Bundesgenossen zur Wiedererlangung des ihm entrissenen Reiches sich rüstete, ihre Hand zu reichen. Der nächste Morgen ward dazu bestimmt, die von Jakob Stuart erwählte Braut mit der ihr zugebachten Ehre bekannt zu machen und nicht ahnend, welche geheime Sympathie bereits ihm in der günstigsten Weise den Weg dazu gebahnt, schlug Jakob Sobieski, als die Prinzessin im Geleit ihrer Schwestern und ihrer Gouvernante in Folge der erhaltenen Vorladung im Audienzzimmer erschienen, wieder einen langen Umweg zu seinem Vortrage ein.

„Nehmen Sie Platz dort, Uns gegenüber“, sagte er, indem er mit der Hand auf einen mit rothem Sammt bekleideten, auf einer Estrade stehenden Sessel deutete. „Ich habe“, fügte er hinzu, als Clementine sichtlich betroffen, dem Befehl Folge geleistet, „während Ihre Schwestern ein wenig über die Aus-

zeichnung in ihrem Innern Glossen machten, die Frage an Sie zu richten, ob Sie Sich wohl noch einer Prophezeiung erinnern, die ich gegen Ihre erlauchte Mutter hier in Ihrem Beisein, aber in englischer Mundart aussprach, als Sie, ein Kind von etwa acht Jahren eines Tages auf dem hohen Postament am Fenster, nachdem Sie dasselbe mit einem Teppich bekleidet, Ihren Sitz aufgeschlagen, und auf meine Frage, weshalb Sie Sich in so gefährlicher Weise emporgeschwungen, geantwortet: „Ich liebe die hohen Standpunkte, man übersteht auf demselben Alles, was zu unsern Füßen sich bewegt.“

Der Purpur der Betroffenheit übergieß bei dieser Anrede das Antlitz der jungen Prinzessin. Sie blickte zu Boden und erhob dann wieder das sinnende Auge. Die Antwort, welche der Vater von ihr zu hören begehrte, lag tief im Fache ihres Gedächtnisses, aber ihre Lippen weigerten sich sie auszusprechen. „Nun wohl“, sagte der Prinz nach der entstandenen minutenlangen Pause, „da Ihre mir sichtbare Bescheidenheit Sie verhindert, Uns Rede auf Unsre Frage zu stehen, so wollen Wir dafür eintreten. Meine Prophezeiung lautete: „„ das hochsinnige Kind ist für einen Thron geboren, sie muß einen König heirathen.““ Die Erfüllung dieser Prophezeiung ist nahe!“

Jakob Sobieski erhob sich nach dieser Ankündigung vom Sessel, und alle Anwesenden folgten seinem Beispiel, nur Clementine behauptete wie gelähmt oder wie berechtigt dazu durch das Vernommene ihren Sitz, jetzt bleich wie eine Lilie, den Ausspruch Ihres Vaters erwartend, der, wie sie fürchtete, ihrer Liebe den Todesstoß versetzen werde. Allein sie selbst sank, als die Worte des

Vaters: „Ich grüße Sie als die erwählte Braut Jacob III., des rechtmäßigen Königs von England, „ihr Ohr berührte, von dem überraschenden Entzücken nach jener Furcht zu plötzlich getroffen, ohnmächtig in die sie auffassenden Arme ihrer herbeieilenden Mutter.

„O mein Gott,“ rief diese, mit einem vorwurfsvollen Blicke auf den Gemahl, der erschrocken bei dem Anblick die kalten Hände rieb, „was haben Sie gethan? Das Kind ist dem Tode nahe!“ —

„O ich bin im Himmel!“ mit diesem Ausruf öffneten sich nach der mütterlichen Klage die wieder Farbe gewinnenden Lippen der bleichen Braut, und indem sie ihr an die Brust der Mutter gelehntes Haupt empor hob, flüsterte sie leise dieser beruhigend zu: „Der Ritter St. Georg, er ist es, er ist es ja.“ Die augenblickliche Besorgniß der Prinzessin, daß dies im Delirium gesprochene Worte seien, zerstreute sich bald, als sie an dem Ruhebett der in ihr Zimmer geleiteten und mit stärkenden Essenzen erfrischten Tochter, Geständnisse von derselben empfangen, wie sie wenige Tage vorher von ihr in das Herz der Freundin niedergelegt worden waren.

Einige Wochen nach den geschilderten Vorgängen bewegten sich in einem Hohlweg der Tyroler nach Innsbruck führenden Bergstraße, unter der Entladung eines schweren Gewitters zwei von dem strömenden Regen überfluthete, fest verschlossene Reisecarrossen. In der voranfahrenden, mit acht Pferden bespannten, nahmen den Vorderstz die Gemahlin des Prätendenten Jakob Sobieski mit der ihr zur Seite befindli-

chen Braut des Prätendenten Jakob Stuart ein, die erstere mit tiefem Ernst, die andere mit jenem heiteren Lächeln in den Aufruhr der Elemente schauend, das als eine Abspiegelung des glücklichen Inneren im rothigen Lichte desselben das düstere Nachtstück der Natur betrachtete. Unwillkürlich zwar zuckten die Augen und Nerven der glücklichen Braut bei den sie berührenden Blitzen und den im Moment darauf folgenden Donnerschlägen, während sie zugleich einen Lachreiz über die ängstlichen Geberden und Ausrufungen der ihr gegenüberstehenden Hofdame zu bekämpfen hatte und zu Behauptung ihres Ernstes gleichzeitig in das bleiche Gesicht ihres Hoffräuleins schaute, das nicht frei von Gewitterfurcht sich zeigte, eine Wahrnehmung, welche die Prinzessin Hedwig Elisabeth theilte und zu der Erbängenden mit den Worten sich wendete: „Nehmet das hier in der Seitentasche des Wagens befindliche Brevier zur Hand, Fräulein, und schlaget das Capitel gegen die Gewitterfurcht auf, welche meine erlauchte Schwester darin in sehr erbaulicher Betrachtung niederschlägt, indem sie die Erhabenheit eines Gewitters und des daraus hervorgehenden Segens beleuchtet, den der himmlische Vater unter Blitz und Donner und dem Erguß der Wolken der erschütterten und damit getränkten Erde schenkt.“

Das Brevier, in welchem die Wahrheit dieser Aeußerung noch erbaulicher zu lesen sein sollte, befand sich aber leider nicht in dem Behältniß, aus welchem Anna es ziehen sollte, und der Schreck darüber wirkte jetzt der Gewitterfurcht des schuldigen Hoffräuleins mächtiger entgegen, als alle Ermahnungen des vermißten Gebetbuches vermocht haben würden.

„Vielleicht,“ tröstete Clementine, „ist es in der Eil der Abfahrt mit zu dem Gepäck des Kammerwagens gekommen, oder,“ bemerkte die Hofdame, „in dem Quartier der Mittagsrast zurückgeblieben, von wo es jedoch bald wieder zu erlangen sein dürfte.“

„Daran zweifle ich sehr,“ erwiderte mit einem Blick des Unwillens auf das Hoffräulein die Prinzessin Hedwig Elisabeth. „Unsre Reise gebietet Eile und gestattet nur bis morgen früh Aufenthalt in Innsbruck. Die Nachlässigkeit der jungen Person dort wird also auf keinem Fall zu redressiren sein und sie verdient daher die strengste Rüge, da sie mich einer Erbauung beraubt, die meiner Seele gerade jetzt so wohlgethan haben würde.“

„Möchte meine gnädigste Mutter,“ versetzte Clementine, „den Verlust, wenn er wirklich eingetreten sein sollte, nur so lange zu verschmerzen suchen, bis ich einen Ersatz desselben von meiner kaiserlichen Ruhme mir erbeten, da ich, wie ich mich jetzt entsinne, die Schuld trage, indem ich das Brevier, als mein Hoffräulein es in Verwahrung bringen wollte, noch einmal zur Hand nahm und zufällig die Stelle aufschlug: Strafet Eure Untergebenen nicht wegen kleiner Versehen, die sie nicht aus böser Absicht begangen, und wisset, daß die ihnen gespendete Verzeihung das Maasß ihrer Liebe zu Euch um das Doppelte füllt.“

Eine Bestätigung dieser Worte war schon in den auf die Sprechende mit tiefem stillen Dank gerichteten und in Thränen überfließenden Augen Annas zu lesen.

Während dieser Einmischung, welche das in den Mienen

der Prinzessin Hedwig Elisabeth aufgestiegene Gewitter beschwichtigte, zog auch das draußen in der Natur herrschende vorüber. Der strömende Regen war sanfter geworden, die Blitze leuchteten seltener, und die rollende Donnerstimme ließ sich nach immer längeren Pausen ferner und ferner nur noch in zurückgezogener grossender Weise vernehmen. Bald klärte sich der Himmel auf und seine ersten Sonnenstrahlen empfangend, tauchten die leuchtenden Häupter der Alpen aus ihren herabfließenden Nebelgewande über dem Hochwalde empor, den die Reisenden passirten. Die dunklen Schatten desselben wichen im schnellen Uebergange den heiteren Farbenspielen wechselnder Beleuchtung, die selbst den fallenden Tropfen, welche die Bäume von ihren erfrischten Zweigen abschüttelten, einen Gold- und Silberschein verlieh. Balsamische Wohlgerüche stiegen aus der sattfam erquickten Flora des Bodens empor und drangen in die verschlossene Reisekutsche, noch ehe zu freiem Einlaß die Prinzessin die Scheiben senken ließ.

Die Thürme von Innsbruck traten jetzt immer deutlicher hervor, und im Blick darauf äußerte Clementine: „Ich wünschte wohl heut so früh nach Innsbruck zu kommen, um noch die Kirche zum heiligen Kreuz besuchen und darin das Grabmal Kaiser Maximilians in Augenschein nehmen zu können.“

„Du mußt es Dir recht genau betrachten,“ fuhr sie zu ihrem Hoffräulein gewendet fort, „um bei der Heimkehr Deinem gelehrten Herrn Better Johannes von Rosenroth, der

ein großer Verehrer Kaiser Maximilians ist, eine genaue Beschreibung seines Denkmals machen zu können.“

„Ach, verehrteste Prinzessin,“ erwiderte Anna, „dazu besitze ich kein gutes Auffassungsvermögen. Die Betrachtung von Leichensteinen und Denkmälern erregt immer in mir zu traurige Gedanken, die an das Schicksal meiner Verwaisung mich erinnern, und dann alles Uebrige mich vergessen lassen. Ich habe da immer nur den Leichenstein vor Augen, der das Grab meines Vaters und meiner Mutter deckt, die ihm bald im Tode nachfolgte.“

„Da kamst Du aber wieder in mütterliche Pflege zu Deiner Muhme, der Mutter des Landesbestallten, noch ehe Dein Oheim, der Schloßhauptmann, Dich adoptirt, wie uns dieser, als wir ihn einstmals über Dein Schicksal befragt, versichert,“ sagte Hedwig Elisabeth.

„Ja wohl, Ew. Hoheit,“ erwiderte Anna, „die liebevollen Verwandten haben redlich an mir gehandelt, und jetzt, jetzt, erfreut sich ja die Waise eines so hohen, so beglückenden Schutzes.“ —

„Und doch willst Du Dich demselben entziehen, und nur so lange darunter bleiben, bis Deine Gebieterin am Altar sich unter den Schutz ihres Gemahls begeben. Gewiß, der König würde nichts dagegen einzuwenden haben, wenn mein Hoffräulein, meine Kindheitsgespielin mir attachirt bliebe, aber ich weiß, was Dich zur Heimath zieht, und muß es billigen, da es ja dieselbe Macht an mir im Zuge aus derselben übt.“

Der Wagen rollte während dieser Aeußerungen über die Brücke und darauf in das Innere der alten Stadt, wo er mit

der nachfolgenden Kutsche, in welcher die Dienerschaft und das Reisegepäck sich befand, vor dem Portale des Greifischen Palastes Halt machte.

„Ihr Wunsch wird heut noch in Erfüllung gehen können,“ sagte Hedwig Elisabeth, als sie mit ihrer Tochter, geleitet von den kaiserlichen Officianten des leer stehenden Hauses die breiten Stufen hinaufgeschritten, die zu den für die angemeldeten Gäste in Bereitschaft gesetzten Zimmern führten. „Es ist noch nicht zu spät zu einem Besuche der Kirche zum heiligen Kreuz und ich fühle ein besonderes Verlangen in mir, meine Abendandacht heut an heiliger Stätte zu halten, da zu der häuslichen das hochgeschätzte Brevier mir abhanden gekommen. Ich werde aber doch noch, da es sich nicht im Gewahrsam meiner Kammerfrau befindet, noch einen reitenden Boten nach dem Orte abfertigen lassen, wo wir zu Mittag verweilt und sein Eintreffen morgen hier abwarten, um dann mit ruhigerem Herzen im Geleit des frommen Wegweisers unsre Reise fortsetzen zu können.“

„Aber bedenken Ew. Hoheit die Verhaltensregeln, die der Prinz uns auf den Weg gegeben, mit der Weisung, sie nicht zu übertreten, den Anlaß würde er nicht als Entschuldigung gelten lassen,“ entgegnete Clementine mit besorgtem Ausdruck.

„Ich weiß dies,“ sagte die Prinzessin, „allein er wird hoffentlich nie zu seiner Kenntniß gelangen, um seinen Spott darüber erregen zu können.“

Nach einigen erfolglos gebliebenen Versuchen, die Mutter von ihrem Vorfaß abzubringen, fügte sich Clementine,

doch nicht ohne banges Vorgefühl, in den Beschluß ihres Verweilens. Um ihre Andacht aber war es heut Abend in der Kirche zum heiligen Kreuz geschehen und alle geschichtlichen Beziehungen am Denkmale Maximilians concentrirten sich in ihrer Erinnerung nur um die Schattenpunkte seiner Brautfahrt, die gleich Gewitterwolken vor der ihrigen sich im reflectirenden Spiegel aufthürmten, und zu Anna sich wendend, die vertieft vor dem Denkmale stand, flüsterte sie: „Es ist mir so beklommen ums Herz, als sei es in Ketten und Banden geschlagen.“

Diese Stimmung wich nicht von der Prinzessin, als sie am Abend aus der Kirche in den Palaß zurückgekehrt, nicht am Morgen, als der heitere Himmel den schönsten Reisetag, und ihren geflügelten Wünschen die Erreichung der italienischen Grenze versprach, wo sie keinen politischen Hemmschuh von Seiten Oesterreichs mehr zu fürchten hatte, der so unzeitig von der Frömmigkeit ihrer Mutter angelegte erregte unfromme Gedanken in ihr. Wie sehr sie auch ihre Tante, die verwittwete Kaiserin Eleonora, verehrte, und ihre Gottesgelahrtheit schätzte, so wünschte sie doch heut heimlich, daß dieser Antrieb zu ihrer religiösen Schriftstellerei nicht vorhanden gewesen, ihre christlichen Gedanken auf alle Tage des Jahres nicht von ihr niedergeschrieben und gedruckt worden sein möchten, denn das Brevier war ja schuld, daß das junge sehnsuchtsvolle Herz, das dem geliebten Bräutigam so mächtig entgegen schlug, sich gedulden mußte, und im Gefühl dieses Zwanges jetzt schwerlich den salbungreichsten Ermahnungen

des Andachtsbuches sich der Ungeduld nicht hinzugeben, Gehör geschenkt haben würde.

Die Mittagsstunde schlug und die nach dem Brevier abgefertigte Stafette war immer noch nicht zurück. Noch zwei Stunden verstrichen in der vergeblichen Erwartung, und nun erst entschloß sich die Prinzessin zur Fortsetzung ihrer Reise, allein der Postmeister, welcher die Pferde dazu liefern mußte, erlaubte sich die Vorstellung, daß es wohl bereits zu spät sein dürfte, um bei dem schlechten Wege und den gefährlichen Bergpässen, ohne Gefahr die Nachtstation zu erreichen. Das Schicksal zweier Reisenden, die vor wenig Tagen dort Arme und Beine bei der Nachtreise gebrochen, habe ihm diese Warnung zur Pflicht gemacht. Die Prinzessin hielt sich für verpflichtet, sie zu beachten, unterdeß konnte ja auch der Bote eintreffen. Sie täuschte sich nicht, er überbrachte ihr das Brevier und mit großer Andacht las sie vor Schlafengehen die Abendbetrachtung und begab sich darauf sehr ermüdet zur Ruhe.

Es war mitten in der Nacht, als die lauten Hufschläge eines Pferdes auf dem Pflaster der Straße und der gleichzeitige Schall eines Posthorns dicht unter dem Zimmer der Prinzessin Clementine diese aus einem süßen Traume weckte. Der Ritter St. Georg war so eben von seinem herrlichen Rosse gleich dem Bilde ihres Schutzheiligen zur Erde niedergestiegen, und hatte seine Knie vor der holden Braut gebeugt, die ihn mit einem Rosenkranz, den sie vom Haupte ihres Freundes, des Dichters Johannes von Rosenroth genommen

frönte, während dieser wie ein bleicher Schatten im Hintergrunde der Peterskirche zu Rom, ihren Blicken entchwand. Der Schlummer wollte nach diesem Traumgebild die Augen der Erwachten nicht mehr schließen und gern vertiefte sie sich in die Erinnerung der Vision, trotz des Schattens, der sie trübte. Die Hufschläge des Pferdes, der Schall des Posthorns, es war vielleicht eine die Nähe des Geliebten ihr ankündigende Stafette, und der hoffnungreiche Gedanke hielt sie unter den anmuthigsten Vorstellungen wach.

Die Anzeige der Diener, daß Alles zur Besteigung der Kutsche bereit sei, erwartend, schritt die Prinzessin von Polen nach dem eingenommenen Frühstück mit ihrer Tochter in dem Versammlungszimmer auf und nieder, während die Hofdame und Anna noch einige Anordnungen trafen, das übrige Gefolge aber in zwei Bedienten und einer Kammerfrau bestehend, unten im Hofe mit dem Gepäck der Kutschen beschäftigt waren.

Die Thüre des Saals öffnete sich jetzt, allein zu unbeschreiblicher Bestürzung der Anwesenden trat ein Officier der kaiserlichen Besatzung ein, der nach ehrenvoller Salutation den hohen Damen anzeigte, daß in Folge eines per Stafette in der Nacht vom Kaiserhofe zu Wien an den Commandanten der Stadt eingetroffenen Verhaftsbefehls, er die Ordre erhalten, die Weiterreise der Prinzessin Clementine zu verhindern und sie bis zum Eingange weiterer Befehle als Staatsgefangene in dem Palast zu halten.

Selbst sichtlich erschüttert von dem Eindruck, den der Donnerschlag dieser Anzeige auf die Betheiligten hervorge-

bracht, zog sich der Vollstrecker des kaiserlichen Befehls zurück, während schon seine getroffenen Maaßregeln zu Bewachung der Gefangenen in dem Waffengeklirr der ihre Posten beziehenden Schildwachten hörbar sich machten.

Die Ursach dieses Verfahrens war, wie bereits angedeutet, den Gefangenen kein Räthsel; die offenbare Mißbilligung des Kaisers über die beabsichtigte Vermählung Clementinens mit dem englischen Kronprätendenten erklärte Alles. Ausdrücklich hatte er darüber seine Willensmeinung Jakob Sobieski eröffnet, der sich beeilte, dagegen zu handeln, im Geheim hoffend, die seinem Plane günstige Schwester seiner Gemahlin werde ihren Einfluß auf ihren Sohn den Kaiser im schlimmsten Falle geltend machen. Allein die Politik trug den Sieg über alle Verwandtschaftsrücksichten davon. Der Kaiser war aufs Höchste erzürnt, als er erfuhr, wie er hintergangen worden, wie zweideutig Jakob gehandelt, und unter dem Versprechen, Alles in die Hände des Kaisers legen zu wollen, die Tochter im Geleit der Mutter dem Prätendenten in die Hände geführt. Während der kaiserliche Verhaftsbefehl die ihrem Ziele so nahen Reisenden einholte, traf ein gleicher den schuldigen Vater, indem der Landeshauptmann von Brieg den Befehl erhielt, nach einem scharfen Verhör den Prinzen als Staatsgefangenen in das Capuzinerkloster zu Brieg abzuführen. Unterdeß versäumte die Kaiserin Eleonore nicht, den Muth der Staatsgefangenen in Inspruck sowohl, wie den des in Brieg befindlichen durch tröstliche Schreiben aufzurichten. Auch Kaiser Karl VI. suchte seine harten Maaßregeln in einem Schreiben an die Mutter der Prinzessin Clementine durch all

die Gründe zu entschuldigen, die ihn dazu genöthiget, und wobei er in sie drang, ihre Tochter nach Ohlau zurück zu führen. Nach der ausweichenden Antwort auf dieses Geheiß schrieb er an seine Cousine Clementine selbst, und als ein schlechter Kenner ihres Herzens und ihrer Sinnesweise schlug er ihr den Prinzen von Baden zum Gemahl mit der Versicherung vor, daß dem Worte ihrer Einwilligung sofort das seine ihrer Freisprechung folgen werde.

Mit einem bittern Lächeln übergab Clementine das kaiserliche Handschreiben, als sie es durchlesen, der Flamme des Kamins, während sie kurz zuvor ein von dem Ritter St. Georg erhaltenes Billet doux in ihrem Busen verborgen. Er schrieb ihr, eingekleidet in die süßesten Liebesworte, daß ihn in Mailand auf dem Wege zu der geliebten Braut die niederschlagende Nachricht des Schicksals getroffen, das ihre Füße in Inspruck gefesselt, er aber Alles aufbieten werde, ihre Befreiung, von der sein ganzes Glück abhängt, zu bewirken, und daß sie in fester Zuversicht nur den Winken und Weisungen folgen solle, die er durch seinen Vertrauten ihr zukommen lassen werde, während er selbst zurück nach Spanien geeilt sei, und dort für ihren Einzug in London, unterstützt von seinen mächtigen Freunden, Sorge tragen wolle.

Das Amulet dieses Briefes, dem bald mehrere in ähnlicher Weise abgefaßte trostreichen Inhaltes folgten, erleichterte der Prinzessin das Schicksal ihrer Gefangenschaft, und verstrichen auch Tage, Wochen und Monate, ehe jene Versprechungen sich realisirten, die Hoffnung schwand nicht bei der sich dehrenden Länge der Erwartung. Unterdeß war den Ge-

fangenen verstattet worden, die Kirchen und Klöster der Stadt zu besuchen, wodurch Anna von Lebrowska auch volle Gelegenheit gewann, das Denkmal Kaiser Maximilians in die genaueste Betrachtung mehrmals zu ziehen und davon eine Beschreibung ihrem Freunde zu entwerfen. Sie entschloß sich endlich dazu, in Hoffnung dafür eine dankende Antwort von ihm zu erhalten. Diese blieb auch nicht aus und der melancholische Ton des Briefes verrieth, daß der Schreiber nach der fernern Freundin sich sehne, obwohl keine eigentliche Liebesversicherung darin enthalten war. Dafür aber entschädigte ein dem Briefe beigeflossenes Gedicht, das unter dem Titel: an Chloë, das tiefste Gefühl aussprach, aber in zu hochtönender Weise für Annas einfachen schlichten Sinn, so sehr es sie auch schmeichelte, sich unter dem Schäfernamen gemeint zu wissen, wie sie nicht zweifelte. Sie theilte das Gedicht der Prinzessin Clementine mit, und auch diese schüttelte das Haupt, als sie es durchlesen. „Was die Dichter doch für seltsame Wesen sind,“ sagte sie, „die Gegenstände ihrer Anbetung nehmen unter dem verklärenden Scheine ihrer Phantasie eine andere Gestalt und Farbe an, als die, welche sie in der Wirklichkeit haben. So hat er Dich hier in dem Gedicht nicht als ein liebliches, anmuthiges Menschenkind, sondern als einen wahren Engel geschildert!“ — „Und in strahlender Schönheit,“ setzte die Beschämte zu Boden blickend hinzu. „Himmelsaugen und blondes Gelock hat er mir, die ich ja nur braune Augen und schlichtes schwarzes Haar habe, angedichtet. O ich möchte ihn schelten wegen dieser Unwahrheit.“ „Thue dies nicht,“ sagte Clementine, „es ist ja nur aus einer dichterischen Verirrung

geschehen, die mußt Du ihm schon zu Gute halten, da Liebe ihn dazu verleitet. Wenn er Dich aber einst fragen sollte, wie mir seine Epistel an Chloe gefallen, so sage ihm, die mir im Walde zu Pöpelwitz in Prosa gegebene Erklärung auf meine Frage, wie er ein Dichter geworden, habe mir besser gefallen, als dieses dichterische Produkt, und er solle die edle Einfachheit von Tasso, meinem Liebling, sich mehr zum Muster nehmen, nicht seine vaterländischen Zeitgenossen, den Lohenstein, Logau und Andere, deren Poesien mitunter viel Fades und Schwülstiges enthalten, was sich in den der italienischen Dichter nicht findet, auch wohl in der schwerfälligen deutschen Sprache liegen mag."

Die Prinzessin hatte die Zeit ihrer gegenwärtigen Abgeschiedenheit fast nur mit wissenschaftlichen Beschäftigungen, mit der Lectüre der Meisterwerke der italienischen, französischen und englischen Literatur verbracht. Die vorzüglichsten in ihrer Handbibliothek zu Ohlau befindlichen waren von ihr eigenhändig in der Nacht vor ihrer Abreise in eine Kiste geschichtet und diese im Einverständnis mit einer vertrauten Kammerfrau statt einer andern mit Putzgegenständen gefüllten, in den Packwagen eingeschmuggelt worden. Bei dieser, ihrem Geiste so sehr zusagenden Nahrung, an die er von Kindheit an gewöhnt worden, empfand sie wenig den Mangel der Vergnügungen und äußeren Zerstreuungen, die ihrem Sinne nie zum Bedürfniß geworden, ja es gab Stunden, wo jene Genüsse das unbehagliche Bewußtsein in Haft sich zu befinden, aufhoben, und damit auch die ungeduldige Sehnsucht ihres Herzens beschwich-

tigten, das so grausam in die Ferne gerückte Ziel ihrer Wünsche zu erreichen.

Zum erstenmal erkannte auch jetzt Hedwig Elisabeth den günstigen Eindruck, den jene Beschäftigungen auf das Gemüth ihrer Tochter übten, und obwohl ihr selbst die poetische Verstandniß ihres Werthes fehlte, um ähnlichen Genusses theilhaftig zu werden, so eignete sie doch in mütterlicher Theilnahme sich dessen Wirkung an. Für ihren Zeitvertreib hatten die frommen Schwestern des von ihr besuchten hier befindlichen Damenstiftes, dessen Aebtissin eine Verwandte der Prinzessin war, in der aufmerksamsten Weise Sorge getragen, und dabei auch der Braut des Königs von England zu großem Dank sich verpflichtet. Bei Bewunderung der ihr vorgelegten Klosterarbeiten, besonders der in künstlichen Stickereien bestehenden, hatte Hedwig Elisabeth geäußert, wie eine erst kürzlich in Ohlau begonnene ähnliche Arbeit, deren Dessin sie näher bezeichnete, durch ihre Abreise unterbrochen worden, und wie treffliche Dienste jetzt diese ihre Lieblingsbeschäftigung ihr leisten würde. Wenige Tage nach dieser Erklärung traf von Seiten der Aebtissin und der übrigen Klosterfrauen eine Sendung in dem Greifischen Palaste an die Prinzessin von Polen ein. Sie bestand in einem vollständigen Apparat und allen kostbaren Materialien zur Stickerei einer Altardecke, und ein freudiger Ausruf des Entzückens entschlüpfte den Lippen Clementinens, die bei der Enthüllung der Emballage gegenwärtig, als ihre Augen auf das entrollte Stickmuster fielen. Es war St. Georg, ihr Schutzheiliger, wie er auf schneeweißem Stoffe in blinkender Rüstung, das edle Haupt mit dem gold-

nen Helm bedeckt, in der rechten Hand das blizende Schwert herab sich beugt, dasselbe in den Rachen des nach ihm schnaubenden sich ringelnden Ungethüms, des gräulichen Lindwurms, zu senken.

„O,“ rief Clementine mit leuchtenden Blicken, indem sie die Schultern der Mutter küßte, „an dieser Arbeit bitte ich mich auch ein wenig Theil nehmen zu lassen, sie reizt mich so, daß ich Tasso, Corneille und Shakespearre darüber gern vernachlässigen werde.“

„Ich billige dies vollkommen,“ erwiederte Hedwig Elisabeth, „und gern gestatte ich Ihnen die Ausführung der ganzen Figur des Heiligen, sammt dem Rosse, das ihn trägt, zu übernehmen, während ich mit dem Lindwurm mich beschäftigen und dabei mir ihn als den Antichrist vorstellen will, den die herrliche Kraft und Macht des Christenthums besiegt.“

„Und ich,“ bemerkte bescheiden das dabei stehende Hofräulein, „ich darf wohl die schon gewickelten Seiden-, Gold- und Silberfäden zu der Stickerei fortiren.“

„Du darfst noch mehr,“ erwiederte schnell Clementine; „da Du so gern Hände und Füße bekleidest, will ich Dir erlauben, den Stahlhandschuh und die Fußschienen dem heiligen Ritter Georg hier anzulegen, ja selbst die Sporen, wenn vor diesem Dienste Dein schüchterner Mädchensinn nicht erschrecken sollte!“

„Und auch ich,“ setzte Hedwig Elisabeth sehr gütig und herablassend hinzu, „will Dir erlauben, an dem Grunde arbeiten zu helfen, auf welchem die heilige Scene hervortritt. Und wenn, wie zu erwarten steht, das Werk hier in Anspruch

nicht seine Vollendung erreichen sollte, wirst Du mir in Ohlau dabei Deine Nadelfertigkeit an den Tag legen dürfen. Vorerst aber sollst Du Dich als Gesandtin unsres Dankes in das Kloster verfügen und ein Handbillet von mir der hochwürdigsten Frau Abtissin behändigen."

Der Anlaß zu diesem Auftrage und die Erledigung desselben führte bald öftere Zusammenkünfte der Bewohner des Greifischen Palastes mit denen des Damenstiftes herbei. Die Guld und Freigebigkeit, der sich auch das Hofräulein der Prinzessin von Seiten der frommen Schwestern zu erfreuen hatte, legte Clementinen eines Tages die scherzende Aeußerung in den Mund, daß Annas Better Johannes, wohl in Sorge gerathen würde, wenn er den Verkehr seiner lieben Base mit den Klosterjungfern ahnen könnte.

„D, er würde gewiß nichts dagegen haben,“ versicherte Anna, „denn, obgleich er Protestant ist, ehrt er doch, wie Sie wissen, die katholische Religion.“

„Und Du wirst ihn am Ende noch zum Proselyten machen, ihn zum Uebertritt in die allein seligmachende Kirche bewegen,“ versetzte die Prinzessin.

„Das würde,“ versetzte Anna, „wohl nur dem hochwürdigsten Fürstbischof, seinem verehrten Gönner gelingen, allein dieser soll, wie Johannes einst gegen meinem Oheim äußerte, nie Ueberredungsmittel anwenden, neue Mitglieder für seine Kirche zu gewinnen, sondern die Hinneigung dazu dem eignen Antriebe, der inneren Ueberzeugung eines Jeden überlassen.“

„Ja, er ist ein Schirmvogt der christlichen Glaubensfreiheit,“ sagte Clementine, „und oft soll er schon Tadel darüber

von weniger toleranten Fürsten erfahren haben. Allein er steht zu hoch, um ihn angreifen zu können, und dann bezeugen ja auch seine segensreichen Stiftungswerke, das Orphanotrophium, in welchem eine Anzahl mittelloser oder verwaiseter Knaben und Mädchen adeligen Standes aufs Beste gepflegt und erzogen werden, welcher ein fürsorgender Hort er den katholischen Familien des schlesischen Landes ist."

Dies Gespräch unterbrach der Eingang eines Schreibens, dessen Inhalt die Prinzessin in freudige Bestürzung versetzte. Es kündigte dasselbe die ihr von Seiten des Kaisers bewilligte Freiheit jedoch mit dem Bedeuten an, die erhaltene Erlaubniß in wenig Tagen Inspruck verlassen zu dürfen, nur zur Rückkehr in ihre Heimath benutzen zu wollen. Diese Klausel minderte beträchtlich die Freude über die gewonnene Freiheit, die in der That keine war. Gleichzeitig waren auch Briefe von der Kaiserin Eleonore an ihre Schwester und von Jakob Sobieski an die Gemahlin und Tochter eingegangen. Die erstere schrieb, daß sie in Sorge über die schwache Gesundheit ihrer Schwester, dieser wohlmeinend rathe, nur sehr kleine Tagereisen bei der gebotenen Rückkehr in die Heimath zu machen, und die Berathene erkannte in dieser Weisung sehr richtig einen Fingerzeig, sich nicht mit der Rückkehr zu beeilen, sondern ein sie vielleicht hinderndes Ereigniß abzuwarten, das als deus ex machina ja jeden Augenblick die zu nehmende Reiseroute verändern könne. Darauf hindeutend, schrieb auch Jakob Sobieski seiner Tochter, sie möge in allen Dingen nur der Anweisung Ihres Gemahls, er bediente sich des Wortes, folgen, und durch keine Drohungen des Kaisers in ihrem Entschlusse sich wan-

kend machen lassen. Seiner Gemahlin schilderte er in sehr schwarzen Farben den Vorgang seiner Verhaftung, wogegen er an den Kaiser eine Appellation mit der Erklärung erlassen, daß er sich ganz aus den kaiserlichen Erbstaaten zurückziehen wolle, um frei, wie seine Vorfahren leben zu können.

Während unsre Staatsgefangenen mit ihren Angelegenheiten so beschäftigt zurückgezogen von allem Verkehr mit den Bewohnern von Innsbruck ihre Abreise von einem Tag zum andern verzögerten, hatte sich die von jenen ihnen geschenkte Aufmerksamkeit andern Personen einstweilen zugewendet. Aufsehen erregende Reisende waren eingetroffen, die alle Zimmer des ersten Gasthauses in der Stadt in Beschlag genommen und hier zu längerem Verweilen durch die Beschädigungen, welche ihre Reisekutsche erlitten, genöthigt worden, zu deren Reparatur, wie die herbeigerufenen Handwerksleute erklärt, viel Zeit gehören werde. Die Fremden waren, wie sich aus ihren Pässen ergab, zwei Engländer, Sir Organ und Misset mit der Gattin des Letzteren, und ein französischer Stabsoffizier, Namens Gaidon. Sie zeigten sich anfänglich sehr beunruhiget über den nothgedrungenen Aufenthalt, da sie angeblich ihre Reise schnell fortzusetzen wünschten, doch benutzten sie ihn zur Besichtigung städtischer Merkwürdigkeiten und Umgebungen, wobei sie Gelegenheit fanden, die Bekanntschaft einiger vornehmen Personen von der Bewohnerschaft zu machen. Diese beeiferten sich in der zuvorkommendsten Weise, Fremden, die durch ihren Aufwand ihnen imponirten, und deren lebenswürdiges Betragen von ihrer feinen geselligen Bildung zeigte, sich gefällig zu erweisen, den unfreiwilligen Aufenthalt ihnen angenehm zu machen.

Dankbar wurden diese Freundlichkeiten auch angenommen, und die Gesellschaften häuften sich, die den Fremdlingen zu Ehren gegeben wurden, welche in der ihnen geschenkten Gunst sich so zu befestigen verstanden, daß sich ein allgemeines Bedauern über ihre sich nähernde Abreise kund gab. Ja es schien, als ob von den neuen Freunden derselben die Handwerker, welche mit der Reparatur des Wagens beauftragt, bestochen worden, so langsam ging dieselbe von Statten.

Mistress Misset, die nicht weniger als ihre Gefährtin jene angenehmen Eindrücke hervorgebracht, hatte schon in der ersten Gesellschaft, die sie hier besuchte, das Vertrauen einer Dame gewonnen, die in ihr mit Vergnügen eine Landsmännin wieder erkannte. Nach mehreren zutraulichen Aeußerungen, welche dieser Erkennung folgten, trug die von Mistress Misset so angenehm Angesprochene kein Bedenken, derselben zu gestehen, daß sie das Schicksal der Braut des Prätendenten Jakob Stuart, die hier in Inspruck als eine Gefangene gehalten werde, sehr beklage, um so mehr da die Unternehmungen ihres Verlobten in Spanien keinen glücklichen Ausgang versprächen, die Elemente sich der Expedition selbst widersezt und einen Theil der ausgelaufenen Flotte zerstreut hätten; der Herzog von Ormond, an der Spitze der Expedition stehend, durch dieses Mißgeschick aber nicht niedergeschlagen, im Begriff stehe, mit einer großen Mannschaft und vielen Munitionsvorräthen zu einer Landung in Schottland oder Irland sich einzuschiffen, wozu sie ihm den glücklichsten Erfolg nicht nur als seine nahe Verwandte, sondern auch als Anhängerin der unglücklichen Stuarts wünsche.

Mistress Misset drückte bei dieser zutraulichen Eröffnung ihrer Landsmännin die Hand, mit der leise geäußerten Bitte, ihr einen kleinen Freundschaftsdienst erweisen zu wollen, wozu sich die Aufgeförderte sogleich bereitwillig erklärte.

Einige Tage darauf wurde der Prinzessin Clementine in heimlicher Weise ein Schreiben ihres Verlobten behändiget. Jakob Stuart beschwor sie darin in der Sprache der feurigsten Liebe, den von ihm zur ersehnten Vereinigung getroffenen Anordnungen folgen, und zu einer Flucht aus Innsbruck sich entschließen zu wollen, indem bereits dazu seine dahin abgegangenen Bevollmächtigten alles Nöthige vorbereitet hätten und mit ihrem Leben für die Sicherheit der geheiligten Person seiner Braut einstehen würden.

Der Umschlag enthielt die von den Vertrauten des Bräutendenten erhaltenen näheren Angaben der getroffenen Maßregeln, so wie die zur Ausführung bestimmte Zeit und Stunde.

Als die Prinzessin ihrer Mutter diese inhaltschweren Papiere reichte, schloß diese aus dem frohbewegten Ausdruck, mit dem es geschah, auf erfreuliche Mittheilungen, und die Täuschung ihrer Erwartung fiberirte in ihren Zügen, den zitternden Händen bei Lesung des Briefes und des ihn begleitenden Commentars dazu. Einer Ohnmacht nahe sank sie in einen Sessel und die gepreßte Brust erleichterte endlich ein Thränenerguß, der auf das Haupt der vor ihr knieenden Tochter troff, welche die kalte zitternde Hand der Mutter mit ihren heißen Küffen zu wärmen suchte.

„O mein Gott“, seufzte Hedwig Elisabeth, „in das gefahrvolle und dabei in seiner Einleitung mir so unwürdig er-

scheinende Unternehmen soll ich willigen? Ich, die Schwester der Mutter des Kaisers soll zugeben, daß meine Tochter gleich einer gemeinen Verbrecherin in Verkleidung mitten in der Nacht unter dem Schutze fremder Männer, ohne anständige Geleitschaft einen Fluchtweg einschlage, der wohl eher in das Verderben als in die Arme ihres Gemahls sie führen könnte? Und welche Folgen werden im glücklichsten Falle daraus entstehen? Nie wird der Kaiser diese heimliche Entweichung, diese Beleidigung seines so streng ausgesprochenen Willens verzeihen!" Die Tochter wußte aber auf diese Besorgnisse der Mutter in Erinnerung zu bringen, wie sie ja längst auf die Mißbilligung des Kaisers vorbereitet, die ganze Reise nach Inspruck unternommen, die seinem Willen entgegen gewesen; und mit einem Scharfsinn, einer muthigen Ueberlegenheit, wie sie einem liebenden Herzen eigen, wenn es gilt Einwürfe, die sich gegen seine Wünsche erheben, niederzuschlagen und zu befügen, fuhr Clementine fort, die Einwendungen ihrer Mutter zu bekämpfen, und wie vorauszusehen, gelang es ihr, sich ihrer Einwilligung in den Fluchtplan zu verschern.

Auch Anna wurde in denselben eingeweiht, und sie erbleichte dabei wie die Mutter der Prinzessin. „O Gott gebe seinen Segen dazu“, seufzte sie mit gepreßter Stimme. „Mein Herz, verzeihen Sie, Prinzess, oder Majestät, wie es sich wohl ziemt zu sagen, mein Herz ist so bange geworden vor dem heimlichen Schritte, den Sie zu Erlangung Ihres Glückes thun müssen. Möchte er Sie nur niemals gereuen! Herr Benjamin Schmolke, der Pathe meines Vatters Johannes, sagte einst: man müsse sein Glück nicht erzwingen, nicht auf

heimlichen Wegen, immer nur auf den geraden suchen, damit man dereinst den Vorwürfen über eine mögliche üble Wendung der Dinge entgehe“.

„O kleine Weisheit“, entgegnete Clementine, „Du weißt nicht, was es heißt, unter dem Schutze St. Georgs zu stehen; der wiegt alle Bedenklichkeiten aus dem salbungreichen Munde Deines Benjamin Schmolke auf.“

Allein trotz der Ueberzeugung jenes Schutzes erblaßte die Prinzessin, als am nächsten Tage der Offizier, welcher ihr zuerst das Schicksal ihrer Verhaftung angekündigt und die spätere Freigebung in dem kaiserlichen Schreiben überbracht, jetzt wieder als Abgeordneter des Commandanten erschien, beordert ihr mitzutheilen, daß in Folge des Aufenthaltes der Verdacht erregenden Fremden am Orte zu Verhinderung jeder Communication derselben mit den hohen Bewohnern des Greifischen Ballastes, der Commandant befiehlt sei, mit Militärposten alle Ein- und Zugänge desselben bis auf weitere Ordre zu besetzen.

„Mein Gott“, rief Anna nach dieser Anzeige, während die Prinzessin selbst noch keines Wortes mächtig war, „wird diese Einsperrung sich auch auf die Personen des Gefolges Ihrer Hoheit, auch auf mich, Ihr unschuldiges Hoffräulein, ausdehnen?“

„In der Beziehung dürfte vielleicht eine Vergünstigung statt finden“, versetzte der Offizier, bestochen von den schönen braunen Augen des Hoffräuleins, mit denen sie ihn in bittender Weise anblickte.

„Ich stehe“, fuhr Anna fort, „mit den frommen Schwestern des Klosters hier in Verbindung, indem sie mich der Ehre ge-

würdigt, Theil an einer Stickarbeit zu nehmen, die zur Bekleidung des Altars des heiligen Bartholomäus am nahen Festtage desselben fertig werden soll. Sollten Sie, mein Herr Offizier, vielleicht etwas dazu beitragen können, daß meine an dem heiligen Werke theilnehmenden Hände nicht behindert werden? Im Namen der Klosterjungfrauen könnte ich Ihnen im Voraus ihren Dank nebst dem meinigen abstaten."

„Ich werde“, versetzte der geschmeichelte Offizier, der zufällig ein Namensvetter des gefeierten Heiligen war, „den Schildwachen die Weisung ertheilen, Sie stets frei ein- und auspassiren zu lassen; allein nur Sie, mein Fräulein!“

Als der Ueberlistete mit einem sprechenden Blick auf die schöne Versucherin sich zurückgezogen, vermochte diese kaum der Neigung, die Prinzessin zu umarmen, zu widerstehen, während diese mit einiger Betroffenheit das Mädchen, ihr heiteres Antlitz fixirte und das Schweigen mit der ernstesten Frage unterbrach: „Warum hast Du Dir eine Unwahrheit gegen den Offizier zu Schulden kommen lassen; ich liebe das nicht.“

„Und errathen denn Ew. Hoheit nicht, warum es geschah, warum ich den Verstoß auch gegen meine eigne Wahrheitsliebe beging und einmal den Grundsatz meines Oheims: „,der Zweck heilige das Mittel““, den er von einem Professor im Jesuiten-Collegium eingefogen, befolgte.“

„D jetzt geht mir ein Licht auf“, erwiderte Clementine. „Du treue Seele willst Dich für mich opfern, allein Du bedachtest nicht, daß ich dazu auch meine Einwilligung geben müsse.“

„O diese lassen Sie mich hier zu Ihren Füßen erstehen“, rief Anna, indem sie die Knie ihrer geliebten Gebieterin umfaßte. „Kein Unglück wird mir widerfahren, wenn ich thue, was mein Herz, meine Pflicht mir gebietet. Und wie sollte der kaiserliche Hof ein armes Mädchen bestrafen, das doch nur ihrem Gefühl gefolgt. Darum weigern Sie Sich nicht, Prinzessin! eine Vermittlung anzunehmen, die ja recht augenscheinlich eine Gott gefällige ist.“

„Nun, so will ich sie mir in Gottes Namen gefallen lassen und alle Heiligen anflehen, daß sie Dich in ihren Schutz nehmen und kein Härchen Dir gekrümmt werde.“

Um die Wächter sicherer zu täuschen, hütete die Prinzessin Clementine seit einigen Tagen, angeblich krank, das Bett. Sie schrieb in dieser Zeit an ihren Vater wie an mehrere ihrer Verwandten, und zuletzt am Morgen des zur Flucht bestimmten Tages auch an den Kaiser. Als sie damit zu Ende, athmete sie auf, als sei eine schwere Last ihr vom Herzen genommen, und das Haupt auf die Kissen zurücksinken lassend, lag sie so eine Weile mit geschlossenen Augen. Ein um ihren schönen Mund spielendes Lächeln aber zeigte, daß hinter dem äußern Vorhang angenehme Bilder sie beschäftigten. Sie träumt wohl süß! dachte Anna in aufmerkamer Beobachtung der anscheinend Schlummernden, und legte leise das Buch nieder, in welchem sie unter dem Schreiben der Prinzessin gelesen, um jetzt nicht durch das Umwenden der Blätter ihre Ruhe zu stören. Bald aber öffnete jene wieder die Augen, und mit einem liebevollen Blick auf die fürsorgliche Wächterin sagte sie: „Ich

schlief nicht; dazu bin ich noch zu aufgereggt. Ich dichtete, wenn ich die unwillkürliche Bildung meiner Gedanken in eine Versform also nennen darf. Das Wesen dazu entwickelte sich aus meinem Briefe an den Kaiser, doch er würde, wenn es auch einen Tasso'schen Geist verriethe, keinen Gefallen daran finden und sich schwerlich veranlaßt finden, der Akademie der Wissenschaften den Auftrag zu ertheilen, seiner Cousine das Diplom einer kaiserlich gekrönten Poetin zu übersenden."

„Wie sehr aber würde mein Vetter Johannes sich über Ew. Hoheit Gedicht freuen“, versetzte das Hoffräulein.

„Der darf nichts davon erfahren“, entgegnete schnell die Prinzessin. „Er würde über meine schwache Produktion mitleidig lächeln, wenn auch nicht gerade spotten, denn in Bezug auf fremde Erzeugnisse besitzt jeder Dichter, sei er groß oder klein, ein gar scharfes kritisches Auge.“

„Das traue ich meinem Johannes nicht zu“, sagte Anna, „aber ich theile Ihre Meinung, ihm von Ihrem dichterischen Versuche nichts merken zu lassen, damit er nicht etwa auf den eiteln Gedanken gerathe, Sie durch die seinigen dazu animirt zu haben.“

„O dieß wird ihm nicht einfallen, sollte ihm auch mein kleines in italienischer Sprache verfaßtes Gedicht jemals vor Augen kommen.“ Die Prinzessin erfaßte bei diesen Worten die Feder zu Niederschreibung desselben, während Anna zu Besorgung einiger ihr ertheilten Aufträge das Zimmer verließ.

Es war Abends gegen elf Uhr, als die Prinzessin Clementine in den Kleidern ihres Hoffräuleins unbehindert durch die im Vorsaale postirten Wachen zum Hause hinausschritt und den Weg nach dem Kloster einschlug, während Anna mit der Mutter der Entwichenen in dem Anzuge derselben vor dem Betpulte kniete und heiße Gebete zum Himmel für das Gelingen des Wagnisses und die Abhaltung jeder Gefahr auf ihrem nächtlichen Wege sandte. Dazu waren zwar, wie sie zu ihrer Beruhigung erfahren, alle Vorsichtsmaßregeln von den Freunden getroffen, unter deren Schutz sich zu begeben die Prinzessin im Begriff stand, und mit denen sie noch in dieser Nacht ihren Fluchtweg nach Italien einschlagen wollte. So hatte freilich noch nie, wie auf dem heutigen Gange, Clementinens Herz gepocht. Zum erstenmal in ihrem Leben die lange finstere Straße einer fremden Stadt, ohne alles sichtliche Geleit zu durchmessen, jeden Augenblick einen Angriff ihrer Person besorgen zu müssen, war ein Wagniß, das nur ein so von Liebe erfülltes Herz und dadurch so muthvolles Wesen, wie es die Prinzessin war, bestehen konnte. Verdeckt durch einen Pfeiler am Kloster, harrte ihrer der Verabredung gemäß, am Eingange desselben Herr Misset, um im Schutze des nächtlichen Dunkels die Erwartete in den Gasthof zu geleiten, vor dessen Thüre die angespannte Kutsche sie aufnehmen und in Sicherheit bringen sollte. Es hatte an dem vorhergehenden Tage heftig geregnet, und der Schmutz in den Straßen war so groß, daß darin ein Schuh der Prinzessin stecken blieb, als sie am Arme ihres Begleiters schnellfüßig ihren finstern Weg verfolgte. Allein wie weiland Aschenbrödel achtete sie des Unfalls nicht, war auch der verlorene Schuh kein

gläserner Pantoffel und der eingeschlagene Fluchtweg kein Gang nach der Kirche, den der Liebhaber jenes schönen Kindes mit Wech bestreichen lassen. Vielleicht aber dachte Clementine, während ihr nur mit dem seidnen Strumpf bekleidetes Füßchen in die ungewohnte Algamation mit den in Brei versetzten elementarischen Stoffen gerieth und dabei auch mancher empfindlichen harten Berührung ausgesetzt war, an den im Schlosse zu Ohlau geäußerten Wunsch ihrer treuen Anna, den Weg zum Altare in der angenehmsten Weise mit den schönsten Blumen ihr bestreuen zu können. Leider durfte sie, am Gasthose angelangt, keinen Augenblick Zeit verlieren, und gewarnt durch die Erfahrung ihres Vaters, dem eine unkluge Zögerung eine Krone gekostet, bestieg sie den Wagen, ohne den Wechsel ihrer Fußbekleidung vornehmen zu lassen. Es läßt sich denken, daß über die unbehagliche Empfindung dieses Zustandes sie andere Gefühle erhoben und nächstdem auch bald die abhelfende Wahrnehmung desselben von Seiten der Mistreß Mißet, die nebst dem Major Gaidon mit ihr den Wagen bestiegen. Organ ritt neben her, Mißet aber blieb in Innsbruck, um zu beobachten, ob man die Flucht der Prinzessin entdecken und welche Maßregeln man zu ihrer Einholung treffen werde. Die Ruhe der Wache vor dem Ballaste derselben überzeugte ihn bald, daß man die Entweichung der vermeintlich Kranken nicht ahne, und er säumte daher nicht, den Abgereisten zu folgen, doch immer zwei Stationen hinter ihnen sich haltend und gerüstet, im Fall der Noth gewaltsam die Maßregeln zu ihrer Verfolgung zu hintertreiben.

Unterdessen hatte in Innsbruck ein kleines barfüßiges Mäd-

chen, über den Schmutz der Straße hinwegschreitend den seidnen Schuh der Prinzessin, den diese darin stecken lassen, entdeckt, und nachdem es den aus der Vertiefung gezogenen Fund eine lange Weile mit großen Augen betrachtet, ihn sodann nach Hause getragen und der Mutter vorgezeigt. Diese war die Frau eines Soldaten, der eben von seiner Ablösung als Wache von dem Greifischen Ballast heimkehrte und von seinem Töchterchen mit den Worten empfangen wurde: „Ach Vater, wenn ich doch den zweiten Schuh zu dem hätte, den ich vorhin hier im Kothe gefunden. Die Mutter hat ihn gereinigt und ich hätte dann ein paar seidene Sonntagschuhe und könnte Staat darin machen, gleich einer Prinzessin.“ Der Soldat faßte bei dieser Rede das Corpus Delicti aufmerksam ins Auge und in die Hand, und ein Verdacht stieg dabei in ihm auf, der ihn antrieb, sofort eine Meldung von dem Funde mit Vorzeigung desselben auf der Hauptwache zu machen. Während dieser Anzeige und des weiteren Reports an den Commandanten, den sie zur Folge hatte, führte die Leidenschaft des wachthabenden Offiziers, der eben im Greifischen Ballast zu einer Visitation der Posten erschienen, die Entdeckung der Flucht auf einem andern Wege herbei.

Rühn durch die von einem der Nachtposten erhaltene Anzeige gemacht, daß das Hoffräulein gestern Abend um 11 Uhr den Ballast verlassen, vielleicht, wie der Offizier vermuthete, zu einem Rendezvous im Garten mit einem seiner Kameraden, der mit ihm von den schönen braunen Augen des Fräuleins gesprochen, zeigte er sich so zudringlich gegen die Beargwohnte, als er mit ihr auf dem zu den Gemächern der Prinzessin füh-

renden Corridor zusammentraf, daß diese den unverschämt sich ihr Nähernden mit aller Kraft abzuwehren sich genöthigt sah, und bei diesem Kampfe ihn an die äußere Thüre eines Zimmers unwillkürlich drängte. Diese wich bei dem plötzlichen Andränge aus dem Schloß und der Offizier taumelte in das Schlafzimmer der Prinzessin Clementine. Erschrocken blickte er um sich, aber bald wahrnehmend, daß dessen Inhaberin sich nicht darin befand, machte er Miene, seine Zudringlichkeiten gegen das Hofräulein derselben fortzusetzen, deren Geistesgegenwart in dieser Bedrängniß eine doppelt schwere Probe bestand.

„Still, still, um aller Heiligen willen weichen Sie zurück und verlassen Sie das Zimmer!“ bat flehentlich die Geängstigte. „Die Prinzessin hütet das Bett dort in der Nische, bemerken Sie nicht, wie die Vorhänge desselben sich bewegen. Ihr Eintritt hier, die Störung ihrer Ruhe ist ein Majestätsverbrechen!“

„Ha, Sie wollen mich nur überlisten“, entgegnete der Offizier, „ich sehe keine Bewegung der Bettgardinen, fühle aber große Lust, sie zu entfalten, denn ich ahne, was vorgegangen, und was mir den Kopf kosten kann.“

„Wenn Ihnen dies Unglück drohen sollte“, nahm Anna angstvoll das Wort, indem sie seinen Arm erfaßte, um ihn an Ausführung seines Vorsazes zu hindern, „so sein Sie überzeugt, daß ich mich zu den Füßen des Kaisers werfen, für Sie um Gnade bitten, und mich allein als die Schuldige, wie ich es auch bin, angeben würde.“

„Nun wohl“, sagte der Offizier, „ich gehe meinem Schicksal entgegen, allein — schönes, geliebtes Mädchen, wollen Sie mir es nicht durch einen Kuß, nur durch einen einzigen, versüßen.“

„Ich kann es nicht“, versicherte Anna, „ich liebe schon, und ein Kuß, wie Sie ihn verlangen, würde Versündigung an dem Manne sein, den ich im Herzen trage. Aber mein Wort werde ich halten, wenn Ihnen eine Gefahr drohen sollte, darauf verlassen Sie Sich. Und nun noch eine Bitte, sagte sie, indem sie die Hand des Offiziers zutraulich erfaßte. „Nehmen Sie hier diese mit kostbaren Steinen besetzte Uhr, ein Geschenk, das ich der Prinzessin verdanke, die in wenigen Tagen schon Königin von England sein wird, als ein Andenken von mir an. Da es keine Bestechung ist, so können Sie ohne Gewissenskrupel meine Bitte erfüllen!“

„So will ich denn“, sagte der Offizier, indem er das Geschenk an seiner Brust verbarg, „es bis zu meiner letzten Stunde hier am Herzen tragen und des spröden Mädchens zeitlebens in Liebe gedenken.“

Dagegen hatte Anna nichts einzuwenden, und sie eilte jetzt die Prinzessin Hedwig Elisabeth von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Eine halbe Stunde darauf fand sich der Commandant von Inspruck nach der erhaltenen Meldung von der Entweichung der Prinzessin Clementine in dem Greifischen Ballaste ein, nähere Erkundigung darüber an Ort und Stelle einzuziehen, ja, wie er ermächtigt zu sein glaubte, die Mutter der Prinzessin über die Flucht zu vernehmen und ihr Eingeständniß zu Protokoll zu bringen.

Hedwig Elisabeth empfing ihn mit all der Würde, die sie unter allen Verhältnissen behauptet, und setzte den Bemerkungen, des Obristen, die nicht respektwidrig, doch von seinem Unwillen

diktirt waren nur entgegen, daß sie mit ihrem Gemahl und ihren Kindern nicht unter der Botmäßigkeit ihres Neffen, des Kaisers, stehe und es allein zu verantworten habe, dem gewaltthätigen Einschreiten Sr. Majestät zu Verhinderung der beschlossenen Vermählung der Prinzessin Clementine mit dem Könige von England, entgegen gewirkt zu haben. Dieser Versuch sei gelungen, die Prinzessin vielleicht schon vermählt und auf dem Wege nach Rom, wo sie den Segen des heiligen Vaters dazu empfangen und unter seinem Schutze so lange weilen werde, bis die Hemmnisse ihres Einzuges in London gehoben sein würden.

„Hier“, indem sie ein versiegeltes Schreiben aus ihrem Pulte nahm, „hier in diesem an den Kaiser gerichteten Briefe von mir, wird er einen ausführlicheren Bericht über den Vorgang erhalten, als Sie denselben zu geben im Stande sind, und ich beauftrage Sie, denselben an ihn abgehen zu lassen, auch ist die Anzeige, daß ich morgen meine Rückreise in die Heimath anzutreten gedenke, darin enthalten.“ Sie erhob sich ein wenig bei dieser Schlußäußerung vom Sessel, und der Commandant, nachdem er das Schreiben in Empfang genommen, folgte dem Entlassungszeichen, still auf dem Corridor und der Treppe vor sich murmelnd: wäre die stolze Frau nicht die Tante des Kaisers, die Schwester seiner Mutter, ich hätte weder nach ihr, noch ihrem Gemahl, dem polnischen, noch nach ihrem Schwiegersohn, dem englischen Prätendenten gefragt und sie sammt ihrem Gefolge noch in strenger Haft den Streich büßen lassen, den sie mir gespielt.“

Um wo möglich noch den schlimmen Folgen, die daraus

für ihn erwachsen würden, vorzubeugen, fertigte er auf allen Wegen, welche die Flüchtlinge einschlagen konnten, Couriere an die Ortsbehörden mit den strengsten Befehlen ab, auf der Tour im Betretungsfalle die Prinzessin im Guten oder mit Gewalt festzuhalten. Einer dieser Couriere traf unterwegs mit Misset zusammen, und dieser war fest entschlossen, um jeden Preis die Verfolgung seines Zweckes zu hindern, entweder durch ein Opiat, dessen Genuß bald darauf in einen bewußtlosen Zustand, doch ohne lebensgefährliche Folgen, versetzte, oder wenn es ihm nicht glücken sollte, durch Anwendung dieses milden Mittels seine Absicht zu erreichen, mit einem Pistolenschuß den Courier zu tödten. Glücklicherweise fand Misset Gelegenheit, demselben, als er in anscheinend freundlicher Gefährtschaft sich ihm angeschlossen, das Opiat beizubringen, indem der Sorglose den ihm gutmüthig angebotenen Trunk aus der Reisetasche des gesprächigen Begleiters nicht ausgeschlagen. Die Wirkung erfolgte binnen wenig Minuten, die Misset sogleich benutzte, sich der Depeschen des Couriers zu bemächtigen. In größter Eil setzte er seinen Weg fort, die Prinzessin einzuholen und sie wegen der gefürchteten Verfolgung zu beruhigen. Nach einer ununterbrochenen, drei Tage und drei Nächte dauernden Eilfahrt gelangten die Flüchtigen in den Kirchenstaat und athmeten nun in Freiheit auf. In Bologna wurde die Prinzessin von Lord Dunbar, dem Abgesandten des Prätendenten, empfangen, von dem er beauftragt worden, sein Stellvertreter bei der Vermählungsfeierlichkeit zu sein, im Fall er verhindert werden sollte, zu dem bestimmten Termin aus Spanien einzutreffen.

Clementine vernahm diese Anzeige, die wie ein Frostschauer über die erblüthete Rosenflur ihrer Erwartung strich, mit einem so sichtslichen Schreck, daß Lord Dunbar sich veranlaßt fühlte, die Erblichende mit der Versicherung zu beruhigen, daß die Möglichkeit, die ihn der zugeordneten Ehre Stellvertreter des Königs bei der Trauungszeremonie zu sein, berauben werde, ja noch vorhanden sei, indem der König jede Stunde eintreffen könne, ja daß er schon vielleicht in Montefiascone der erwarteten Braut harre. Es lag dabei in dem Tone des Lords ein Etwas von Zuversichtlichkeit, daß Clementine dem Manne, der bei der Ankündigung, daß sie mit ihm statt des Verlobten an den Traualtar treten solle, ihr so ungemein widrig und abschreckend erschienen, jetzt um den Hals hätte fallen mögen, und sie bemerkte es nicht, daß der Lord die ihm gereichte Hand seiner schönen Königin heißer küßte, als das Ceremoniel es gestattete. Sie hatte jetzt an wichtigere Dinge als an diesen Verstoß zu denken, der ihrem Gedächtniß ganz entschwand, als in Montefiascone, wohin sie sich sogleich nach jener Andeutung begab, der Geliebte sie in seine Arme mit den zärtlichsten Versicherungen seiner heißesten Liebe, seines unermesslichen Glückes schloß, das ihr Besitz ihm biete.

Während dieser Bethörungen und süßen Gegenversicherungen wurden die Hochzeitskerzen in der Kapelle des päpstlichen Legaten, in welcher der Bischof von Montefiascone, Bonaventura, das Paar einzusegnen im Begriff stand, angezündet, und die Prinzessin mußte den Armen ihres Verlobten sich entziehen zu Anlegung des bräutlichen Festschmuckes, in welchem er sie vor den Altar führen sollte.

Nicht ohne Wohlgefallen fand sie in dem Toilettenzimmer alles dazu Erforderliche, ihre Erwartung übertreffend, bereitliegend, dennoch schlich sich ein Seufzer aus ihrer Brust, als die fremden dienstfertigen Hände sich anschickten, das prächtige Brautcostüm ihr anzulegen, mit dem seidnen Strumpf, dem in Juwelen blizenden Schuh den kleinen Fuß zu bekleiden, der wohl noch auf der rosenfarbenen Sohle manch höher colorirtes Fleckchen als Spur der Steinanstöße tragen mochte, die er auf dem Fluchtwege von dem Straßenpflaster der Stadt Innsbruck erlitten, doch nicht etwa der Erinnerung daran galt der Seufzer, nein er galt ihrer treuen Anna, die sich so sehr das Geschäft ihrer Ankleidung zur Hochzeitsfeier gewünscht. Als dasselbe beendet, die Brautrobe aus weißem schweren Seidenstoff mit durchwirkten Gold- und Silberrosen, in der Façon der neusten heutigen Tagesmode wieder gleich, die schöne Taille im engsten Zuschnitt umfaßte, ihre jugendlichen Formen hebend und dann in reichen Falten an der schön gerundeten Gestalt hernieder wallte, der weiße feine Handschuh den zarten und doch vollen Arm umschloß in doppelter Festhaltung einer reichen mit dem Bildniß des königlichen Gemahls versehenen Spange; als der gleichprächtige Halschmuck angelegt und in dem Lockenbau der vollendeten Frisur des schönen Hauptes ein strahlend Diadem in Form einer Königskrone gesenkt worden, und in diesem Schmuck die Braut vom Sessel vor dem Toiletten Spiegel sich erhebend, an einen größeren, ihre ganze Gestalt reflektirenden trat, da bewegten sich die Rosenlippen in dem leise ausgesprochenen Wunsche: O wäre meine Mutter, oder eine meiner Schwestern hier, die Myrtenkrone mit

aufzusetzen; aber wo ist denn diese? fragte jetzt die Braut mit einem Blick auf die betroffene Umgebung. Wo ist die Myrtenkrone? Da öffnete sich die Thür eines Seitenganges, und dem Blicke der freudig überraschten Braut trat im strahlenden Festschmuck die Churfürstin Therese von Baiern entgegen. „Ich erscheine hier“, sagte sie, indem sie das geliebte Kind umarmte, „wie Du stehst, als Stellvertreterin Deiner Mutter, ja Deiner ganzen Familie, dem Trauakte Deiner Vermählung mit dem Könige von England als Beistand zu assistiren, muß diese Theilnahme auch zur Zeit der Welt aus Rücksichten für den Kaiser, die mein Gemahl zu nehmen hat, ein Geheimniß bleiben und habe ich die Einwilligung dazu von ihm nur unter dieser Bedingung erlangt.“

Sie wendete sich nach dieser Rede zu zwei ihr folgenden Pagen, die im Gallacostüm ihrer churfürstlichen Gebieterin auf einer goldenen Schüssel die blühende Myrtenkrone darreichten. Die Braut empfing sie mit gebeugtem Knie vor der verehrten Frau sich niederlassend, die nicht ohne zitternde Herz- und Handbewegung den bedeutsamen grünen Schmuck um das glänzende Diadem befestigte. „O möchten diese Krone, diese Steine Dich nicht drücken,“ sagte sie leise, indem sie einen mütterlichen Kuß auf die Marmorstirne der geliebten Pflegetochter hauchte. Die sorglichen Worte des frommen Wunsches aber verhallten in dem Geräusch nahender Schritte. „Er ist es,“ rief die glückliche Braut schnell sich erhebend, doch zurückgehalten mehr von dem jungfräulichen Gefühl als von der Etiquette, stand sie in dieser Domination als ein bezaubernd Bild der höchsten weiblichen Schönheit. Einen interessanten Gegen-

sag dazu im kühnen Ausdruck des Männergefühls am Ziele des erstrebten Glückes bot die eintretende Erscheinung Jakob Stuarts. Seine hohe Gestalt im königlichen Costüm mit der großen Decoration des schottischen Andreas- und des englischen Hosenband-Ordens schien ein würdiger Träger des edelgeformten Kopfes, der in seiner stolzen Haltung, in der erhabenen Stirn, den schwarzen leuchtenden Augen, der römischen Imperator-Nase, dem sonnengebräunten, von den Pocken gezeichneten Angesicht jene imponirende Anziehungskraft verlieh, die nicht in der schönen Regelmäßigkeit der Formen und Züge, sondern in ihrem Charakter liegt.

So mit diesem stehenden Ausdruck, dem das Selbstbewußtsein nicht fehlte, trat der König, gefolgt von den zu Trauzeugen erwählten Lords, Marr, Inverness und Murray, zur Abholung der Braut ein. Sie senkte die einen Moment zu ihm erhobenen Augen in liebreizender Betroffenheit vor dem Feuer seiner Blicke zu Boden, und so führte die Churfürstin von Baiern die hold Erröthete dem Glücklichen zu.

„Sire“, sagte sie, „empfangen Sie aus meiner Hand anstatt der elterlichen ein Kleinod, das in Freud und Leid seinen unschätzbaren Werth Ihnen offenbaren, Sie beneidenswerth machen wird. Halten Sie dasselbe, Sire, so hoch, so fest an Ihrem Herzen, daß es nicht nur der Welt dadurch als beglückt erscheine, daß es in seinem Bewußtsein auch in Wahrheit stets glücklich sich preisen könne. Und nun meine Kinder zur heiligen Stätte, zur Weihe eines Bundes, den die Liebe geschlossen und die Eltern gesegnet! Der Herr Bischof erwartet das Brautpaar bereits zur Einsegnung in der Capelle!“

Es war im Spätherbst desselben Jahres, als auf der Landstraße zwischen Breslau und Ohlau ein stattlicher Herr zu Pferde mit einem neben ihm herschreitenden ehrsamem Bürgermann ein Gespräch angeknüpft, das im Verlauf den erstern sehr zu interessiren schien, denn er ritt immer langsamer, so angemessen dem Schritte seines Gefährten, daß dieser keine Gefahr für seine Lunge durch die Geleitschaft davon trug.

„Ihr seht ja ganz aufgeklärt aus, Meister Standfuß, so heiter wie der Himmel über uns“, sagte der Reiter, indem er mit freundlichem Neigen des Hauptes den Gruß des Mannes erwiderte, der ehrerbietig die Mütze vor ihm gezogen.

„Ja, wenn man Geld im Sackel bei sich führt, Herr Landesbestallter“, erwiderte der Mann „und noch dazu solches, das man schon in den Schornstein geschrieben vermeinte, dann lacht einem armen Teufel, wie ich es bin, das Herz und der Himmel hängt ihm voller Geigen, daß alle Welt es inne werden muß, wie jetzt Ew. Gnaden. — Der Jubel gilt also wohl dem heut eingezogenen Gelde für ein Paar Stiefel, die Euer Kunde längst zerrissen?“ —

„Ja, ja, Sie haben's auf's Haar getroffen, und zwar dem Gelde für ein Paar Stiefel, die auf dem Wege von einer Stadt zur andern, in Welschland, und zwar auf dem Wege zu einer Brautschau zerrissen worden.“

„Machet nicht so viele Umschweife, Meister“, ermahnte der Landesbestallte, dem das Blut in die Wangen stieg, „denn sonst möchte mein Knappe hier während Eurer Erzählung die Geduld verlieren und ausreißen.“

„Nun, ich will mich kurz fassen. Der älteste Sohn meiner verstorbenen Muhme, der Wachszieherin zu Breslau, welche die Kerzen für die Kirchen der Dom- und Sand-Insel zu liefern hatte, und der bei den Jesuiten in die Schule oder in's Collegium und von da auf die Universität zu Bologna gegangen war, dem hatte ich zur Reise, obwohl er sie nicht zu Fuß antreten durfte, ein Paar neue Stiefel auf Credit gemacht, aber so dauerhaft und von so gutem Leder, daß ich mich wundern muß, daß sie nicht länger gehalten haben, und die Schuld muß wohl nur an dem schlechten Pflaster gelegen haben.“

„Meister, Meister“, ermahnete Herr Knorr von Rosenroth, „Ihr vergesst, daß Ihr Euch kurz fassen wolltet! Mein Kappe wird schon sehr unruhig.“

„Die Stiefeln, ja die Stiefeln, ich spüte mich, ja, wie Sie hören, die Stiefel zog mein junger Vetter, der gelehrte Student in Bologna an, als er erfahren, daß nicht weit davon in Montefiascone in der Kapelle des päpstlichen Legaten Bonaventura unsere schöne Prinzessin Clementine dem jungen Könige von England, den der heilige Vater in Schutz genommen, angetraut werden sollte. Mit noch einem andern Studenten, der so neugierig wie er war, machte er sich zu der Brautschau, und zwar zu Fuße auf, vermuthlich weil allen Beiden das Geld zum Fahren ausgegangen war. Sie kamen auch glücklich an dem Orte an, und mein Vetter der sehr gewandt in Redensart ist, wußte damit einen von den Kirchendienern der Kapelle zu gewinnen, daß er ihn und seinem Freunde ein verstecktes Plätzchen in derselben, die Feierlichkeit mit anzusehen vergönnte; die soll nun aber überaus rührend gewesen sein. Beide, der

König, so wie seine junge Gemahlin, erzählte mein Better, mit dem ich heut unvermuthet im Schweidnitzer Keller zu Breslau zusammentraf, hätten schön wie die Engel ausgesehen, und, einander ganz in Liebe ergeben, sich die Hände gereicht, aber auch Thränen bei der Rede vergossen, die der Bischof ihnen gehalten. Ebenso die Frau Churfürstin von Baiern, die auch zugegen gewesen, soll geweint haben und ihre Behemuth nicht bemeistern können. Tages darauf aber glückte es meinem Better noch besser. Er hatte die Ehre, die Prinzessin, Ihre nunmehrige Majestät, selbst zu sprechen.“ „Wie, sie selbst?“ fragte der Landesbestallte, indem sein Herz heftig pochte. „Ja, und dies ging ganz einfach zu. Der Student fand in Montefiascone einen Cameraden, der sie mit Baarschaft versorgte, und so beschloffen sie noch ein paar Tage an dem Orte zu verweilen. Als geistliche Studenten erhielten sie leicht Erlaubniß, den Garten des päpstlichen Legaten in Augenschein zu nehmen, und hier begegneten sie dem jungen Ehepaar, das darin Arm in Arm und ohne Gefolge lustwandelte. Der jungen Königin war dabei, ohne daß sie es merkte, ein Taschentüchlein, das sie zwischen den Fingern hielt, entfallen. Mein Better, vielleicht fünfzehn oder zwanzig Schritt hinter ihr gehend, hatte es aufgehoben und sich beeilt, in ehrerbietiger Weise ihr dasselbe wieder zuzustellen.

„Wer sind Sie?“ sprach sie nach dem huldvoll ausgesprochenen Worte: ich danke, und auf die Antwort: Majestät, ich bin ein anjeko in Bologna den geistlichen Wissenschaften obliegender Student aus Breslau und habe einstmals die Ehre gehabt, als Knabe der Prinzessin Clementine von Polen einen

schön gemalten von meiner Mutter gefertigten Wachsstock zu Höchstdero Namenstage zu überreichen, entgegnete sie gar holdselig: Ja dessen entsinne ich mich noch! Ihre Mutter war eine sehr brave Frau, sehr dankbar für den Absatz ihrer Waare in unserm Hause. Es freut mich, daß ihr Sohn sich dem geistlichen Stande widmet; die von Ihrer Mutter gefertigten Kirchenkerzen haben vielleicht einigen Antheil daran! — Melden Sie sich morgen früh hier in dem Ballast, einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit für den mir heut geleisteten Dienst in Empfang zu nehmen, und wenn Sie zurück in Ihr Vaterland kehren, nach Breslau und Ohlau kommen, dann sagen Sie allen denen, die mich dort in gutem Andenken behalten, daß die Prinzessin von Polen auch als Königin von England ihre alten Freunde nicht vergessen habe, und nimmer vergessen werde.“

„Diesen Auftrag auszurichten“, setzte Meister Standfuß hinzu, nicht bemerkend, daß die Augen seines berittenen Gefährten feucht geworden, „möchte jedoch für meinen Vetter, obgleich er ein ausstudirter Student ist, nicht rathlich sein, vollends nicht in Ohlau, um nicht auch der Ungnade des Kaisers zu verfallen, die Jeden treffen dürfte, der sich's einfallen ließe, Freude über die Vermählung der Prinzessin mit dem Könige von England zu äußern.“

„Es freut sich auch nicht Jedermann darüber“, äußerte der Dichter mit einem tiefen Seufzer.

„Und dazu gehört vielleicht auch“, fuhr der Meister fort, „Jungfer Lebowska oder das Hoffräulein, wie sie jetzt titulirt wird. Seit ihrer Rückkehr von Wien, wo sie von der Frau Prätendentin zwar reich beschenkt ihrer Dienste entlassen und

hierher ihrem Ohm wieder zugesendet worden, dem gar bange in seinem Alter nach dem lieben Kinde war, ist dasselbe fast gar nicht mehr zu erkennen, wie Sie wohl auch bemerkt haben werden. Sie ist bleich wie eine Lilie geworden und hatte doch ehedem Wänglein, die den jungen halb aufgeblühten Rosen glichen. Sie mag sich wohl hürmen, daß die Königin sie nicht bei sich behalten und wünschen, daß die Flucht ihrer Prinzessin aus Inßbruck nicht geglückt sein oder Prinz Jakob dem Willen und Befehl des Kaisers folgsam gewesen sein möchte, die Entflohene wieder nach Inßbruck oder hieher nach Ohlau zu schaffen. Dabei fällt mir aber ein, daß mein Vetter, als er mir von dem Rest der hundert Gulden, die er nebst einem schönen Buche für die kleinen der Königin erwiesenen Dienstleistungen erhalten, von dem in fünf Gulden bestehenden Rest, sage ich, mir die ihm mit vieler Mühe gearbeiteten Stiefeln bezahlt, zu guter Letzt noch erzählte, daß die Prinzessin in Inßbruck einen Vers auf ihre vorhabende Flucht selbst verfaßt und dort zurückgelassen und der ihm so wohlgefallen, daß er ihn in's Lateinische umgesetzt habe. Auf meine Bitte hat er mir davon eine Abschrift zukommen lassen, die ich dem Hoffräulein mittheilen will, meinend, daß wohl ein gelehrter Freund das Latein ihr verdollmetschen werde."

„Diese Mühe“, entgegnete der Landesbestallte, „werde ich als der Verwandte des Fräuleins gern übernehmen, und Ihr könnt, guter Meister, mir daher alsbald das Blatt anvertrauen, um noch heute Abend ihr die Freude damit machen zu können.“

„Ei, das läßt sich rathen, weshalb Ihnen so viel daran gelegen“, versetzte mit schlauem Lächeln Meister Standfuß,

„allein vergessen Sie nicht, Ihrer schmucken Jungfer Base zu sagen, daß sie mir so eigentlich die Freude zu verdanken habe und ich ein so dankbares Herz wie meine selige Muhme die Wachszieherin wegen der Kundschaft habe und auch auf's Beste die Braut-Schuhe, die sie vielleicht bei mir bestellen wird, für sie anfertigen werde.“ Unter dieser in den Wind gesprochenen eigennützigen Rede suchte, für die Ungeduld des Reiters viel zu lange, der Schuster aus einer alten lebernen Briefftasche das Gedicht hervor, über die Gast lachend, mit welcher der vermeintliche Bräutigam des Hoffräuleins nach dem Blatt gelangt und es zu sich gesteckt, schaute er dem davon Jagenden nach, der ohne Abschiedsgruß seinem Pferde die Sporen gegeben und bald dem Auge des Nachschauenden entschwunden war, nach der Ankunft in Ohlau beim Eintritt in sein Zimmer natürlich seine Augen zuerst auf das hervorgezogene Blatt Papier richtete. Der Inhalt lautete wie folgt:

Me jubes ad patrios Caesar remeare Penates,
 Ast amor ad sponsum me jubes ire meum.
 Hic voce affatur, respectus at imperat illic:
 Jam mihi Majestas, jam meus obstat amor.
 Scilicet in terris, quamvis sit magnus uterque,
 Hic tamen imperium Caesare majus habet.

Strenge Befehle des Kaisers die Umkehr zur Heimath begehren,
 Doch auf die Winke des Bräutigams hört nur mein Herz,
 Die süße Stimme betäubt der Ehrfurcht strenge Gebote;
 Ich biete Trotz der Gefahr, die meine Liebe bedroht.
 Sei auf Erden auch groß des Kaisers Macht und Gewalt, doch
 Größer ist die der Lieb' in Amors holder Gestalt.

Während am nächsten Morgen Anna von Lebowska in Sinnigkeit an ihrem Blumenfenster stand und das von ihrem Freunde verdeutschte Gedicht den stillen duftigen Zuhörern und dem dreist drein zwitschernden Vöglein hersagte, beschäftigte sich der Dichter, mit der Uebertragung weniger zufrieden, als das Mädchen, das alle seine Arbeiten für Meisterwerke hielt, mit einem zweiten Versuche, und zwar in einer Variation, welche an seine erste poetische Produktion erinnerte, schrieb er die folgenden Verse nieder:

Die Ehrfurcht steht mächtig meiner Liebe entgegen,
 Doch mächtiger zieht Amor zur Versagten mich hin!
 Getreu werde ich ewig im Herzen sie hegen,
 Zu ihr nur wird lenken mein Geist sich, mein Sinn.
 Und muß ich auf Erden der Ehrfurcht auch weichen,
 Ihr Ziel wird doch jenseits die Liebe erreichen.

Unterdeß erfreute sich Jakob Sobieski in seiner Klosterzelle zu Brieg des Inhalts zweier Briefe, die an ihn unter der Adresse des Fürst-Bischofs von Breslau Tags zuvor eingegangen und durch einen Klosterbruder ihm zugestellt worden waren. Beide trugen das Datum: Montefiascone am 4. September, und wie sehr auch Jakob Sobieski seine Tochter Clementine liebte, nicht ihren Brief, sondern den ihres Gemahls las der Vater zuerst. Es geschah dies vielleicht in der Angewohnung, nie gegen den Rang, selbst in Sachen des Gefühls, zu verstoßen. Von diesem war übrigens diesmal in beiden Briefen hauptsächlich die Rede. Nach dem kurzen Bericht, den Jakob Stuart seinem Schwiegervater über den Trauakt mit Hindu-

tung auf das darüber aufgenommene ausführliche Protokoll, das ihm später zugehen werde, abstattete, enthielt das Schreiben nur Schilderungen, Versicherungen, wie sehr glücklich er sich im Besitz seiner angebeteten Gemahlin fühle, und wie sein Hauptgedanke, all sein Streben nur sein solle, die Liebe zu vergelten, die sie ihm so rührend an den Tag gelegt. In gleicher Weise schrieb Clementine, daß für alle gebrachten Opfer sie die reichste Entschädigung in ihrem gegenwärtigen Glücke finde und diesem die Krone durch die Anwesenheit ihrer geliebten Tante, der Churfürstin, in der freudig überraschendsten Weise aufgesetzt worden sei. Die Flitterwochen ihrer Ehe, wie ihr Gemahl beschlossen, in dem stillen reizenden Montefiascone zu verbringen, wo zu der Frühlingsfeier ihrer Liebe auch die Natur den Winter verläugne und mit den Blumen des Lenzes sie schmücke, entspreche ganz ihren Wünschen, doch wohin auch später, ob nach Windsor oder einen obskuren Verbannungsort der Gemahl sie führen werde, überall hoffe sie an seiner Seite den Frühling zu finden.

Statt dieser von jugendlicher Liebe diktierten, unwillkürlich in die Feder übergegangenen Aeußerungen, hätte freilich Jakob Sobieski, dem die empfängliche Saite dafür von Jugend an in seiner Brust gefehlt, andere, für welche er zugänglicher war, zu vernehmen gewünscht, doch hoffte er, daß diese später nicht ausbleiben und der Bericht über die glückliche Landung seines königlichen Schwiegersohnes in England, die Einnahme seines Thrones und über die darauf ihr folgende Krönungsfeierlichkeit ihn erfreuen würden. Diese Hoffungssträume, die ihm das Bild seiner Tochter im glänzenden Krönungscostüm

einer Königin von Großbritannien auf dem Throne des Reichs zur Seite des Herrschers ihres Gemahls vorspiegelten, sollten sich leider nur in dem Anblick der goldnen und silbernen Denkmünze realisiren, die in Rom im Jahr 1720 geschlagen worden und die auf der einen Seite das Bild seiner Tochter, mit der Umschrift: *Clementina Britanniae, Franciae, Hiberniae et Scotiae Regina* trug, auf dem Revers aber sie in der Bekleidung, die sie bei ihrer Flucht aus Innsbruck abgelegt und mit dem Motto: *Fortunam causamque sequor* darstellte. Während Jakob Sobieski's stolzer und ehrgeiziger Sinn an diesen ihm schmeichelnden Scheindingen sich ergötzte, und in ihnen zugleich Nahrung für seinen inneren Groll über die Heirath seines Bruders Constantin mit der Gräfin Wesselfand, ein Groll, der bis zu dem Vorsatz sich steigerte, die Auflösung dieser Ehe, welche die Liebe gestiftet, zu erwirken, verdunkelten sich in Wahrheit die Aussichten seines königlichen Schwiegersohnes immer mehr und mehr. Nachdem eine lange Reihe von Jahren hindurch Spanien, Frankreich, Rom die Ansprüche des Prätendenten — während das englische Parlament ihn für einen Hochverräther erklärte — mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt, seine Expeditionen nach Schottland bewirkt, wo er von der Partei der Tories als Jakob der III. feierlich zum König ausgerufen worden, und nach dem Mißlingen dieser Unternehmungen zu neuen sich immer beiständig gezeigt, verminderte sich allmählig in Folge eingetretener politischer Chancen jene Theilnahme für einen Prinzen, dem der Genius eigener Thatkraft, welcher die Verhältnisse regiert, und das Glück als Vasallen sich verbündet, fehlte,

obwohl er persönliche Tapferkeit und unerschrockenen Muth, wo es galt, an den Tag gelegt. Nur Philipp V. von Spanien, die Fürsten Italiens, an ihrer Spitze die Päbste Clemens, Innocenz und Benedict, die Jakob Stuart als rechtmäßigen König von England anerkannt, zeigten sich consequent in ihrer Freundschaft für ihn, als nach dem Tode seines großen Protector's Ludwig XIV. der Regent und die hochmögenden holländischen Herren bei der Quadrupel Allianz mit Oesterreich und der bestehenden englischen Regierung sich von ihm lossagten und seinem Schicksale ihn überließen.

So erwiesen sich die Befürchtungen, die Einwendungen, welche Hedwig Elisabeth gegen die Vermählung ihrer Tochter mit Jakob Stuart anfänglich erhoben, nicht als grundlose. Allein ihr Mutterherz fand Beruhigung in den von der geliebten Tochter ihr zugehenden brieflichen Versicherungen, daß sie sich glücklich fühle, entstieg auch der geborenen Prinzessin von der Pfalz, der Schwester so vieler gekrönten Häupter, ein Seufzer, als sie die Worte ihrer Tochter las: Meine theure Mutter aber möge keinen Anstoß daran nehmen, wenn sie hören sollte, daß ich das Incognito meines Gemahls, des Ritters von St. Georg theilend, von vielen Unbekannten Madame St. George genannt werde. Diese Bezeichnung erregt so angenehme Erinnerungen in mir, daß sie mir wohlgefälliger klingt, als der Titel Majestät, den die Freunde des Königs, die seinen kleinen glanzlosen Hofstaat hier bilden, Lord und Lady Marr, Lord Inverness, dessen Gemahlin, der Baron Murray, so wie alle getreuen Engländer und die uns ergebene römischen Freunde uns beilegen. Ich muß dabei immer an das alte deutsche

Spruchwort denken, nach welchem auf Titel ohne Mittel nichts zu geben sei. Und an Mitteln fehlt es uns leider sehr zu Behauptung des angenommenen königlichen Ranges, wozu die meinem Gemahl von seinen königlichen Freunden und dem h. Vater ausgesetzten Apanagengelder sich nicht hinreichend zeigen. Sehr liebevoll aber hat der heilige Vater mich bei unsrer Ankunft hier gleich einer Tochter empfangen und gesegnet. Ich wünsche daher auch sehr, daß, so lange meinen Gemahl die Verhältnisse in Rom festhalten werden, er nicht die Linie überschreiten möchte, welche die Umstände gezogen, und ich hoffe, daß es mir ferner gelingen werde, die Zurückgezogenheit, in der wir leben müssen, genußreich durch die edelsten und erhabensten Beschäftigungen zu machen, wie durch die Liebe, die uns verbunden. Lord Inverness und dessen Gattin, eine schöne und an den Freuden der Welt sehr hängende Frau, scheinen zwar meine Gleichgültigkeit für dieselben meinem Gemahl als eine Ueberspannung geschildert zu haben, wie aus einer Unterredung mit ihm kürzlich hervorging, in welcher er mich seine liebe fromme Nonne nannte, allein dies beunruhiget mich nicht; ich bin sicher, daß sein gesunder Sinn, sein klarer Verstand mir Recht gibt und die Ueberzeugung der Madame St. George theilt, die sie den Pflichten und Ansprüchen einer wirklichen Königin von England nur unterwerfen würde.

Dieser Brief, welcher in seinen Nachsätzen einen beklemmenden Eindruck auf das Herz der Leserin übte, war in einer Stunde geschrieben, wo in Clementinens Seele zum erstenmal die Ahnung aufstieg, daß die Macht, welche der Zauber ihrer Nähe auf ihren Gemahl übte, durch die Gewohnheit entkräftet

werden könne. Zum erstenmal hatte er eine andere Gesellschaft der ihrigen vorgezogen, eine Einladung zu einer Assemblée für den Abend angenommen, die sie wegen Unwohlsein abzulehnen genöthigt worden. Sie hatte im Geheimen gehofft, er werde in zarter Rücksicht auf ihren Zustand den Abend bei ihr verbringen, und sie hatte ja so Wichtiges ihm zu entdecken, daß schon bei dem Gedanken der Eröffnung ihr Herz freud- und leidvoll klopfte, aber das bewegte Herz wurde durch die Verstandesstimme beschwichtigt, daß ein Gemahl, und besonders ein königlicher, politische Rücksichten mehr als zarte zu beobachten habe, und sie wußte, daß Alberoni, Polignac und andere einflußreiche Männer in der von der Prinzessin Biombino gegebenen Assemblée anwesend sein würden.

„Wie schön Du bist, meine Clementine!“ Mit diesen Worten umfaßte Tages darauf Jakob Stuart die holde zarte Frau, die in rosenfarbener Morgentoilette, von der ihre etwas bleichen Wangen heut einen falschen Schimmer gewonnen, dem Gemahl entgegen lächelte, als er den Morgengruß ihr zu bringen, nach ihrem Befinden zu fragen, in ihrem Schlafzimmer erschien.

„Es beglückt mich“, erwiderte Clementine, „wenn mein Gemahl das findet, was mein Spiegel seit einiger Zeit mich vermiffen läßt, der mir nichts Schmeichelhaftes sagt.“

„So habe ich eine doppelte Verpflichtung dazu“, sagte Jakob Stuart, indem er die Gemahlin an den Divan führte und Platz an ihrer Seite nahm. „Ich bringe Dir auch einen Gruß von dem Prinzen, Deinem Vater“, setzte er hinzu; „es

ist ein Schreiben von ihm an mich gestern eingetroffen, und ich habe dasselbe bereits heute Morgen beantwortet."

„Es war doch erfreulichen Inhaltes, und ist Ihre Depesche schon abgefertigt?“ fragte Clementine.

„Noch nicht, sie erwartet erst eines Beschlusses, den der Vater ungern vermissen würde.“

„Ja, ich werde ihm heute noch schreiben, und viel, viel, das ihn sehr erfreuen wird; doch erzählen Sie mir zuvor, was er uns Gutes meldet.“

„Dazu fehlt es ihm leider an Anlässen, allein mein letzter Brief an ihn hat etwas Gutes bewirkt. Ich erlaubte mir darin Ihres Vaters Absicht, seine Töchter nur an Souveräne verheirathen zu wollen, mit der Aeußerung zu tadeln, daß ich mich auf keine Weise schämen würde, einen rechtschaffenen Edelmann zum Schwager zu haben, und er daher sich nicht schämen sollte, einen solchen als Schwiegersohn zu besitzen; die Hauptsache dabei sei, daß die Töchter glücklich würden, ich daher auch gegen seinen Vorsatz, Marie Charlotte wegen ihrer Weigerung, den Prinzen von Guastalla zu heirathen, hier in Rom in ein Kloster zu stecken, ernstlich protestiren müsse, und zugleich die feste Ueberzeugung hege, daß er meine frühere Vorstellung in Betreff der ihn so sehr erbitternden Mißheirath Constantins Gehör schenken und von seinem Vorhaben, diese glückliche Ehe trennen zu wollen, abstehen werde.“ Dieser Brief hat die gewünschte Wirkung hervorgebracht, wie mir das gestern darauf eingegangene Antwortschreiben beweist.“

„O, wie wird meine Schwester und mein Oheim Ihnen Dank wissen,“ rief freudig bewegt Clementine, „und wie froh macht mich der Erfolg Ihrer Vermittlung; ich muß darüber selbst an meine Schwester schreiben, auch an meinen Oheim Constantin und die Gräfin Wessely seine Gemahlin, die so liebenswürdig, so vortrefflich sein soll, ein paar Worte meiner Theilnahme richten. Wir werden beide Sie dafür segnen! Daß mein Vater, der Prinz, Ihren Vorstellungen Gehör gegeben, war aber nicht allein recht und billig, sondern eine Pflicht, eine Vergeltung der dem Prinzen Constantin schuldbunden brüderlichen Liebe, welcher dieser ihm in so aufopfernder Weise während ihrer beiderseitigen Verhaftung im Jahr 1704 bewiesen.“

„Das ist eine etwas verjährte Schuld,“ lächelte Jakob Stuart, „und das Tagesblatt, auf welcher sie verzeichnet steht, zu schwarz, um nicht entschuldigen zu können, daß der Prinz seine Augen nicht gern darauf richtet. Aber, welcher rosigere Gegenstand lächelt mir dort ins Auge?“ fragte er, indem er den Blick auf den in einer Nische befindlichen Betaltar richtete. „Es ist,“ lautete die Antwort der erröthenden Frau; „es ist ein Geschenk, das die frommen Schwestern des Klosters der heiligen Cäcilie, in welchem ich vor einigen Tagen im Geleit der Prinzessin Piombino meine Andacht hielt, mir diesen Morgen zugesendet.“ „Und ein in seiner Bedeutung mich hocherfreuendes,“ rief Jakob Stuart, nachdem er an den Betaltar getreten und die kleine silberne Wiege mit einem schönen Wachskinde in rosafarbenem Atlasbettchen in nähere Betrachtung zog, und zugleich die leise an seiner Seite erschienene Gattin,

die ihr Haupt an seiner Brust barg, fest und innig mit einem dankenden Blicke nach oben, an sich drückte.

Von diesem Tage an bemerkte man eine auffallende Veränderung in der Lebensweise der bisher so zurückgezogenen Fürstin. Man sah sie mit ihrem Gemahl bei den Festen erscheinen, welche der römische Adel ihm zu Ehren veranstaltete; sie besuchte an seiner Seite auch die reizenden Lustschlösser und Gärten, wie die Alterthümer Roms, die Kunstsäle und Ateliers der fremden und einheimischen Künstler, und wo sie erschien, huldigte man ihrer Anmuth, dem Zauber, der in ihrer Erscheinung lag und durch den Geist, der sie beseele, die Verehrung Aller, die sich ihrer Nähe zu erfreuen hatten, ihr erwarb, dabei aber allgemeines Bedauern einflößte, daß sie, die so würdig eines Thrones, nur die Prärogative einer Königin besaß.

Am 31. Dezember 1720 erfüllte sich die Hoffnung der glücklichen Gatten. Marie Clementine genas von einem Sohne, der bald nach der Geburt in der Hauscapelle des Prätendenten getauft wurde und die Namen: Carl Eduard, erhielt. Alle Formlichkeiten, welche bei der Geburt eines Thronerben beobachtet werden, wie sie unter andern später Napoleon auch bei der Geburt des Königs von Rom zur gerichtlichen Constatirung derselben anzubefehlen für nöthig hielt, fanden bei dem Lebens-eintritt eines Kindes statt, das nur von seinem Vater den zweifelhaften Anspruch auf Englands Krone und durch diesen den ihm von demselben zugefallenen unglücklichen Titel: der Prätendent, erbt. Aber von der Engelsburg wurden die Kanonen gelöst, das große Ereigniß zu verkünden, und in geweihte

Windeln ward das also begrüßte Kind gewickelt, während die königliche Mutter für ihren Rang beschämende Geldgeschenke zu Unterstützung ihres Haushaltes von Seiten des Papstes, des Königs von Spanien und des Cardinal-Collegiums erhielt und nothgedrungen annehmen mußte. Ueber diese Demüthigungen half jedoch die Liebe zu dem Gemahl, das Glück, Mutter eines holden Kindes zu sein, sie hinweg. Nur etwas strich wie ein finsterner Schatten beim Anblick dieses geliebten Kindes ihre Wonne störend, darüber hin. Es war nicht der Gedanke an seine Zukunft, es war eine Regung der Natur, die mit einem Antipathie-Gefühle in peinigenden Conflict gerieth. Sie mußte ihr geliebtes Kind an die Brust einer Amme legen, einer Frau, gegen die sie eine tiefe Abneigung empfand, deren gewagte leise Aeußerung ihren Gemahl, der die Wahl getroffen, unangenehm zu berühren schien. Die zu dieser Ehre Berufene war die Gattin des Lord Inverness, eines Mannes, der als Günstling des Prätendenten, alle Macht über denselben übte, allen Einfluß gewonnen, der in dieser Bezeichnung liegt. Seine Frau, die nur ihrer Schönheit, ihren verführerischen Reizen ihr Glück verdankt hatte, war von dunkler Abkunft, und man sagte, der Lord habe ihre Bekanntschaft in Paris nicht in der besten Gesellschaft gemacht und ihr früherer Gatte, ein Franzose, Namens Hoy, sie ihm gegen eine Abstandssumme überlassen. Damals wie jetzt gab es Pariser Mysterien, die zwar nicht gedruckt in geistvoller Auffassung, aber dafür von Mund zu Munde, worunter mancher schöner sich befand und sogar in den Circeln der römischen haute-volée cursirten. Damen aus derselben, unter ihnen die viel erfahrene Prinzessin Ursini,

deren Scharfblick alle Höhen und Tiefen der geselligen Zustände ermessen und durchforscht, hatte bald Kenntniß von der ganzen Biographie der Madame Hoh, jetzigen Lady Inverness, gewonnen und nicht unterlassen, einige Mittheilungen darüber der Madame St. George zugehen zu lassen, als Warnung sich vor den Zubringlichkeiten der Ersteren zu bewahren. Es hätte kaum dieser Warnung bedurft; in dem natürlichen abmahnen- den Gefühl der edlen Frau lagen sie schon der Unwürdigen keinen Zugang in ihr Vertrauen zu gestatten; den in ihr Zimmer aber durfte sie nicht verweigern, denn ihr Gemahl nannte den Gatten der Zubringlichen seinen besten Freund, und der Bruder desselben hatte ihre Flucht aus Innsbruck geleitet. Mit der ihr so widerwärtigen Vorstellung, daß diese tief innerlich verachtete Frau ihrem erstgeborenen Sohne die nährende Muttermilch reichen sollte, verbanden sich religiöse Bedenklichkeiten, die der heilige Vater ihr eingeflößt und die bei der erregten Empfänglichkeit dafür Eingang in ihrem sonst so vorurtheilsfreien Sinn gefunden. Allein der Wille ihres Gemahls, der jene Besorgnisse, seinen Sohn von einer keiserlichen Amme nähren zu lassen, lächerlich fand, galt ihr als Gesetz.

Während sie unter diesen Konflikten schmerzlich litt, gedieh der kleine Prinz vortrefflich, ohne daß sich dessen Mutter darüber aus voller Seele freuen konnte, und das trübende Hinderniß wuchs zu einem riesigen Schatten in der Wahrnehmung, wie sehr dankbar ihr Gemahl der Lady Inverness für die seinem Sohne geleisteten Dienste sich zeigte. Ein nie zuvor empfundener, noch ungekannter Schmerz, ein Stich der Eifer-

sucht durchfuhr ihr Herz, als sie eines Tages in das Zimmer ihres Kindes trat und darin ihren Gemahl schon vorfand, kosend und tändelnd mit dem kleinen Prinzen, der auf dem Schooß seiner Amme ihm die Armechen entgegenstreckte, und jene in koketten verführerischen Bewegungen die Aufmerksamkeit des glücklichen Vaters von dem Kinde auf sich lenkte. Dies Tableau einer häuslichen Idylle, wie es der Prinzessin in den Gemäldegallerien und in den Ateliers der Künstler öfters in's Auge gefallen und in der letzteren Zeit vor ihrer Niederkunft ihre Blicke anziehend gefesselt, bewirkte jetzt, als es der leise Eintretenden als Spiegelbild sich zeigte, einen erstarrenden Eindruck auf dieselbe. Mit einem Blick auf die üppige Nebenbuhlerin, der sie gezwungen, ihre süßesten Mutterpflichten abtreten zu müssen, die in der falschen Glorie derselben auf den davon verblendeten Gatten eine so natürliche Magie übte, zog sich die Prinzessin leise, wie sie erschienen, vermeintlich unbemerkt, zurück. Der tiefe tonlose Seufzer ihrer Brust berührte das Ohr ihres Gemahls nicht, aber der Schatten ihrer Erscheinung war in die Augen der Frau gefallen, die jetzt einen wehmüthigen Ausdruck heuchelten.

Jakob Stuart bemerkte ihn. „Was trübt so plötzlich Ihr Gemüth, Madame“, fragte er, „Ihre schönen Augen schimmern in Thränen.“

„Es ist ein Schmerz, Sire, den ich Ihnen gern verbergen möchte.“

„Wie, ein Schmerz? Hat mein kleiner unverständiger Carl Eduard Sie verletzt, Ihnen wehe gethan, dann strafen Sie ihn dafür, doch sollte es mit dem ersten Zahn geschehen

sein, dann verschmerzen Sie die Wehthat und vergönnen mir, so sehr ich es vermag, sie zu vergüten.“

„Nein, Sire“, erwiderte die Lady lächelnd, „diese Freude blüht mir noch in Hoffnung, wird aber bald, vielleicht in einigen Tagen schon, sich erfüllen. Mein Schmerz ist kein äußerlicher, es ist ein Seelenkummer, es ist Gram über die sichtliche Abneigung, welche die erlauchte, von mir so tief verehrte Mutter des theuren Kindes hier, gegen dessen Ernährerin hegt.“

„Sie täuschen sich wohl, meine Gute“, versetzte Jakob Stuart etwas betroffen.

„Nein, Sire, zu viele Beweise hätte ich für meine Ueberzeugung anzuführen; doch will ich Ihr Ohr nicht damit belästigen. Nur der mir eben in's Auge getretene, ist in der That, die dabei unwillkürlich dasselbe füllte, zum Verräther meines Schmerzes geworden.“

„Ein so eben Ihnen in's Auge getretener Beweis!“ Mit dieser Frage blickte Jakob Stuart im Zimmer umher.

„Die Erscheinung ist schon wieder verschwunden. Es war die Königin, welche dort hinter uns, wie ich im Spiegel bemerkte, leise eingetreten und nachdem sie mich eine kleine Weile mit zornigem Blick durchbohrt, sich wieder zurückgezogen.“

„Vielleicht eine Vision Ihrer aufgeregten Phantasie, denn ich habe nichts bemerkt.“

„Das Letztere glaub ich wohl! Ew. Majestät waren in das Anschauen des Prinzen ganz versenkt. Sehen Sie, der kleine Engel ist unterdeß eingeschlafen, aber noch lächelt er im Schlummer, im behaglichen Gefühl seines Wohlseins, und in

den Grübchen seiner vollen Wänglein scheinen die Amoretten mit ihren Rosen zu spielen.“

Der darauf Hingelenkte theilte mit väterlichem Entzücken diese Betrachtung; dann aber wandte er sich zu der Pflegerin seines holden Kindes und sagte: „Ich werde für Ihre Erheiterung Sorge tragen, Mylady, mein königliches Wort darauf. Sie dürfen keine Grillen mehr fangen, die ja überdies Ihrem Pflegling schaden und die Rosen und die Amoretten von seinen Wänglein verscheuchen würden. Doch nur frei heraus, welchen Ursachen schreiben Sie die vermeintliche Abneigung meiner Gemahlin gegen Sie zu.“

„Meiner Confession, Sire; ich bin, wie Sie wissen, Protestantin.“

„Ach!“ entgegnete Jakob Stuart, „nichts weiter!“

„Genug und schon zu viel für eine so strenge Katholikin, als Ihre Majestät es sind.“

„Das kommt nur von Sr. Heiligkeit her“, fiel der Prätendent ein, „von dem Papste, der, was man ihm, beim rechten Lichte betrachtet, zu Gute halten muß, es eben so tadelt, daß Lord Inverness, der Protestant, von mir zu meinem Staatssekretär und zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt worden, wie er mißbilligt, daß ich nicht einer Katholikin die dem Kinde so gedeihliche Funktion übertragen habe. Ich weiß, daß er gegen Ihre Berufung dazu geeifert, sogar in einem Schreiben an meine Gemahlin ihr Gewissen geängstet, es ihr zur Pflicht gemacht, ihr Kind nicht mit der Milch der Kegerin nähren zu lassen, allein Clementine folgte einer ihr mehr in's Herz geschriebenen Pflicht; sie legte das Schreiben in die Hand ihres

Gatten, und gewiß nahm ihre reine Frömmigkeit keinen Anstoß an dem von mir gefaßten Beschluß.“

Wohl würde diese Voraussetzung sich als eine richtige erwiesen haben, wären andere Gefühle nicht die Verbündeten der päpstlichen Ansicht geworden. Wer hat nicht schon die mächtigen Einflüsse gekränkter Eigenliebe auf die Ueberzeugung und Handlungen selbst der besten und vorurtheilsfreisten Menschen erfahren! Erfahrungen, wie sie in dem Spiegel der Zeitgeschichte offenbar dargestellt, die in der Brust eines jeden Menschen verborgen liegende Schwäche mehr oder minder berühren und bezeichnen. So bahnte die verletzte Eigenliebe auch der confessionellen Unduldsamkeit den Weg in das fromme weiche Gemüth der Prinzessin, der Nichte Franz Ludwigs, die ein paar Jahre zuvor seiner religiösen Toleranz das Wort geredet.

Jene verhängnißvolle Stunde, in welcher die unglückliche Frau den Herzstich der Eifersucht empfangen, hatte den Funken einer verbrecherischen Neigung in der Brust ihres Gatten wirklich entzündet, fühlend jedoch, wie sehr die Wahrnehmung derselben Clementinens Herz verwunden werde, bemühte er sich, in Erweisung galanter Aufmerksamkeiten den aufgestiegenen Argwohn in ihr zu ersticken. Allein dieser hatte bereits ihr Auge so geschärft, daß sie den falschen Geist, der ihn dazu angetrieben, bald durchschaute, und wie sonst der kleinste Beweis seiner Liebe ihr Herz in frohe Wallung versetzt, so hielt jetzt bei ihrem kalten wesenlosen Scheine den überwallenden Schmerz darüber eine starre Fassung in Schranken. Der Schuldige aber fand in dieser frostigen Aufnahme seiner Zuvorkommen-

heiten allmählig einen genügenden Grund sie einzustellen, und unter dem Vorwande dringender Geschäfte die Getäuschte immer feltner zu sehen. Wohl war es der Circe, die ihn umstrickte, nicht ganz gelungen, die nur durch die neue Leidenschaft zurückgedrängte Liebe für die Gattin zu vernichten, und es gab Stunden, Tage, wo sie aus ihrem Versteck hervortretend, ihre alte Macht stegreich befundete, wo er seiner Clementine wieder als der Ritter St. Georg erschien, der das Schwert in den offenen Rachen des Lindwurms, des Dämons seiner Leidenschaft, vernichtend senkte. Aber diese Bistonen hielten keinen Stand; sie verwandelten sich bald und zeigten ihr den schwach gewordenen Ritter als eine Beute der ihn umringelnden Schlange. Oft gedachte sie bei diesen trüben Erfahrungen ihrer treuen Anna, und ihr nach Mittheilung sich sehnendes Herz vermifste schmerzlich in dem Kreise der römischen Damen hohen Ranges, die ihr als Königin huldigten, eine theilnehmende Vertraute, wie die Gespielin ihrer Jugend es gewesen. Dies Bedürfnif fand endlich in dem näheren Umgange mit zwei zu ihrem Hofstaate gehörenden Engländerinnen Befriedigung. Die eine, Lady Walpole, Schwiegertochter des berühmten Robert Walpole, besaß das vollste Verständniß für die Leiden ihrer Gebieterin, da sie in ähnlichem Verhältnisse mit ihrem Gatten lebte und sich von ihm zu trennen beschloffen. Die andere, Miß Sheldon, war von der ersten zur Gouvernante des Prinzen Carl Eduard den Eltern desselben anempfohlen und angenommen worden. Miß Sheldon besaß alle Eigenschaften zu dem ihr übertragenen Amte, und noch ehe sie dieselben bei der zarten Kindheit ihres Zöglingß bethätigen konnte, erwarb sie

sich damit die volle Zuneigung der Mutter desselben, was jedoch bei einer andern Partei Neid und Anfeindung erweckte. Lord und Lady Inverness, die ehelich vereinten Günstlinge Jakob Stuarts, fürchteten nicht mit Unrecht, in den Günstlingen seiner Gemahlin scharfe Beobachterinnen ihres Thuns und Treibens in und außer dem Hause scheuen zu müssen, und es war daher natürlich, daß der Plan zu ihrer Entfernung entworfen wurde. Er scheiterte jedoch an dem festen Willen ihrer Beschützerin, denn als der Prätendent eines Tages gegen seine Gemahlin äußerte, Lady Walpole, die von ihrem ehrenwerthen Manne sich scheiden lassen wolle, sei kein passender Umgang mehr für die Königin von England, und Miß Sheldon scheine ihm eben so wenig zur Erziehung seines Sohnes geeignet, erklärte Clementine, sie sei von dem Werthe der verläumdeten Personen vollkommen überzeugt und werde nur gezwungen in deren Entfernung willigen. Jakob Stuart fühlte, daß er diesem Ausspruch trotz der feindlichen Insinuationen nicht entgegenhandeln durfte, um so mehr, da ihm eben die beklemmende Verpflichtung oblag, die Gemahlin auf die eingegangene Nachricht von dem Tode ihrer Mutter vorzubereiten. Hedwig Elisabeth, deren Gesundheit schon sehr angegriffen durch die Vorgänge in Inspruck worden, erlag den ihnen folgenden in Ohlau. Die kränkenden Aeußerungen des kaiserlichen Unwillens in der Beschlagnahme ihres Eigenthums und der gefänglichen Wegführung ihres Gemahls hatten sie so erschüttert, daß sie in eine abzehrende Krankheit verfiel, die ihrem Leben am 10. August 1722 ein Ende machte. Die Kaiserin Eleonore war schon zwei Jahre früher gestorben, wodurch die Familie ihre Hauptstütze verloren.

Clementinens Schmerz über den Verlust ihrer Mutter steigerte sich bei der Verminderung ihres ehelichen Glückes, unter Wahrnehmungen, die sie keine Rückkehr desselben mehr hoffen ließen, zur tiefsten Schwermuth, denn was die traurige Ahnungsstimme ihres Herzens in jenem Spiegelbilde ihr verkündet, war mehr und mehr in schonungsloser Wahrheit aus dem Rahmen in's Leben getreten. Vergebens hatte sie es seitdem vermieden, ihrem Unglück in's Auge zu schauen. Es verfolgte sie, vom Zufall geführt, in's Ohr zu rufen, daß sich dem Mißgeschick nicht ausweichen lasse, wenn es den Blick auf uns gerichtet. So hörte Clementine selbst, nachdem sie fremde Zuflüsterungen zurückgewiesen, wie gebannt auf dem verrätherischen Standpunkt, den unwillkürlich ihr Fuß betreten, die an die Nebenbuhlerin gerichteten Aeußerungen der glühendsten Leidenschaft ihres Gemahls, welcher, es waren kaum sechs Jahre, in so feuriger Weise eine ewige Liebe und Treue ihr gelobt. Nur ein Gedanke hielt sie jetzt aufrecht, die Hoffnung, daß in der nahenden Stunde, welche ihrem zweiten Kinde das Leben geben sollte, ihr tief verletztes Herz im Tode brechen werde, allein die schwere Stunde ging ohne Erfüllung ihrem Todeswunsche gebracht zu haben, vorüber. Der Vater empfing lächelnd die Glückwünsche zu der Geburt seines zweiten Sohnes, dem er in der Taufe die Namen Heinrich Benedikt beilegen ließ. Die Mutter aber weinte schmerzlich, als man das neugeborne Kind in ihre Arme legte, denn sie wußte, daß es nur geschah, um es nach dem von ihr empfangenen Segenskuße an die Brust der Amme, der ihr so verhaßten, zu legen. Der Schmerz darüber vermischte sich mit ver-

wirrenden Vorstellungen über die fatale Zufälligkeit, welcher Lady Inverness die abermalige zeitgemäße Befähigung zu jener Berufung verdankte, die in den Fieberphantasten der Leidenden Wöchnerin als eine dämonische, feindlichen Mächten zuzuschreibende ihr erschien, gegen welche sie in Ausrufungen protestirte, die nur ein schadenfrohes Lächeln der in Gesundheitsfülle blühenden Nebenbuhlerin entlockten, als eine verrätherische Zunge sie derselben hinterbrachte. Ihre Arglist verstand es, aus jenen Hirngespinnsten einer frankten, in ihren heiligsten Rechten gekränkten Frau, Fäden zu ziehen, welche den verführten Gatten derselben immer mehr und mehr umstrickten, ihn zu der Meinung verleiteten, Clementine sei nicht bloß eine religiöse Schwärmerin, die unter ihren Kasteiungen jeden seiner unschuldigsten Weltgenüsse als Sünde verdamme, sondern ihr Fanatismus arte jetzt in den bedrohlichsten Neußerungen gegen die Personen ihres Hofstaates aus, die seit längerer Zeit wegen ihrer Confession das Unglück hätten, ihr zu mißfallen. Der Mund, aus welchem diese arglistigen Insinuationen flossen, war zu schön, als daß Jakob Stuart ihnen hätte Glauben versagen können; auch entbehrten sie nicht alles Grundes zu ihrer Glaubwürdigkeit. Diese wie jenen aber ganz zu erforschen, lag nicht in der Natur des Leichtgläubigen, der überdies die Wahrheit einer gründlichen Ermittlung zu scheuen hatte, während der Schein der oberflächlichen, seine Versündigung gegen die Gattin einigermaßen rechtfertigte und er sich gedrungen fühlte, das vermeintliche Unrecht, das sie sich gegen seine Liebliche zu Schulden kommen lassen, bestmöglichst zu vergüten. Er veranstaltete Feste auf Feste zu ihrer Erheiterung; er

überhäufte sie mit Beweisen seiner verschwenderischen Freigebigkeit, während er sorglos seine Gemahlin dem Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse preis gab, unter deren Entbehrung sie jedoch weniger als unter Betrachtung ihrer Ursache und der Sorge über die Folgen litt, die seine Verschwendung bei den schon ohnehin sehr schwachen und zerrütteten Zustand seiner Finanzen nach sich ziehen mußten. Zu tief von den Ursachen dieser Bekümmernisse verletzt und aufgeregt, vermochte Clementine nicht gänzlich darüber gegen ihren Gemahl zu schweigen, sagte ihr auch ihr Verstand, daß Vorwürfe nie einen verirrten Gatten zu seiner Pflicht zurückführen, sondern ihn nur beharrlicher machen, den betretenen Abweg zu verfolgen. Was sie ahnen, wissen konnte, nicht fürchten wollte, geschah. Die gewagten Vorstellungen verfehlten ihren Zweck, sie erbitterten den Schuldigen und rissen ihn zuletzt zu der Aeußerung hin, er sei nicht Willens, von seiner Gattin sich schulmeistern zu lassen, und er werde, falls sie in dem Tone fortzufahren Verlangen tragen sollte, ihr die Weisung ertheilen müssen, sich wieder zurück in ihre Heimath zu begeben. Sie werde Lady Walpole und Miß Sheldon nicht wiedersehen. Aehnliche Weisungen seien bereits an diese Personen ergangen, die so nachtheiligen Einfluß auf sie geübt.

Clementine sank bei dieser Entgegnung erbleichend und wie vernichtet zusammen, allein der Gemahl nahm keine Notiz davon, er verließ das Zimmer, um Erkundigungen einzuziehen, ob seinen Befehlen Folge geleistet worden. Er traf auf dem Wege mit Lady Walpole zusammen, die im Begriff stand, den Ballast des Titularkönigs zu verlassen und eine einstweilige

Unterkunft in dem Kloster der heiligen Cäcilie zu suchen. „Meine Gemahlin hat mich gezwungen“, sagte er, die Eilende aufhaltend, „gegen meine Grundsätze ungalant gegen Damen zu verfahren.“

„Sire“, erwiderte Lady Walpole kalt, „beruhigen Sie Sich darüber. Es gibt Fälle, wo ein ungalantes Verfahren mehr Ehre als ein galantes gibt, und ich werde der Königin, die zu dem erstern Anlaß gegeben, ewig dafür verpflichtet bleiben.“

„Sie sind sehr anzüglich, Mylady“, versetzte der Abgefertigte.

„Sire, besser als anziehend“, erwiderte sie lächelnd, indem sie mit einer tiefen Verbeugung sich beurlaubte und den an der Thüre des Ballastes ihrer harrenden Wagen bestieg.

Während dieses ironischen tête à tête hatte ein tragisches in dem Zimmer der Königin statt gefunden. Miß Sheldon war dort eingetreten, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Zustand, in welchem sie dieselbe fand, erstickte die Empfindung der erfahrenen Kränkung, indem sich zugleich die ihres Schmerzes, die leidende, beklagenswerthe Fürstin jetzt nothgedrungen verlassen zu müssen, erhöhte. Zu ihren Füßen niedersinkend, ihre kalten erstarrten Hände mit heißen Küssen bedeckend, be-theuerte sie ihr, daß man nur gewaltsam sie von dieser Stelle werde reißen können und sie hier der Macht trotzen wolle, die sich gegen ihre Anhänglichkeit an ihre unglückliche Gebieterin verschworen. Diese fühlte sich von den Aeußerungen eines ihr ganz ergebenen Herzens tief gerührt, allein dennoch entgegnete sie: „Nein, meine Freundin, ich muß, so schwer es mir auch wird, Sie ermahnen, der Gewalt unserer Feinde, die Ihre

Verbannung aus meiner Nähe beschloffen, keinen Widerstand entgegen setzen zu wollen. Er würde vergeblich sein und nur neue Demüthigungen für mich zur Folge haben, da ich Sie nicht vor Mißhandlungen zu schützen im Stande sein würde. Gehen Sie! In der Freistätte aber, die vielleicht bald mein Fuß betreten wird, soll nichts mich hindern, der Ergebenheit meiner Freundin mich zu freuen! Sie blickten mich angstvoll an! O meine gute Sheldon! Sie und Lady Walpole müssen, in Kenntniß meiner Prüfung und meiner Sinnesweise, errathen, wohin meine Sehnsucht nach Ruhe mich zieht.“ Miß Sheldon antwortete darauf nur mit Thränen; allein sie versicherten der Prinzessin mehr als Worte es vermocht haben würden, daß ihre nothgedrungene Trennung nur eine kurze sein werde.

Einige Wochen verfloffen nach diesem Vorgange in der gährenden Stimmung, die er zurückgelassen; die Gatten sahen sich nicht. Er eilte von Zerstreuung zu Zerstreuung, sie dagegen lebte in tiefster Zurückgezogenheit, nur beschäftigt mit ihren Kindern und die dadurch ihrem Schmerze mehr und mehr gegebene Nahrung durch Andachtsübungen ihm entziehend, die unbekämpfbaren Ausbrüche desselben in Briefe an ihre nächsten Verwandten fassend und nicht selten diese Briefe wiederum vernichtend, aus Sorge für die Ehre ihres Gemahls. Daß sie den Ungetreuen noch liebte, nach allen von ihm erlittenen Kränkungen, daß, wie sehr auch der Ritter St. Georg in ihrer Achtung gesunken, doch ihr Schutzheiliger gleiches Namens ihm noch das Wort redete, daß sie fühlte, sie werde bei der äußeren vorhabenden Trennung ihm innerlich immer verbunden bleiben, und der Schein ihrer Unversöhnlichkeit die

Wahrheitsstimme des verzeihenden Herzens Lügen strafe, ja daß sie oft versucht sich fand, in demüthiger Geringschätzung ihres Werthes, in allzu strenger Erwägung ihrer Fehler und Schwächen die Schuld ihres Unglücks sich selbst beizumessen, ihrer Unfähigkeit, den anspruchsvollen Gemahl dauernd zu fesseln, das erklärt nur das alle Räthsel tiefen lichternde, alle Disharmonien auflösende „Ewig Weibliche“ in dem Prinzip der Liebe. Und wie widersprechend es auch erscheinen dürfte, es lag in diesem Grundgesetz vielleicht auch der Schlüssel zu dem psychologischen Geheimnisse, wie aus jenem weichen Boden der harte Entschluß einer Trennung hervorgehen, reifen und den Einsprüchen des Mutterherzens Widerstand leisten konnte.

Nach Tagen und Nächten voll Seelenqual, in denen die unglückliche Frau mit den streitenden Gefühlen ihrer Brust gerungen und im heißen Gebete um Erleuchtung in der Finsterniß ihrer Zweifel auf den Knien gelegen, erhob sie sich endlich gefaßt, den bereits geschriebenen Scheidebrief an ihren Gemahl zu siegeln und dann Abschied von ihren Kindern zu nehmen. Seit drei Tagen hatte sie sich den Genuß ihres Anblicks versagt, und er überwältigte ihre errungene Fassung, als sie die Schwelle des zu ihnen führenden Gemaches überschritten, als ihr ältester Sohn Carl Eduard mit dem freundlichen Ausruf: „Ach meine liebe Mama, wie bange war mir nach Ihnen!“ sich in ihre Arme warf, und sein acht Monat altes Brüderchen, Heinrich Benedikt, als verstehe es die Worte, auch nach der Mutter verlangend, die Arme nach ihr entgegenbreitete. „O meine Kinder“, rief sie unter strömenden Thränen, indem sie

Beide an ihr Herz zog, „ich muß Euch verlassen, und nie werde ich Euch wiedersehen.“ „Nie mehr wieder sehen!“ wiederholte Carl Eduard weinend, „o was haben wir denn unserer Mama zu Leide gethan, daß sie uns also bestrafen will. Ich habe doch heute so gut gelernt und auch gestern und vorgestern auch so gut, daß gewiß der Papa, wenn er's erfährt, mich beloben und ein Pferd mir schenken wird, um auf demselben nach England zu reiten; aber ich will es nicht haben, wenn meine liebe Mama mich verläßt.“

Wie schwer ward es der Mutter, mit Abschiedsküssen die weiteren Ergüsse dieser süßen Blanderei zu hemmen, von den Kindern, die ihre Armechen fesselnd um ihren Hals geschlungen, sich loszureißen. Die Ahnung kam über sie, daß sie ein Unrecht begehe und den Schritt bereuen werde, allein gegen diese Stimme mit einer consequenten Schmerzbeharrlichkeit sich betäubend, verließ sie ihr Haus und bestieg den Wagen, der sie nach dem gewählten Zufluchtsorte, in das Benedictinerkloster, zur heiligen Cäcilie benannt, brachte.

Wohl fand sie bei den frommen Schwestern, die nicht unvorbereitet auf ihre Ankunft waren, einen ihrer Erwartung entsprechenden Empfang, und die tröstlichen Zusicherungen, daß ihr irdisches Leid hier bald unter den religiösen Bannmitteln entschwinden, Ruhe und Frieden in ihr Gemüth zurückkehren und ihr Auge eine erbauliche Weisung dazu in den Bildern der heiligen Märtyrer erhalten werde, womit man sich bereits beehlt, die Wände ihrer Zelle zu schmücken; allein alle diese angepriesenen Heilmittel, wie dankbar entgegen die Prinzessin sie auch nahm, beschwichtigten nur scheinbar ihr

schmerzbewegtes Gemüth. — Unterdeß hatte ihr unerwarteter Schritt, ihr brieflicher Abschied den Gemahl tief erschüttert, obwohl er den Schein der Gleichgültigkeit gegen seine Umgebungen darüber annahm und den Lord Inverneß beauftragte, in seinem Namen ein Manifest zu erlassen, in welchem er erklärte, daß er Alles gethan, seine Gemahlin zufrieden zu stellen, sie aber eigenstinnig, fremden Einflüssen folgend, sich von ihm getrennt habe. An seinen Schwiegervater schrieb er selbst und forderte ihn auf, nach Rom zu kommen, seine Tochter abzuholen, die als eine pflichtwidrige Gattin sich gegen ihn benommen, heimlich ihn und ihre Kinder verlassen und in ein Kloster sich begeben habe. In dieser Aufregung erfaßte er auch die Feder, seiner Gemahlin in den heftigsten Worten Vorwürfe über ihre Entweichung zu machen und Drohungen damit zu verbinden, die von seinem ungemessenen Zorne über ihr Verfahren zeugten.

Clementine antwortete ihm auf Aeußerungen, die ihrer weiblichen Würde, wie ihrem Range zu nahe traten, nicht, doch eine Pulsader des Lebens in ihrem Herzen pochte aufwallend in Hoffnung, daß Liebe unter der Maske jenes Zornes gesprochen habe.

Das Benehmen des Prinzen schien zwar diese Hoffnung Lügen zu strafen. Er stürzte sich noch mehr als früher in den Strudel geselliger Genüsse und Zerstreuungen aller Art, und sein Verhältniß zu Lady Inverneß ward bald ein offenkundiges, denn überall sah man sie an seiner Seite, und unverholen rühmte sich die schöne Kokette des Zaubers, der Macht, die sie auf den Verblendeten übte. Alle Vorstellungen dagegen, die

sich seine Freunde erlaubten, alle Ermahnungen der ihm geneigten Cardinäle, ja des Papstes selbst, der es ihm streng an's Herz legte, sich mit seiner Gemahlin wieder zu versöhnen und den ihr anstößigen Umgang aufzuheben, blieben so wirkungslos, wie sich die Vorwürfe der Gefrängten gezeigt, und die dringend ihm zu erkennen gegebenen Wünsche ihres Vaters zu einer gütlichen Beilegung des Zwiespaltes.

Während von der einen Seite so vergeblich die Vermittler sich bemühten, versuchten von der andern die Cardinäle Alberoni, Polignac und Imperiali, der päpstliche Beichtvater, der spanische Gesandte und die Prinzessin von Piombino eben so erfolglos die Prinzessin zur Rückkehr zu ihrem Gemahl zu bewegen. Clementine erklärte nach allen diesen freundlichen Bemühungen fest und bestimmt, von ihrem Gemahl allein sei die Versöhnung abhängig, wenn er die ihr entgegenwirkenden Hindernisse entferne, sei sie bereit, ihm wieder die Hand zu bieten, denn schwer, unerträglich werde ihr die Trennung von ihren geliebten Kindern.

Bergebens hatte sie den Gemahl in der dringendsten Weise ersuchen lassen zu erlauben, daß man die Kinder ihr zuführe, hartnäckig aber hatte er dies mit der Aeußerung verweigert, sein Ballast stehe Jedermann offen, und so sei es auch ihr unverwehrt, ihre Kinder darin zu sehen, in das Kloster aber werde er sie ihr nicht senden. Diesen bitteren Bescheid erhielt die nach ihren Kindern in Sehnsucht sich fast verzehrende Mutter, als sie eben einen Brief von der Königin von Spanien, ihrer Tante, als Antwort auf den ihrigen erhalten. Elisabeth von Parma, die einst von Alberoni dem Könige von Spanien

zugeführte Braut, die am Abend vor ihrem Zusammentreffen mit ihm, so schlau, so selbstständig sich von der Herrschaft ihrer Oberhofmeisterin, der allmächtigen Ursini, auf deren Vorschlag Philipp um ihre Hand geworben, sich zu befreien verstanden, indem sie dieselbe wegen einer ihr mißfälligen Aeußerung auf der Stelle verhaften und ohne Aufenthalt über die Landesgrenze deportiren ließ, diese energische Frau hatte nach den vertraulichen Eröffnungen Clementinens über deren unglücklichen Ehe sogleich die Feder ergriffen, beiden Theilen ihre ernstliche Meinung darüber kund zu geben. Dem Prätendenten gab sie in drohender Weise zu verstehen, daß, wosern er nicht sein Betragen gegen die Prinzessin, seine Gemahlin, ändere, die Ursachen ihrer Klage über ihn entferne und seine verschwenderische Lebensweise einstelle, er der Pension verlustig gehen werde, die der König, ihr Gemahl, ihm bewilligt. An Clementine aber schrieb sie unter dem 29. Dezember 1725: „Meine liebwerthe Niece! Ihr Schreiben hat mich sehr betrübt und bewegt, Ihnen Rath zu ertheilen; so muß ich Sie denn vor allen Dingen ermahnen, Sich nicht als Magd behandeln zu lassen, wie Ihr Gemahl bisher gethan. Ich spreche zu Ihnen darum so, weil ich die Gemüthsart Ihres Gatten kenne, der ein Engländer ist. Wäre er wie der meinige, so würde ich nicht so zu Ihnen reden. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre nur halb so wie der meinige, weil ich sicher bin, daß Sie mit ihm zufrieden sein würden, nach dem, was Sie erfahren. Der König, Ihr Gemahl, ist äußerst eigensinnig und weiß nicht das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Zeigen Sie daher Würde und Entschlossenheit ihm zu imponiren und seinen Willen zu brechen.

Bergeben Sie sich keines Ihrer Rechte und seien Sie Unfers Beistandes und Unserer Freundschaft gewiß."

Von diesem Briefe sandte Clementine ihrem Vater eine Abschrift, seine ihr geäußerte Meinung, daß sie sich unbedingt ihrem Gemahl unterwerfen, seine Fehler ertragen müsse, damit zu widerlegen. Allein Jakob Sobieski änderte seine egoistische Männeransicht nicht. Er schrieb der Tochter zurück: „Ich bitte Sie um Gottes willen, versöhnen Sie Sich mit Ihrem Gemahl, dem Könige. Ich werde alles mögliche dazu beitragen und selbst die Vermittlung Seiner Heiligkeit nachsuchen.“ An der Dringlichkeit dieser väterlichen Ermahnung hatte eine Nebenrückstcht nicht geringen Antheil. Jakob Sobieski hoffte noch immer seinen Schwiegersohn, den Titularkönig, als wirklichen zu begrüßen. Es schienen dazu sich jetzt wieder bei den ausgebrochenen Unruhen in Schottland Aussichten zu eröffnen. Die Tories, zu deren Häuptern der Herzog von Ormond gehörte, erhoben sich wieder gegen ihre bisherigen Besieger, unter denen Bolingbroke, der frühere getreue Anhänger Jakobs III. zu der alten Partei sich zu neigen schien. Jakob Sobieski wußte, daß die frühere Verbindung dieses berühmten Staatsmannes mit Jakob Stuart noch nicht ganz aufgehoben war, obwohl jener nach einer von dem letztern widerfahrenen Kränkung, zu seinem Gegner übergegangen mit Ehren und Wohlthaten überhäuft, doch stets wegen seiner zweideutigen Politik und den Einflüssen seiner schriftstellerischen Beredsamkeit auf das Volk gefürchtet wurde.

Wirklich waren dem Prätendenten in der letztern Zeit Nachrichten und Weisungen zugegangen, welche in Bezug auf

jenen günstigen Conjunkturen standen und ihn bestimmten, sich nach Genua zu begeben, dort die Crisis der in London sich bildenden, von Ormond geleiteten Verschwörung, die, wie er hoffte, zu seinem Glücke sich entscheiden werde, abzuwarten.

In der Abschiedsvisite, die er dem mit seinen Plänen einverstandenen heiligen Vater abstattete, fühlte sich dieser aber gedrungen, seinem Schützlinge nochmals väterliche Vorstellungen zu Wiederherstellung seines gestörten ehelichen Friedens zu machen. Es geschah dies mit einer so eindringlichen Beredsamkeit, daß der Betroffene nicht ungerührt davon sich als den schuldigen Theil bekannte, und zu den Füßen des ihn absolvirenden Vermittlers das Versprechen ablegte, seiner Ermahnung folgen, noch heut seine Gemahlin im Kloster besuchen und die Hand zur Versöhnung ihr bieten zu wollen.

In eine sehr weiche Stimmung durch den Inhalt eines Briefes versetzt, den Clementine am frühen Morgen von ihrer Schwester Maria Charlotte erhalten, und zunächst bewegt durch Mittheilungen, welche Lady Walpole und Miß Sheldon, ihre beiden treuen Klostergefährtinnen über das Ergehen ihrer Kinder eingelesen, hatte sie mit den Vertrauten in ihre Zelle sich verfügt und das erhaltene Schreiben ihnen vorgelesen, da sie bereits von ihrer Gebieterin in alle Familien-Angelegenheiten derselben eingeweiht und mit den Schicksalen der beiden Schwestern derselben bekannt waren. Als die Nachricht von dem Tode der ältesten einging, die nur ein Jahr nach dem Ableben der Mutter in ihrem achtundzwanzigsten Jahre als Braut des Prinzen von Turenne starb, war Clementinen der viel-sagende Ausruf entschlüpft: „O meiner Schwester ist ein

beneidenswerthes Loos gefallen. Wohl ihr, daß die Myrtenskrone nur ihre bleiche Stirn geschmückt."

So leicht sind die Männer getröstet! und mit dieser Bemerkung hatte sie den Vertrauten auch den Brief mitgetheilt, welcher die Vermählung jenes Prinzen mit ihrer zweiten Schwester Maria Charlotte ihr meldete, die schon vier Monate nach dem Tode der ältesten zu Straßburg vollzogen wurde, und kopfschüttelnd über diese Eile hatte sie sorglich geäußert: „Meine Schwester wird nicht glücklich werden, denn sie liebt einen andern, den Grafen von Auvergne, den Bruder ihres Gemahls, dem es gelungen, ihre erste Liebe für Michael Radzivil zu unterdrücken.“ Die traurige Prophezeiung der theilnehmenden Schwester aber sollte sich nicht erfüllen. Der ungeliebte Gemahl starb zehn Tage nach der Verbindung an einem hitzigen Fieber, und die Wittve zog sich in ein Kloster zurück. Während des Trauerjahres, das sie hier zuzubringen beabsichtigte, suchte der Bruder ihres verstorbenen Gemahls das ihm von demselben mit dem fürstlichen Namen zugefallene große Erbe noch durch Aneignung seiner Wittve zu krönen und die Bewerbung um ihre Hand blieb nicht fruchtlos. Der Papst ertheilte ihm zu der gewünschten Vermählung die Dispensation, und nach Verlauf von gerade fünf Monaten, nach dem Tode Gottfrieds von Turenne führte dessen glücklicher Bruder die Braut aus den dunklen Klostermauern an den Traualtar.

Die Ehe ward eine glückliche und mit Kindern gesegnete. In dem Briefe, den Clementine so eben erhalten, entwarf sie der Schwester ein Bild ihres häuslichen Lebens, ausgemalt mit all den Farben, welche einen tiefen Schatten auf das

Lebensgemälde der unglücklichen Schwester warfen, die, wie ferne ihr Gemüth von jeder neidischen mißgünstigen Regung war, doch nur in Wehmuth das Auge darauf heften konnte. Die Sehnsucht nach ihren Kindern war wieder so lebhaft durch die Schilderung, welche Maria Charlotte von ihrem erstgeborenen Söhnchen ihr machte, angeregt worden, daß ihr Herz in das Geständniß ausbrach: „Ja die Mutterliebe ist mächtiger in mir als jedes andere Gefühl, sie wird mich antreiben, gegen meine Frauenwürde zu handeln. Kommen Sie, Miß! Sie sollen mich zu meinen Kindern begleiten; ich weiß, Ihr Herz theilt meine Gefühle, es sehnt sich nach Ihren Söglingen.“

„O wie sehr“, erwiderte Miß Sheldon, „wie sehr, mehr als ich's zu äußern wagte! und wie gern folge ich Eurer Majestät, wohin Ihr zärtliches Muttergefühl Sie führt.“

Die Damen standen im Begriff, die Zelle zu verlassen, als die Thüre derselben sich öffnete und, geführt von der Aebtissin des Klosters, die beiden kleinen Prinzen eintraten, Carl Eduard in die ausgebreiteten Arme der entzückten überraschten Mutter mit den Worten eilte: Der Papa sendet uns zu Ihnen! während sein kleiner, achtzehn Monat alter Bruder, Heinrich Benedikt, eingeschüchtert durch die lauten Aeußerungen ihrer Freude ängstlich sich umblickte, aber bald von Miß Sheldon emporgehoben, unter ihren Liebkosungen zu lächeln anfing und mit seinen stammelnden Redeversuchen, die zum erstenmal das Ohr der Mutter berührten, diese so ansprach, daß sie sich von seinem Bruder losriß und den kleinen Liebling an ihr Herz nahm, worüber der erstere eifersüchtig sich mit in die Umarmung

drängte und dadurch Thränen der Freude der dabei ihr Unglück ganz vergessenden Mutter entlockte. Die Mahnung daran trat ihr erst erschreckend nach Ablauf der glücklichen Stunde bei Abholung der Kinder nahe. Aber das Wiedersehen hatte die Hoffnung in ihr zu einem zweiten neubelebt und den Muth, es selbst herbeizuführen, in ihr bestärkt. Als jedoch die Zelle wieder leer war, die holden Erscheinungen gleich Traumgebilden ihren Augen entschwunden waren, flossen diese noch in heißen Thränen über.

„O du Mutter der Gnaden“, flehte sie, vor ihrem Betaltar sich niederwerfend und zu der Madonna ihre Augen erhebend, die, wie es ihr schien, mit lächelnden Blicken auf sie herabschaute. „Du Mutter der Gnaden, senke Trost und Ergebung in mein Herz, wenn der himmlische Vater das schwere Opfer der Trennung von meinen Kindern mir fort und fort noch auferlegen sollte“! Das Gebet war kaum ihren Lippen entflohen, als ein Geräusch in der Nähe sie aus ihrer andächtigen Vertiefung riß. Sie wendete das Haupt. Jakob Stuart, der Gemahl, der noch immer heiß geliebte, stand vor ihr, in seinen Mienen Rührung, Zärtlichkeit, Wehmuth; Gefühle, die in Wahrheit seine Brust, seine sich ihr öffnenden Arme zu bewegen schienen.

Die Ueberraschung war so groß, so mächtig, daß sie in dem hervorgebrachten Eindruck ihm die ganze Fülle der Liebe zeigte, die in Clementinens Brust für ihn lebte! in schwärmerischer Begeisterung, welche die Erscheinung des Gemahls in eine Vision verwandelnd, ihm die Züge ihres Schutzpatrons St. Georgs verlieh, dessen Bild über dem der Madonna hing,

sank sie zu seinen Füßen nieder und wollte seine Hände mit Küffen bedecken.

Betroffen über eine Huldigung, die der ungetreue Mann so wenig verdiente, zog er beschämt und tief bewegt die Gattin an sein Herz mit Worten, die den alten Himmel ihrer Liebe wieder ihr zu öffnen schienen.

Als er hierauf zu traulichem Zwiegespräch wie in den ersten Jahren ihres Glückes es so oft geschehen, an ihrer Seite sich niederließ, wählte sie, Alles Störende, was jenen seligen Stunden gefolgt, sei nur ein böser Traum gewesen; erst als er diese Erinnerung selbst berührte, trat der süße Wahn zurück mit dem alten Schmerz, der seine Rechte behauptete.

„Alles, Alles will ich thun, meine geliebte Clementine“, versicherte Jakob Stuart, indem er die Hand der theuern Frau innig an seine Lippen zog, „Alles, was Dein Herz wieder beruhigen soll; die Personen meiner Umgebung, die Dir mißfällig sind, werden nie mehr Dir unter die Augen treten, indem sie ihre bisherige Wohnung in meinem Ballaste verlassen sollen. Erfülle Du dagegen meine Bitte und folge mir nach Genua, wo bald die Nachricht einer günstigen Wendung unsres Schicksales Dich erfreuen und eine noch weitere Reise nöthig machen dürfte. Ich habe Briefe von Ormond und Bolingbroke, deren Inhalt mich hoffen läßt, in Kurzem den Thron meiner Väter zu besteigen.“

Thränen waren unter dieser Rede in die Augen der Geschmeichelten gestiegen, während ein großmüthiger Entschluß über ihre Lippen sich drängte. „O mein theurer Gemahl“, erwiderte sie, „mit innigem Danke erkenne ich Ihre liebevollen

Zusicherungen, aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich in Betreff der früher gewünschten Entfernung jener mir verhaßten Personen meine Ansicht geändert. Es geschieht in der Ueberzeugung, daß bei Ihrem großen Vorhaben, das meine Seele eben so, ich gestehe es, mit Bangen als mit Hoffnung erfüllt, Sie der Dienste des Lord Inverness und seines Anhanges nicht entbehren können, jetzt, wo seine Feindschaft Ihnen so nachtheilig werden könnte, ihm keinen Anlaß dazu durch eine seiner Gattin meinetwegen zugesügte Beleidigung geben dürfen. Die Politik gebietet jene Rücksichten wie diese Schonung, und dieser Nothwendigkeit unterwirft sich ohne Klage das Ihnen am treuesten ergebene Herz, wie groß das Opfer auch sei, welches es in dieser Versagung bringt. Denn auch unsre Kinder werden Sie begleiten — doch der Segen der zurückbleibenden Gattin und Mutter, ihre Gebete werden den Entfernten folgen. Möchten Gott und die Heiligen sie erhören und Alles, wie der Ausgang auch sei, zu unserm Heile lenken.“

Die Stirn des weltlich gesinnten Mannes überschattete ein leichtes Wölkchen bei diesem Schlusse ihrer Entgegnung, und nachdem er noch eine Stunde lang vergebens versucht, sie zu widerlegen, bald von Bewunderung erfüllt über die Aufopferungsfähigkeit der ihn heiß liebenden Frau, angezogen von der holdseligen Anmuth ihres Wesens, bald abgestoßen von der klösterlichen Verschleierung und Unterdrückung ihrer weiblichen Liebenswürdigkeit und den natürlichen Regungen des Gefühls, erhob er sich endlich, Abschied von ihr mit der zärtlichen Aeußerung zu nehmen: daß er hoffe, ihre Weigerung ihm zu folgen noch zu bestegen.

„Sie ist eine Heilige“, sagte die Aebtissin, als sie ihm das Geleite gab, und er dachte, o wäre sie es nicht, wir würden glücklicher sein! „Sie hatte“, setzte die fromme Dame hinzu, „in unserm Kloster eine solche Gunst erlangt, daß wir sämmtlich bereit sind zu ihrem Dienste unser Leben zu opfern.“

Auch hierauf gab der Prinz in seinen Mienen eine Antwort, welche verrieth, wie wenig Werth er auf diese Ergebenheit legte, und wie sehr die Anlässe dazu seinen Wünschen und Gesinnungen entgegen. Dennoch schien ein anderer Geist seit der Zusammenkunft mit seiner Gemahlin über ihn gekommen zu sein; seine Leidenschaft für Lady Inverness war völlig erkaltet und ihr Gemahl bei ihm in Ungnade gefallen. Trugen Ueberdruß und Veränderlichkeit seines Charakters auch vielleicht das ihrige zu der Entfernung der unwürdigen Günstlinge bei, wovon er die Gemahlin selbst in einem Briefe mit der Versicherung unterrichtete, daß seine Beweggründe dazu ihre Besorgnisse aufgewogen, sie war jetzt gern geneigt, jene anzuerkennen und sie seinem bessern Gefühl zuzuschreiben.

In Rom erregte die Nachricht seiner Bekehrung, besonders unter den Freunden seiner Gemahlin eine angenehme Sensation. Der Besuch im Kloster hatte Wunder gewirkt, und wie verlautete, hatte der h. Georg dabei seine Hand im Spiele. Man erzählte sich, daß er in sichtbarlicher Erscheinung aus dem Rahmen des Bildes tretend die Hände der getrennten Gatten wieder vereinigt habe. So gestaltete ein vages Spiel der Phantasie, wovon eine Klosterschwester Kenntniß genommen und für dessen Verbreitung Sorge getragen, sich zu einem Faktum, welches für das Kloster, in welchem es vorgegangen, nicht ohne ersprießliche Nachwirkung blieb

und einigermaßen die Betrübniß der frommen Schwestern über die Trennung von der Prinzessin beschwichtigte. Sie hatten gehofft, die schwer von ihrem Gemahl Gefränkte werde sich von ihm losfagen und ein Mitglied ihrer heiligen Verschwisterung werden.

Ein Schreiben des Prätendenten an den h. Vater, worin er diesem als gehorsamer Sohn versicherte, seinen Söhnen fernerhin nur Erzieher katholischer Confession geben zu wollen, nachdem er bereits den bisherigen protestantischen entlassen und damit auch dem Wunsche seiner Gemahlin begegnet zu haben glaube, vollendete den günstigen Eindruck der vorangegangenen Nachrichten. Benedikt bevollmächtigte sogleich den Cardinal Imperiali zu seinem Gesandten an die Prinzessin, um die Bedingung ihrer Versöhnung mit dem Gemahl festzustellen.

Wie sich erwarten ließ, fand der Gesandte ein günstiges Feld für seine Vermittlungsversuche, nachdem die störenden Hindernisse aus dem Wege geräumt und den politischen Bedenklichkeiten Clementinens der Gemahl die Festigkeit seines Entschlusses entgegengesetzt. Das Zartgefühl der Frau aber erschraek, als der Cardinal sie aufforderte, die Versöhnungsbedingungen, die längst ihr Herz unterschrieben, in eine äußere bindende contractmäßige Form zu fassen. Das schöne sinnende Auge auf den erfahrenen Freund geheftet, welcher die Nothwendigkeit der ihrem Gefühl widersprechenden Maßregel auseinandersetzte, saß sie demselben gegenüber, unter den schweren Erwägungen das Haupt auf den linken Arm stützend, während ihre rechte Hand, die ihr vom Cardinal gereichte Feder hielt, ohne das vor ihr liegende weiße Blatt zu beschreiben.

„Muß ich denn?“ fragte sie noch einmal schwankend und legte die Feder nieder.

„Ja, Sie müssen!“ erwiderte der Cardinal ernst, „es handelt sich um das Glück, um das Seelenheil Ihrer Kinder.“

„Nun wohl“, erwiderte sie entschlossen, die Feder ergreifend, „so diktiren Sie mir!“

Der Cardinal fand sich dazu bald bereit, und als er die Hauptpunkte in Betreff der confessionellen Erziehung der Söhne des Prätendenten ihr in die Feder diktirt, legte er in dem Nachsatz seine Verehrung für die Mutter derselben an den Tag, indem er für sie das erste Recht der Oberaufsicht über ihre Kinder verlangte, eine Bedingung, die sehr mit den Wünschen des Mutterherzens in Einklang stand, um andern Rücksichten einen widerlegenden Einspruch gestatten zu können.

Als der Cardinal nach Beendigung des Geschäftes sich auch bei der Aebtissin des Klosters empfahl und im Namen des heiligen Vaters in salbungreichen Redensarten für die seiner königlichen Schutztochter erwiesene Aufnahme dankte, äußerte sie ihm dagegen etwas kalt, daß sein übernommenes Vermittler-Amt schwerlich der heiligen Cäcilie, der Patronin des Klosters angenehm gewesen sein dürfte, allein der Cardinal tröstete die besorgte Klosterfrau mit der Versicherung, daß die h. Cäcilie in einsichtsvoller Erwägung, das geschützte Seelenheil der beiden Söhne des rechtmäßigen Königs von England höher als den Verlust anschlagen werde, den ihr Kloster in der von ihr bedauerten Versöhnung der beiden Gatten erlitten. Die Aebtissin verbarg unter einem erzwungenen Lächeln ihre Empfindlichkeit über diese Entgegnung, und erst in den an die

Prinzessin gerichteten Abschiedsworten ließ sie dieselbe hervorblicken. Nachdem sie der Scheidenden den Segen ertheilt, sagte sie: „Wir entlassen Sie, meine Tochter, in Wehmuth über die Trennung, aber mit dem Wunsche, daß Sie nie dieselbe bereuen möchten und mit der Zuversicht, daß, wenn dereinst, was wir nicht fürchten wollen, die Sterbeglocke Ihres gehofften Glückes an der Seite Ihres wankelmüthigen Gemahls in Ihren Ohren wieder ertönen sollte, Sie des trostvollen Saitenspiels der heil. Cäcilie eingedenk, zu dieser Ihre Zuflucht wieder nehmen werden“! —

Diese schon wie ein Sterbeglöcklein tönenden Entlassungsworte, die in der Brust der Prinzessin einen tiefen Anflang gefunden, verhallten nicht in ihr unter den theilnehmenden Aeußerungen ihrer Freunde, die gegen die eigne Ueberzeugung ihren inneren Besorgnissen widersprechend, sich bemüheten ihren Glauben an die Beständigkeit ihres Gemahls, an die Aenderung seiner Sinnesweise zu befestigen. So beeiferte man sich, auch ihr die letzten Tage ihres Aufenthalts in Rom vor der beabsichtigten Reise nach Genua durch alle nur möglichen Aufmerksamkeiten angenehm zu machen, und fast der ganze ihr ergebene römische Adel begleitete die Scheidende bis zur nächsten Station. So huldigend kam man ihr auch in Genua entgegen, und obwohl den ersten Glanz der Jugend und Schönheit ihre Seelenleiden abgestreift, so war dafür jener verklärte Schimmer, den ein edles Leid selbst Zügen verleiht, die nie auf Schönheit Anspruch machen können, eingetreten und machte ihre Erscheinung zu einer engelhaften, ätherischen. Man sah in ihr eine Madonna, und fühlte sich versucht, das Knie

vor ihr zu beugen, wenn sie den holden jüngsten Knaben im Arm auf dem Balkon ihres Ballastes erschien.

Jakob Stuart war kurz vor ihrer Ankunft durch den Empfang wichtiger Depeschen genöthigt worden, eine Reise nach Lothringen und Frankreich zu unternehmen und seine Abwesenheit dauerte mehrere Monate. Allein erträglich wurde ihr dieselbe nach der ertragenen Abwesenheit seiner Liebe und unter den süßen-Beschäftigungen mit ihren Kindern, denen sie die treueste Sorgfalt widmete, dabei aber jene religiösen Pflichtübungen nicht versäumte, die während ihres klösterlichen Aufenthaltes ihr zum Bedürfniß geworden. Doch ging ihre Frömmigkeit nie in müßige-Beschaulichkeit über, sondern bewährte sich in thätiger Menschenliebe, in Unterstützung armer Familien, denen sie die Ersparnisse ihrer mäßigen Lebensweise zuwandte und in nützliche und brauchbare Gegenstände mit eignen Händen verarbeitete. Sie trugen die Spuren dieser Beschäftigung, als der Gemahl, von seiner Reise zurückgekehrt, die Hand der geliebten Frau erfaßt und betroffen über die wahrgenommenen Makel an derselben, die ihn in dem rauhen durchstochenen Zeigefinger berührt, die sanft darüber lächelnde, Gattin anblickte. Allein die neue Stufe, die sie bei Erklärung des Räthsels in seiner Achtung erstiegen, führte nicht mehr zu der Höhe der ersten Liebeswärme empor. Es bestätigte sich auch hier bei der Wiedervereinigung der beiden Gatten die bekannte Erfahrung, daß die moralische Verschiedenheit ein ewiges Hinderniß wahrhafter Vereinigung bleibt, und tiefe Risse auch nach ihrer Heilung schmerzende Narben zurücklassen, besonders wenn kein Balsam des Glückes eine Linderung

bewirkt, sondern der Frostschauer widriger Verhältnisse ihre Empfindung verstärkt.

Die Hoffnungen, welche den Prätendenten nach Genua geführt, waren wie alle früheren wieder in Dunst zerronnen. Auch die kurze scheinbar günstige Crisis, welche bei dem unerwarteten Tode Georgs I. im Jahr 1727 eintrat, täuschte die Bemühungen der Jakobiten, wie man die Stuartische Partei nannte, den Prätendenten auf den erledigten Thron zu heben. Die mächtige Gegenpartei behauptete sich in ihren gewonnenen Rechten. Der Prinz von Wales bestieg als Georg II. den Thron von Großbritannien und befestigte sich auf demselben durch seinen königlichen Charakter so gut, daß an eine Wiederberufung des vertriebenen Stuarts nicht mehr zu denken war.

Der Prätendent schien sich nach dieser letzten Täuschung in sein Geschick ergeben zu haben. Er verließ mit seiner Familie Genua und ging nach Bologna, von wo er jedoch im Mai 1729 wieder nach Rom zurückkehrte, um dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Der h. Vater empfing das versöhnte Ehepaar, als es ihm in Vereinigung einen Besuch abstattete, mit großer Herzlichkeit, die vorzüglich der Prinzessin sich zuwendete. Er belobte ihre Frömmigkeit, ihre Demuth, ihre wohlthätigen Werke, wovon er Kenntniß erhalten, unterließ dabei aber nicht, in väterlicher Weise Jakob Stuart zu ermahnen, den Frieden einer so verehrungswürdigen Gemahlin nie mehr durch Verirrungen, wie die begangenen, in Zukunft zu stören.

Clementine ahnte unter diesen gut gemeinten, aber nicht klugen Verhaltungen in ihrer Gegenwart den ungünstigen

Eindruck, den sie nach den ihr ertheilten Lobeserhebungen auf das Gemüth ihres Gemahls üben würden, und sie irrte sich nicht. Er zeigte von dem Tage an sich sichtlich erkaltet gegen das Muster der Frauen, wie Benedikt die Prinzessin genannt, und seine alte Neigung erwachte, vielleicht ein Erbfehler, der von seinem Vater auf ihn übergegangen, Liaisons mit Damen anzuknüpfen, die gleich der früheren Geliebten, sich sehr geneigt dazu zeigten. Im Wechsel dieser mit andern sinnlichen Genüssen sich vereinigenden Zerstreuungen, beachtete er die dadurch entstandene Zerrüttung seiner Finanzen nicht und wendete in seinem Leichtsinne, während er fortfuhr, ihm Opfer zu bringen, das Auge von den Entbehrungen, unter denen seine Gemahlin litt. So viel als es möglich hatte sie sich bereits von geselligen Verbindungen zurückgezogen und ihren Umgang nur auf wenig vertraute Personen, zu denen die Prinzessin Biombino, eine ihr sehr ergebene Dame, gehörte, beschränkt. Diese trug Sorge, den Papst von der dürftigen Lage ihrer beklagenswerthen Freundin in Kenntniß zu setzen, und dieser beschloß sogleich, einen Theil der ihrem Gemahl bewilligten Apanage ihr zukommen zu lassen. Von diesem wohlthätigen Vorsatz sie zu benachrichtigen und das Demüthigende desselben durch einen Achtungsbeweis zu mindern, hatte Benedikt das Cardinal-Collegium beauftragt, ihr einen ceremoniellen Besuch abzustatten. Die hohen Herren konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, als sie beim Eintritt in den Ballast der Königin von England nur von zwei Bedienten empfangen wurden, deren defekte Livreen von der hier herrschenden Dürftigkeit zeugten, allein dies ironische Lächeln wich einer edlern

mitleidigeren Regung, als sie in das prunklose Gemach der Titular-Königin traten, und die Majestät der edlen Frau, unabhängig von allem äußeren Glanze ihnen in ihrer immer noch bezaubernden Erscheinung, erhöht durch den Nimbus der Mutterwürde, entgegenleuchtete. Umgeben von ihren Kindern, mit deren Unterricht sie sich so eben beschäftigte, empfing die Fürstin die im Purpur erscheinenden Cardinäle, und stieg auch der Purpur der Beschämung auf ihre Wangen, im Blick auf die ärmliche, die Honneurs machende Dienerschaft, und entschlüpfte ihren Lippen auch dabei die Aeußerung, sie bedauere keinen Cavalier zu haben, um ihren Dank für die ihr gewordenen Achtungsbeweise dem Cardinal-Collegium, so wie für die gute Absicht Sr. Heiligkeit zu Verbesserung ihrer Lage in schicklicher Weise abstaten zu lassen. Es lag in diesen Worten so viel Würde, daß die demüthigende Bezüglichkeit derselben darunter verschwand und auf die, an welche sie gerichtet waren, ihren eigenthümlichen Einfluß nicht verfehlte.

Einige Jahre waren wieder verflossen, und in diesem Zeitraume hatten sich die Gefühlstürme in dem Herzen der unglücklichen Frau mehr und mehr gelegt. Ein Brief ihrer geliebten Tante, der Churfürstin von Baiern, kurz vor deren Tode geschrieben, hatte in seinem rührenden zur Ergebung mahnenden Inhalte zu jener Beschwichtigung viel beigetragen. Die Ruhe der Resignation war über die junge Dulderin gekommen, sprach aus ihren Zügen, aus ihren Worten und Handlungen, und wenn der Gemahl von ihrem engelhaften Ausdruck ergriffen sich gedrungen fühlte, ihr Versicherungen zu machen, die er in der nächsten Stunde unter andern zauber-

haften Einwirkungen vergaß, wies sie dieselben nicht mehr wie früher mit frostigem Ernst zurück, sondern hatte für Aeußerungen, auf die sie keine Ansprüche mehr machte, die ihr aber in Erkennung des Antriebes wohl thaten, immer ein dankbares Lächeln bereit.

Um einer der Seelenmessen beizuwohnen, die in der St. Peterkirche zum Andenken ihres Oheims, des im Jahre 1732 verstorbenen Churfürsten von Mainz, Franz Ludwig, des frühern Churfürsten von Trier und Fürst-Bischofs von Breslau und Meisse statt fanden, hatte sich Clementine eines Tages im tiefen Trauergewande nach der Basilika verfügt. Hier kniete sie an demselben Altar, an welchem einst der still Geliebte neben ihr sich niedergelassen und ihr Herz dadurch in stürmische Bewegung gesetzt, deren Verräther ihre glühenden Wangen geworden. Heut nur durchrieselt von der eisigen Kälte des Marmors, den ohne die Unterlage eines Rissens die Knie der zarten kränklichen Pelerin berührten, vermied sie nicht wie damals ihre Blicke seitwärts bei der Wahrnehmung zu wenden, daß ein Mann in ihrer Nähe sich niedergelassen. Aber dennoch fing ihr Herz an zu pochen, als ihre Blicke denen eines bekannten Antlitzes begegneten, das gleich dem andern nicht mehr die Lebensfarbe der Jugend und des Glückes trug. Es war der Dichter Johannes von Rosenroth. Die heilige Handlung der eben begonnenen Messe gestattete, nach dem flüchtigen Blicke der Erkennung keine weitere Annäherung, und nach Beendigung des Gottesdienstes war der bleiche Mann von der Seite der Prinzessin wie ein Schatten entschwunden, beinahe wie in der träumerischen Vision in der Nacht, wo sie zu Inspruch der

Schall des Posthorns aus derselben weckte. Länger aber als damals gedachte sie heut derselben; ihre Andacht war gestört, mit bewegtem Gemüth, mit dem Wunsche, den Freund ihrer Jugend sprechen zu können, Nachricht von ihm über ihre treue Anna zu erfahren, kehrte sie in ihren Ballast zurück, beim Aufschauen zu dem über den Portal in haut relief befindlichen heiligen Aposteln der naiven Aeußerung ihres ehemaligen Hoffräuleins, daß sie beim Anblick des Bildnisses eines h. Johannes stets ihres gleichnamigen Geliebten gedenken müsse, sich erinnernd.

In Vermuthungen sich ergebend, welche Ursachen wohl den Dichter zu der weiten Reise nach Rom veranlaßt haben möchten, und der Hoffnung sich hingebend, daß er gewiß nicht unterlassen werde, ihr bald seine Aufwartung zu machen, Grüße von seiner Frau, Nachrichten über sein häusliches Glück, vielleicht auch ihm ertheilte besondere Aufträge ihres Vaters zu bringen, der wieder mit dem Kaiser versöhnt, seinen Aufenthalt in Ohlau genommen und in den Besitz der ihm einstweilen vorenthaltenen Einkünfte getreten, verbrachte Clementine die Stunden des Tages, und auch als sie zur Nachtruhe sich niederlegte, umgaukelten sie noch die Vorstellungen ihrer Erwartung in wirren Traumgebilden. Nach kurzem unerquicklichen Schlummer erhob sie sich früher als gewöhnlich, und zu stiller Verwunderung ihrer Kammerfrau verweilte sie heut trotz der Klage über Migräne bei der Toilette so lange, als habe sie einen Staatsbesuch vor. Dies Erstaunen aber vermehrte sich, als die sonst nie launenhafte Gebieterin nach Vollendung ihres Anzuges die schwerseidene hellfarbige Robe mit einer dunklen, wollenen, die sie als Hauskleid täglich zu tragen

pflegte, wieder zu vertauschen verlangte. Die Erklärung dieser Veränderlichkeit lag in der Antwort, welche die Fürstin der Kammerfrau auf den gewagten Einspruch: daß die erstere Robe viel besser sie kleide, ertheilte.

„Du irrst Dich“, sagte sie, „die abgestreifte Jugend und Schönheitsblüthe wird durch keinen bunten, den Mangel verbergenden Blätterschmuck ersetzt, er kann nur beleidigend in das Auge fallen, das jenen einst bewundert.“

Bei den Reminiscenzen, in welche Clementine sich vertieft, war es kein Wunder, daß auch der Gedanke sie beklemmte, wie betroffen der Freund über ihre, seiner Vorstellung gewiß sehr widersprechenden äußern Verhältnisse sein werde. Die Erwartung eines königlichen Besuchs hätte kaum ähnliche Gefühle in ihrer Brust erzeugt. So kam die Mittagsstunde heran, und kurz vor derselben trat der unbedeutende Mann in den Ballast, eine Audienz bei Ihrer Majestät, der Königin von England nachsuchend.

In einer fast fieberhaften Aufregung, die wohl zum Theil Folge der am vorigen Morgen in der Kirche davon getragenen Erkältung war, empfing die Prinzessin den Angemeldeten, dessen Gemüthsbewegung, als er vor der angebeteten Frau erschien, derselben nicht entging, war sie auch weit davon entfernt, die wahre Ursache derselben zu errathen, die sie in ihrer Anrede ahnungslos berührte.

„Es ist lange her, Herr von Rosenroth“ sagte sie, nachdem sie ihn genöthigt, vor ihr Platz zu nehmen, „seit wir uns im Eichenwalde zu Bópelwitz das letzte Mal sahen, Sie als dienstfertiger Cavalier die Enveloppe der Prinzessin von Polen

und zugleich für deren Unterhaltung in so interessanter Weise trugen. Erzählen Sie mir heut, ich bitte vor Allem, ob die Sorge Venaten dem Dichter gelächelt und seinen Musensitz in den Tempel glücklicher Häuslichkeit, wie ich hoffe, verlegt. Mein ehemaliges Hoffräulein hat seit Jahren nicht mehr an mich geschrieben, und gern schreibe ich ihr Stillschweigen angenehmen Verhinderungen zu, mit deren Angabe Sie mich erfreuen werden."

Der Dichter war unter dieser Rede sehr bleich geworden, und seine Stimme zitterte ein wenig in der gegebenen Antwort. „Nach dem Beweise des guten Gedächtnisses“, hub er an, „das so eben Ihre Majestät mir höchst erfreulich in jener Reminiscenz des Spazierganges im Eichwalde zu Böpelwitz an den Tag gelegt, darf ich glauben, daß Sie Sich noch einer Stelle jener dort gepflogenen Unterhaltung erinnern werden, nämlich der Worte des Dichters, welcher die Entstehung seines Wesens unter andern mit den räthselhaften, sich selbst widersprechenden Gefühlen der Menschenbrust verglich, die das enge Gehäuse, Herz genannt, in ihrem Wechsel beengen und oft zersprengen. Diese Andeutung möge Ew. Majestät das Räthsel lösen, daß ich nicht Anna's Gatte geworden, daß sie den Schleier genommen, das Klostergelübde abgelegt; daß ich unvermählt geblieben, meinen früheren religiösen Ueberzeugungen untreu geworden und zur allein selig machenden Kirche übergetreten bin, die Reise nach Rom unternommen und hier, in tiefe Betrachtungen versenkt, zum erstenmal das Grabmal des Mannes besucht, der in seiner Demuth, in seiner richtigen Ansicht aller irdischen und weltlichen Größe die Inschrift

dafür bestimmt: „Ein Gewürm im Leben, Staub im Tod!“ *)

Das Antlitz der Prinzessin nahm unter diesem Bescheide mehr und mehr den Ausdruck des Erstaunens darüber an. „Ihre Mittheilungen“, sagte sie nach einer Pause, „haben mich sehr überrascht, ich werde Zeit brauchen, über die Beweggründe Ihrer Handlungsweise nachzudenken, verweisen Sie mich auch auf das Wort, welches Alles erklärt.“

Der Dichter faßte bei dieser Entgegnung unwillkürlich an sein Herz, als wolle er damit den Ausbruch des darin unruhigen Elementes zurückdrängen. „Ja, dies erklärt Alles!“ commentirte er die Aeußerung der Prinzessin, die noch ganz im Dunkel des Räthfels die zu Tage liegende Lösung nicht auffand. Nachdem sie dem Gespräch eine andere Wendung in Fragen nach dem Befinden ihres Vaters, ihres Oheims gegeben und befriedigende Antwort darauf erhalten, ließ sie ihre beiden Söhne herbeirufen, um sie dem Freunde vorzustellen.

„Ist das unser neuer Gouverneur“, fragte Carl Eduard, als er den Fremden einige Minuten ins Auge gefaßt und nach der wohlgefälligen Musterung seiner Persönlichkeit die Hand ergriffen, worauf der jüngere Bruder, dem Beispiel folgend, die andre des Dichters erfaßte.

„Ich wünschte, meine lieben Söhne, diese Frage mit Ja beantworten zu können“, erwiederte Clementine, mit einem auf den Dichter gerichteten Frageblick.

„Dies würde nur von Ew. Majestät Willen abhängen“, versetzte der innerlich Betroffene. „Ich bin Herr meiner Zeit, und

*) Die Inschrift des Grabsteines Alexander Sobieski's.

vielleicht würden meine Kenntnisse dem ehrenvollen Zutrauen entsprechen!"

„Nun, so wollen wir meines Sohnes Frage als einen Wink des Himmels betrachten und ihm Folge leisten“, ergänzte rasch die Prinzessin; „mein Gemahl“, fuhr sie fort, „wird nichts dagegen einzuwenden haben; — ich werde mich darüber mit ihm berathen und mich freuen, Sie zu Einholung des Bescheids und der übrigen Verhandlungen in einigen Tagen wieder hier zu sehen.“

„Ja, auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!“ riefen die Prinzen, die in ihrer kindlichen Weise schnell Vertrauen und Zuneigung für den fremden Mann gefaßt, der mit Augen voll Liebe sie anblickte, deren melancholische Tiefe sie nicht verstanden.

Als Johannes von Rosenroth das Zimmer verlassen und durch die Straßen Roms seiner entlegenen Wohnung an der porta del popolo zuschritt, war ihm so leicht, so selig zu Sinne, als werde er von den Engeln getragen, die überall, wohin er seine Augen richtete, in Fresken und Sculpturen der Gebäude ihm ihre Arme entgegenstreckten. Heut erst fühlte er sich in Rom, obwohl er schon seit drei Wochen dort verweilte.

Noch am Abend desselben Tages fand seine Gönnerin Veranlassung, die ihm ertheilte Zusage zu erfüllen, indem ihr Gemahl in Mißlaune über das eingereichte Entlassungsgesuch des Ritters von Ramsay*), der das Amt eines Gouverneurs

*) Der Ritter von Ramsay, ein Schotte von Geburt und treuer Anhänger der Stuarts, blieb auch nach Niederlegung der bei dem Prinzen eingenommenen Stelle, für den er die Reisen des Cyrus geschrieben, dem Hause befreundet, indem er den vortheilhaften Antrag, Hofmeister des Herzogs von Cumberland zu werden, ablehnte.

bei dem Prinzen Carl Eduard seit einem Jahr bekleidete, die Aeußerung hinwarf, daß die Befetzung der Stelle ihm eine sehr unangenehme Sorge, besonders, da er weder im Stande, noch gesonnen sei, die großen Ansprüche der Candidaten, welche sich bereits darum beworben, zu befriedigen. Auf dem so günstig zu dem beabsichtigten Vortrage gebahnten Wege fand derselbe in gewinnender Einkleidung ein willig Gehör, und die Fürstin durfte an der Genehmigung der getroffenen Wahl nicht zweifeln, da sie wie der Gemahl erklärte, von dem Gutachten des gelehrten Ritters von Ramsay abhängen solle, dem er die Prüfung der Qualitäten des empfohlenen Stellvertreters übertragen wolle.

Es war im Spätherbst 1734, als Jakob Stuart in das Zimmer seiner Gemahlin zu einer Stunde trat, wo der Hofmeister seiner Kinder, der zuweilen das Amt eines Vorlesers bei ihr bekleidete, damit eben beschäftigt war. „Bleiben Sie, Herr von Rosenroth“, sagte der Prätendent, als der Genannte bei seinem Eintritt das Buch niederlegte und sich entfernen wollte. „Mein Besuch wird nur auf kurze Zeit die Lectüre unterbrechen, und Sie dürfen unbedenklich Zeuge meiner Unterhaltung mit Madame St. George sein, wie meine Königin hier so gern sich nennen hört. Ich erscheine aber in Wahrheit heut als ihr Gebieter, um die angestregten Beschäftigungen ihr zu untersagen, die, wie der Arzt mir versichert, ihre Gesundheit untergraben, ihr Leben gefährden. Die täglichen Besuche in den Klöstern und Kirchen, Bußübungen, deren sich die zarte engelreine Frau meiner Sünden wegen unterziehet, Arbeiten, wie sie der Constitution einer Handwerkerfrau angemessen, müssen durchaus eingestellt werden. Diese Einwand, — er

hob bei diesen Worten einen Linnen empor, an welchem Clementine nähte — „o mein Himmel, so schwer, als ob es Segeltuch und bestimmt für das Schiff unserer Ueberfahrt nach England sei; und dieses dunkle, das roßige Incarnat Ihrer Hände schwärzende Garn in dem Gewebe der Stricknadel-Maschinerie, ich möchte Alles der Flamme des Kamins sogleich überliefern!“

„Sie würden“, lächelte Clementine, „dadurch mir weher thun, als diese groben Materialien bei ihrer Verarbeitung es vermögen.“

„Ja, ich verstehe, durch die dadurch bewirkte Beleidigung Ihrer Geruchsnerven“, fiel Jakob Stuart lachend ein.

„Dadurch nicht allein“, versetzte die Gattin, indem sie die ergriffene Hand ihres Gemahls an ihre Lippen zog, „weh würde diese liebe Hand mir thun durch die Entziehung meiner Freude, die armen Leute zu beschenken, welche dieser Gaben hier so sehr bedürfen.“

„Ach, lassen Sie die Klosterfrauen dafür Sorge tragen, das ist eine Geschäfte für dieselben, meine Frau ist nicht dazu geboren; Höheres muß diese beschäftigen. Aber, was lesen Sie ihr vor, darf man wohl von der Lectüre Kenntniß nehmen?“

Der Prinz langte bei diesen Worten nach einem der auf dem Tische liegenden Bücher und erfaßte zufällig die poetischen Produktionen des Vorlesers. Die Wahl war eine unglückliche.

„Wie“, fragte Jakob Stuart, nachdem er eine ziemliche Weile bei seiner geringen Kenntniß der deutschen Sprache seine Augen auf das Titelblatt geheftet, „Gedichte von Johannes

Knorr von Rosenroth, und zugeeignet, wie die handschriftliche Nachschrift lautet, der durchlauchtigsten Prinzessin Clementine von Polen, am 15. April 1719.“

„Das war ja wohl der Tag, an welchem Sie mir im Eichenwalde zu Böpelwitz berichteten, daß mein hochwürdigster Oheim meinen kleinen Musesitz im Schloßchen Ihnen überlassen habe?“ fiel die Prinzessin fragend ein.

„Sie besitzen ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, Madame“, bemerkte Jakob Stuart mit gerunzelter Stirn.

„Es darf Sie dies nicht befremden“, versetzte die Gemahlin sanft. „Den Tag nach dieser Mittheilung wurde mir die bedeutendste meines Lebens von Seiten meines Vaters gemacht, Ihre Werbung um meine Hand!“

Jakob Stuart erwiederte darauf nichts, er blätterte zerstreut in dem Buche und erfaßte endlich ein darin liegendes, mit einem Gedicht beschriebenes Blättchen. „An Chloe!“ sagte er, „welch ein seltsamer Name! Der Curiosität wegen möchte ich den Inhalt wohl kennen, allein meine Sprachkenntniß reicht nicht dazu aus. Sie, meine Theure, sind mit dem Geiste meiner Muttersprache so vertraut, daß ich Sie wohl um eine Uebertragung desselben aus der ihrigen ersuchen darf, und wenn das Couplet mich ansprechen sollte, möge es Herrn von Rosenroth freistehen, mir das Vergnügen einer italienischen Uebersetzung zu machen.“

Die Prinzessin nahm das ihr wohlbekannte Gedicht zur Hand, über welches sie bereits in Anspruch nicht allzu günstig sich geäußert, und diese Erinnerung gab ihr bei der Aufforderung einen Anstrich von Verlegenheit, der bei der Lösung ihrer

Aufgabe nicht zu verkennen war, und dem Gemahl befremdlich auffiel.

„Die Dame“, fragte er, den Dichter fixirend, „an welche Ihr poetischer Gefühlsberguß gerichtet ist, muß wohl sehr schön, sehr reizend, ein wahrer Engel gewesen sein, wenn Sie die Farben nach Dichterweise nicht zu stark aufgetragen haben.“

„Keinesweges!“ versetzte unbesonnen der Befragte; „meine Schilderung erreichte die Wahrheit des Ideals nicht.“

„Die arme Anna!“ fiel Clementine ein, „so schmeichelten Sie ihr und so zerrannen die Zauberfarben der dichterischen Guldigung in Dunst?“

„Ihr war das Gedicht nicht zugeeignet, und ich fürchte nicht, daß sie so eitel gewesen sein sollte, dies zu glauben“, versetzte der Poet so unvorsichtig wie zuvor.

„Und doch sandten Sie ihr dasselbe in einem Briefe zu“, bemerkte die Prinzessin, den Dichter fixirend.

„Und Sie nahmen Kenntniß davon“, fragte ihr Gemahl mit dem Ausdruck mißfälliger Verwunderung.

„Ja“, entgegnete Clementine, „denn der Brief war an das Mädchen gerichtet, welches kurz darauf ihr Leben für mich auf's Spiel setzte, während ich in ihren Kleidern aus Innsbruck entfloß, um in die Arme meines theuern Gemahls zu eilen.“

„In Wahrheit“, versetzte Jakob Stuart, indem er geringschätzig das ergriffene Buch mit dem Gedicht zur Erde warf, „ich erstaune immer mehr über die Treue Ihres Gedächtnisses, wie über das Schlagende Ihrer Entgegnungen, die jedoch mein Erstaunen nicht niederschlagen, mich aber jetzt an meine gemessene Zeit erinnern.“ Er erhob sich bei diesen Worten, und

ohne die gewöhnlichen Höflichkeitsformen zu beobachten, verließ er das Zimmer. Bald darauf folgte auch der betroffene Dichter dem entlassenden Winke seiner Gebieterin, die er nie mehr wieder sehen sollte, denn am nächsten Tage erhielt die Prinzessin ein Schreiben von ihrem Gemahl, in welchem er sie aufforderte, den Hofmeister Knorr von Rosenroth zu entlassen. „Ich habe“, schrieb er, „Grund zu glauben, daß dieser Mann eine sträfliche Neigung für Sie hegt. Das an Chloë überschriebene Gedicht ist offenbar an Sie gerichtet, und der zitternde Ton Ihrer Stimme bei Uebertragung desselben verrieth mir, daß Sie dies fühlten. Ich hoffe daher, daß Sie ohne Weigerung meinen Wünschen nachkommen und sich selbst dazu angeregt finden und wissen werden, was Sie unsrer beiderseitigen Ehre schuldig sind.“

„Ja wohl! ja wohl!“ sagte halblaut mit schmerzlichem Lächeln die Prinzessin, indem sie das Billet zusammenfaltete und an ihr Schreibpult trat, um die entlassenden Worte an den Unglücklichen zu schreiben. Allein sie legte die ergriffene Feder wieder nieder, denn ihr Herz pochte zu heftig; sie wollte erst eine ruhigere Stimmung zu diesem Geschäft abwarten. Dieser wirkte der Eintritt ihrer Söhne entgegen. „Mama“, sagte der älteste, „das war heut wieder eine herrliche Geschichtsstunde, die unser lieber Hofmeister ertheilte; sein Vortrag war so schön, daß ich während desselben den Vorsatz faßte, ihn zum Professor der Geschichte zu ernennen, sobald ich König von England sein werde, was ich als Prinz von Wales nach des Papas dereinstigem Ableben doch werden muß.“

„Ja, und ich will ihm eine Grafschaft schenken“, setzte der

jüngere neunjährige Prinz hinzu, sobald ich ein großer Herzog von York*) sein werde, denn ich liebe ihn von Herzen und noch mehr als den Papa, der lange nicht so freundlich zu mir ist."

Schwer war nach diesen Aeußerungen die Aufgabe der Mutter; ihre Lieblinge von dem ihnen drohenden Verluste, der Trennung von dem geliebten Lehrer zu unterrichten, ja ihre Thränen flossen, als die Kinder bei der Ankündigung und unter ihren Beruhigungsversuchen schmerzlich weinten und sich nicht trösten lassen wollten. Das Bittere dieser Scene zu vollenden, trat Jakob Stuart ein. Die Prinzen, welche von seiner Erscheinung für ihre Wünsche Hoffnung schöpften, umringten ihn, doch ihre Bitten: „O lieber Papa, befehlen Sie doch unserer Mama, daß sie unsern Hofmeister nicht von uns entferne“, lenkten nur seine mißfälligen Blicke auf die Zeichen ihrer Betrübniß. „Wie, Madame“, fragte er, „Sie weinen über diese nothwendige Entlassung. Dies übersteigt in der That meine Fassungskraft und widerlegt den hohen Glauben an die Strenge Ihrer Grundsätze, die Sie bisher wohl nur in Bezug auf mich an den Tag legten, doch für Sich selbst in Ausübung zu bringen, nicht geneigt scheinen.“

„Entfernt Euch, meine Kinder“, entgegnete mit tonloser Stimme bei dieser Apostrophe die erschütterte Frau, die Söhne abwehrend, welche bei dem Anblick ihres Erblichens ihr zu Hülfe kommen wollten. „Reichen Sie mir den Arm, Sire,

*) Die Prinzen führten von ihrer Geburt an, als Söhne des rechtmäßigen Königs von England, die herkömmlichen Titel.

mich in mein Gemach zu führen, es ist die letzte derartige Dienstleistung, die ich von Ihnen begehre. Mein Lebensweg ist seinem Ziele nahe."

Stumm leistete diesem Begehre der Zürnende Folge, und nachdem er einer Kammerfrau die halb Ohnmächtige übergeben, verließ er sie, ohne durch ein Zeichen der Reue über sein Betragen, obwohl sich diese in ihm regte, die Getränkte aufgerichtet zu haben.

Im Februar 1735, fünf Monate nach jenem Vorgange, wartete eines Tages im Sprachzimmer des St. Annen-Klosters zu Breslau ein bleicher schwarz gekleideter Mann auf die Erscheinung einer Nonne hinter dem Sprachgitter. Er maß den Raum des Zimmers in tiefsinnigen Gedanken und schrak auf, als ein Geräusch hinter dem Gitter ihm das Ende seiner Erwartung verkündigte.

„Sie hier“, fragte die Klosterjungfrau, als sie den Harrenden in's Auge gefaßt, indem ein leichtes Erröthen ihrer Wangen die in der Frage ausgesprochene Ueberraschung verrieth. „Was haben Sie mir zu verkünden, Better Johannes“, fragte sie weiter. „Sie wissen, ich stehe mit der Welt in keinem Verkehr mehr.“

„Etwas“, entgegnete Johannes, „was nicht von dieser Welt. Den Heimgang einer Heiligen aus der Prüfungsschule ihres Lebens in das wohlverdiente Himmelreich.“

„O himmlische Mutter Maria, was werde ich hören!“

„Daß Maria Clementine nicht mehr vor dem Bilde der gebenedeiten Schmerzensmutter das Leid ihres gebrochenen

Herzens ausschütten darf, daß sie dort bei ihr, erlöst von allem Erdenweh, die Freude der Engel mit ihr theilt.'

Bei diesem Bescheid erbleichte die Nonne und stand einige Minuten sprachlos. Dann sammelte sie sich zu den mit niedergeschlagenen Augen leise gesprochenen Worten: „Diese Nachricht, diese mich tief bewegende, mußten Sie mir bringen? — Ja, Sie, Sie! — und Sie kommen von Rom — lebten in der Nähe des Engels — konnten sein Dahinscheiden überleben?“

„Ja“, erwiderte Johannes mit tiefem Ernst; „ich lebte in Rom, athmete in der Nähe des Engels, zwei Jahre lang täglicher Zeuge ihres himmlischen Waltens, ihres irdischen Duldens, Zeuge auch der letzten Ehren, die man der Hülle erwies, als ihr unsterblicher Geist sich aufgeschwungen — und erscheine hier jetzt, ein armer Pilger, der nach jenen zum Himmel lenkenden Erfahrungen seinen Wanderstab bald niederlegen wird, doch zuvor noch eines Auftrages an seine liebe Schwester Anna sich zu entledigen hat. Von der Verklärten, die uns Beiden so theuer war, bringe ich ihr einen Abschiedsgruß.“

„Sie dachte also meiner noch?“ schluchzte Anna.

„Diese Zeilen werden es beweisen.“ Johannes zog bei diesen Worten einen Brief aus der Brusttasche hervor, und nachdem er dessen mehrfache Umhüllung gelöst, las er die bezügliche Stelle, so daß hinter dem Gitter die Nonne auch ihre Augen darauf richten konnte. Sie lautete:

„Bringen Sie meiner treuen Anna, wenn Sie in die Heimath zurückkehren, meinen letzten Gruß, sagen Sie ihr, sie solle mein Schicksal nicht beklagen, denn wenn sie dessen Ausgang

erfahren, würde ich sehr glücklich sein, aber meinem Andenken möge sie eine Zähre weihen!"

Diese Weihe feuchtete noch die Augen der stillen Nonne, als die Nachricht in ihre Zelle drang, Herr Johannes von Rosenroth habe seinen Pilgerstab niedergelegt und sei zum großen Leidwesen seiner Freunde von der Erde geschieden. Auch die einstige Braut des Dichters, die nach der bemerkten Gefühlsuntreue des geliebten Mannes, dessen Worttreue ihrem Herzen nicht genügte, einem himmlischen Bräutigam sich verlobt, weinte ihm Thränen nach, während es in ihrem Herzen ertönte: Er ist nun auch glücklich! Er ist bei ihr! — Wie gern wäre sie ihm dahin gefolgt. Seit sie ihn wiedergesehen, erschien das Kloster ihr als ein Kerker, und als nach drei Tagen das Glockengeläute seiner Beerdigung erklang, der Chorgesang des Leichenzuges in seiner Richtung nach dem Michaeliskirchhofe an dem St. Annenkloster vorüber die neugierigen Nonnen an das Fenster zog, schwankte auch Anna heran, ihren thränenvollen Blick auf den mit einer Lorbeerkrone und einem Myrtenfranze geschmückten Sarg ihres Freundes zu richten, mit der Bitte zum Himmel, bald ihm nachfolgen zu dürfen. Ein wehmüthiges Lächeln aber spielte um ihre Lippen, als am Abend eine junge Novize ihr erzählte, daß zu dem Sargeschmuck des im unverehelichten Stande verstorbenen Poeten das Gewächshaus der fürstbischöflichen Residenz die Zweige geliefert habe. Es galt einer dabei aufsteigenden Erinnerung an die Blumen, welche einst die Prinzessin Clementine ihr aus dem Garten ihres Oheims überbracht, an ihren geäußerten freundlichen Vorsatz, von der auf jenem Gebiet wachsenden Myrte die

Brautkrone ihr einst binden zu wollen. Wie ganz anders hatte es das Schicksal gefügt! Von all' den heitern Hoffnungen und Wünschen, welche die Brust des damals so lebensfrohen Mädchens in Bezug auf die Myrtenkrönung geschwellt, war nur jetzt der Wunsch zurückgeblieben, daß die Zweige ihrer jungfräulichen Todtenkrone von demselben Baum, welcher sie zu der ihres beweinten Freundes geliefert, gebrochen werden möchten. — —

In dem Städtchen Ohlau hatte die Trauerkunde von dem am 18. Januar 1735 in Rom erfolgten Ableben der allgeliebten Prinzessin eine allgemeine Betrübniß erregt. Viele von denen, die vor sechszehn Jahren um das Portal des Schlosses sich geschaart, um die holde Prinzessin bei ihrer Heimkehr aus Wien zu begrüßen, die beim Anblick ihrer liebevollen Herablassung sich der Thränen nicht enthalten konnten, ein Lebehoch ihr brachten, trugen jetzt Leid und wischten sich die Augen. Am tiefsten aber von der Todesbotschaft getroffen war Jakob Sobieski, der Mann, dessen ganzes Haus nun bis auf die eine, fern von ihm in Frankreich lebende Tochter ausgestorben, denn auch sein jüngster Bruder war bereits im Jahr 1726, ohne Kinder zu hinterlassen, den Seinigen gefolgt. In den öden Zimmern des Schlosses wandte er ruhelos von einem Gemach zum andern, verstummt selbst gegen seine vertrautesten Diener, jeden tröstenden Zuspruch abwehrend, nur an die im Saal befindlichen Familien-Bildnisse im Vorüberschreiten manches tiefe bedeutsame Wort richtend, und als zweifle er an der Wirklichkeit des ihn getroffenen harten Verlustes, immer wieder

am Endpunkt seiner Wanderung das Schreiben seines Schwiegersohnes zur Hand nehmend, in welchem ihm dieser den Tod seiner Gemahlin gemeldet. Es war dies in sehr ausführlicher Weise geschehen, und im Gegensatze zu jenem Briefe aus Montefiascone vom 4. September 1719, wo Jakob Stuart über der Schilderung seines unermesslichen Liebesglückes die bei seiner Vermählung stattgefundenen Formalitäten kaum erwähnt, hatte er sich diesmal nur kurz bei der Schilderung seines Schmerzes über den Verlust der Gattin gefaßt; desto länger aber weilte er bei Erwähnung der allgemeinen Theilnahme und Trauer, die ihre Leiden und ihr Tod in Rom erregt, wo während dieser Zeit der h. Vater alle öffentlichen Lustbarkeiten untersagt und Gebete in allen Kirchen unter Ausstellung des Venerabile befohlen habe; so umständlich beschrieb er auch die Feierlichkeiten ihrer Bestattung, deren Pomp den weiland für die Königin Christine von Schweden angeordneten weit übertroffen habe.

Schließlich bemerkte noch zum Troste seines Schwiegervaters der betrübt Wittwer, daß seine beiden Söhne durch ihre vielversprechenden Naturanlagen und deren glückliche Entwicklung ihm viel Freude machten; der jüngste zehnjährige, Benedikt, zwar, wie schon aus mancher seiner Aeußerungen hervorgehe, für äußeren Glanz wenig Sinn verrathe und dereinst gleich seinem Großoheim Alexander im Versuchungsfalle auch eine angebotene Krone ausschlagen dürfte, dagegen sein viel lebhafterer erstgeborener Bruder, Carl Eduard, sich ganz befähigt zeige, demaleinst energischer als sein vom Glück nicht

begünstigter Vater nach der ihm zustehenden Krone zu streben und die erfaßte sich nicht wieder rauben zu lassen.

Diese Schlußworte waren es, welche allmählig einen beschwichtigenden Einfluß auf den gebeugten Vater der verstorbenen Titularkönigin von England übten. Sie knüpften den abgerissenen Faden seiner ehrgeizigen Hoffnungen wieder an, und als er, ein müder Greis von siebenzig Jahren noch nicht geheilt von der Krankheit des Ehrgeizes in den Armen seiner Tochter Maria Charlotte, der Prinzessin von Lurenne, die nach der Kunde, daß sein Ende nahe, herbeigeeilt war, die Augen schloß, bewegten sich die bleichen Lippen noch in dem Delirium seiner letzten Worte: Ja, der Enkel Jakob Sobieski's, Carl Eduard Stuart, muß den Thron von Großbritannien besteigen!



S e l e n a *).

Von

Gerhard Anton von Galem.

1.

Versammelt waren in Kreta alle Könige, die, des Zeusgeborenen Minos Urenkel, in Griechenland herrschten. Ein wichtiges Geschäft vereinte sie auf der schönen Insel des Mittelmeers. Theilen wollten sie des Minossohnes Ratreus Güter, die — so hatte der Hingeshiedene befohlen — seiner Töchter Kindern nach billigem Maaße zufallen sollten.

Da fanden sich nun die Kreteiden ein, der Rhymena und des Nauplios Söhne, Palamedes und Dear. Da erschien Sparta's Herrscher, Menelaos, der Neropa und des Plisthenes Sohn. Auch dessen ältern Bruder, Agamemnon, hatte so reicher Nachlaß gen Kreta gezogen: denn viel Goldes und Silbers, viele Heerden Viehes standen zur Theilung.

Schützend waltete über Alles Idomeneus, der weise und gerechte König der Insel. Wohlwollend hatte er die trefflichen

*) Nach Homer, Herodot, besonders nach Kointos Kalabros, Dictys Kretensis, Dares Phrygius u. a.

Gästen mit glänzenden Feiern empfangen. Nun führte er sie in den Tempel, wo Opfer flammten den Göttern; und mit Bewunderung schauten die Besuchenden auf die Pracht, die mit Sidonischen Schätzen über das Heiligthum ausgegossen war.

Mit seltener Einmüthigkeit schritt man zur Theilung der Güter des Atrides. Was Jeglichem besonders wohlgefiel, ward ohne genaue Würdigung des innern Werthes Jeglichem gewährt. Menelaos hatte bei seiner Wahl stets seine schöne Gattin im Auge. „Was von diesen Herrlichkeiten“, dachte er immer, „würde Helena vorziehen? O laßt mir die Vase, auf der mit Meisterhand der Künstler Proserpina's Raub gebildet hat. Nehmet Alles, nur laßt mir sie, damit ich die Gattin erfreue!“

Wohl hatte er Ursache, des Lyndaros Tochter zu lieben und zu ehren. Er unter vielen Mitwerbenden, den Edelsten und Tapfersten des Landes und der Gegend, war vom König Lyndaros zum Eidam und Nachfolger im Reiche gewählt, und willig hatte Helena dem herrlichen Sohne des Atrides ihre Hand, und mit ihr, da Lyndaros starb, Lakédamons Krone gegeben. Albeneideter Menelaos! Nur zu bald erfuhrest Du den Unbestand menschlichen Glückes. Nur zu bald sollte der Neid in Mitleiden übergehen.

Wer nahet eilenden Fußes? Es ist ein Bote aus Sparta. Zitternd beugt er sich vor dem Atriden: „König, warum verließest Du, um Schätze aus der Ferne zu holen, Dein heimisches Kleinod? Helena, unsre Königin ist geraubt!“ — „und der Räuber?“ — „Priamos Sohn, der Phrygier Paris.“

Alle Anwesende erschrocken, alle schauten auf Menelaos, der in grauser Ungewißheit da stand, ob er so schrecklicher Kunde trauen dürfe. Aber er durfte nicht zweifeln bei der Treue des Boten. Indes er, wie sich alles begeben, bei diesem erforschte und bald von Zorn, bald von Trauer überwältigt, rathlos wandte, war sein Freund Palamedes zu den Schiffen geeilt. Schnell war alles zur Abfahrt bereitet, und Menelaos fand sich, eh' er's dachte, auf dem Meere, Sparta zuwendend und der Bestätigung des Unerfreulichen.

2.

Eine große Fehde theilte schon lange die Völkerschaften Europas und Asiens, die der Hellespont trennet. Als Jason, der große Abentheurer der Vorzeit, die Tapfersten Griechenlands zu Eroberung des goldenen Vlieses nach Kolchis führte, war er, um sich neu mit Lebensmitteln zu versehen, auf der Asiatischen Küste in den Simois eingelaufen, nicht fern von der Hauptstadt des Trojanischen Reichs, wo König Laomedon herrschte. Aber nicht gastfrei, wie sie hofften, wurden die Griechen auf der Küste empfangen und unterstützt. Laomedon, der ihm nahenden Macht und ihren Absichten mißtrauend, hieß sie unfreundlich seine Küste verlassen, und die Argonauten, ihren hohen Zweck im Auge, verließen ohne offene Fehde, aber Groll im tiefen Busen, den Simois. Das Ziel war erreicht, das Vlies erobert, und neu erwachte nun bei den Siegern das Gefühl der erlittenen Beleidigung. Leicht vereinten sie sich zur Rache gegen Laomedon, der in ihnen die Ehre des ganzen Griechenlandes verletzt hatte. Nicht, wie vorher, als

Freunde, als erklärte Feinde liefen sie nun in den Simois ein, und Troja, die Königsstadt, ward leicht ihre Beute. Laomedon, der, sie zu retten, mit den schnell versammelten Seinen heranzog, ward erschlagen, und Troja's große Schätze fielen in der Sieger Hände. Die herrlichste Beute war Hestione, die schöne Königstochter. Dem zuerst eindringenden Tapfern solle sie zu Theil werden, so hatten es die griechischen Helden beschloffen, und Telamon, aus Mykená, war der Glückliche, der Hestione als Sklavin heimführen konnte. Priamos, des unglücklichen Laomedons Sohn, fand, als er mit einem großen Heere aus Phrygien heranzog, zwar von Feinden befreit die Hauptstadt, aber die Tempel beraubt, den Vater erschlagen, die Schwester entführt. Die Schmach zu ahnden und sich zur Rache zu stärken, ward nun der Gedanke seines Lebens. Hekuba, die Gattin, hatte ihm fünf Söhne und drei Töchter gegeben. Alle glühten von gleichen Gefühlen. Schnell erwuchs eine stärkere Mauer um die Stadt, und das ganze Volk stand waffengeübt zu Angriff und Wehr. Dem Zeus Stesios weihte Priamos einen herrlichen Tempel; tausend Opfer flammten auf zu dem Gotte, dem Neubegründer der Reiche, und indes Priamos mit seinen Söhnen Hektor, Paris, Deiphobos, Helenos, Troilos die Werke der Wehr leiteten, erflehten Hekuba mit ihren Töchtern und Schwiegern Andromache, Kassandra und Polyxena vor den Altären den Segen des Himmels.

„Nur die Versöhnlichen sind dieses Segens würdig!“ sagten die Ausleger des Götterwillens. „Laomedon ist gefallen; er fiel in rühmlichem Kampfe, und kein Sieg über die Hellenen, denen er erlag, wird ihn in's Leben zurückbringen. Aber groß

ist die Schmach, die Hestone's Raub über Troja gebracht hat. Laomedon's Tochter die Sklavin des Griechen! Hestone fordre zurück, o Priamos; sie sei der Preis der Versöhnung!"

Den Priesterrath ehrend, sandte Priamos zur Stunde den edlen Antenor mit Friedensworten zu Telamon. „Es ist nicht recht“, sprach er, „daß die Schwester unsers Königs Dir als Sklavin dient. Gib sie zurück und schließe neu das getrennte Band, das einst Europa mit Asien verknüpft hat.“ Aber schände wies Telamon ihn zurück. „Als Preis der Tapferkeit ward Hestone mein, und nimmer werd ich lassen, was die Feldherrn Griechenlands dem Sieger gewährten.“ Gleiche Antwort gaben ihm Telamons Mitstreiter, Peleus und Nestor; ohne Genugthuung kehrte Antenor nach Ilion zurück.

Priamos aber rief nun seine Söhne, so wie die Priester und Weisen und Heerführer zusammen, die zu Rath und That ihm zur Seite standen. Antenor gab treuen Bericht von dem, was die Fürsten Hellas' ihm auf des Königs Friedenswort erwiedert hatten, und mannigfaltig regten sich umher in Wort und Blick die vorwaltenden Meinungen. „Hektor, mein Erstgeborener“, so redete endlich Priamos, „Keiner bestreitet Dir Tapferkeit und Streikunde; aber Du verbindest mit ihr Klugheit und Bedacht. Sey denn Du zum ernstestn Rathschlag der Erste!“ So ehrenden Aufrufs würdig, erhob sich der Jüngling: „Tief fühl' ich, o Vater, die Schmach, die auf uns ruhet. Hier stehe ich, so Du es gebeutst, als Rächer Laomedons und Deiner geliebten Schwester, die uns geraubt ward. Wohl hegt Europa kriegerische Männer, und die, von denen wir Rache fordern, stehn mit vielen, gleich kriegerischen Völkern

in Verbindung, die ihnen zu Hülfe eilen werden. Wahrlich ein großer, gefahrvoller Kampf steht uns bevor; das erwäge, wer zum Kriege rath. Doch auch unsre Kraft ist nicht gering, auch uns zur Seite stehn edle Bundsgenossen, und wie können wir wanken, wenn die Ehre zum Streit ruft!" — „Ja! sie rufet Vater!" so fiel Paris nun ein, „die Ehre ruft und die Götter stehn dem Beleidigten bei. Mir — was hehl' ich's? — mir ward der Götterwille kund im Traum, der jüngst über mich kam, als ich, auf dem Ida jagend, zur Ruh' in einer Grotte mich gelagert hatte. Unter der Führung des Götterboten, den ich am Schlangenumwundenen Stab' erkannte, erschienen mir drei Göttinnen. Glücklicher! so sprach zu mir Hermes, Du, ein Sterblicher, bist erkoren, einen großen Zwist der Unsterblichen, den Streit der Schönheit, zu entscheiden. Here ist's, die Königin der Götter, die Du vor Dir siehst, mit ihr Athene, und sie, der in Kythera Altäre flammen. Gieb, o Paris, gieb diesen Apfel der Schönsten! — Er reichte mir, indem er es sagte, einen goldenen Apfel, des Sieges Preis. Wettfeierend strebten nun die Göttinnen, mich zu gewinnen. Reichthum und Macht verhieß mir Here, Athene Weisheit. Reich genug bist Du, o Paris, auch weise genug, sprach endlich schmeichelnd Aphrodite. Aber die süße Gefährtin, mit der Du würdig genießest, was Dir beschieden ward, sie will ich Dir zeigen, o schöner Jüngling! Würdig bist Du der Schönsten der Hellenischen Erde! Sie sei die Deine! So dienst Du auch dem Vaterlande: denn sie werde das Unterpfand, welches Hestione's, der Geraubten, Zurückgabe sichere! — Ich gab der lächelnden Kytherea den Apfel und mein Traum war

verschwunden; aber nicht verschwand mit ihm das süße Andenken an die mir gewordne Verheißung. Seit dem Augenblick trage ich wachend und träumend in meinem Herzen das Bild der Schönen, die mir die Göttin der Schönheit bestimmt hat. Gib mir ein Schiff, o Vater, das mich nach der heiligen Rhythera führe, damit ich am Altare der verheißenden Göttin mein Opfer bringe. Ich lasse nicht das Heiligthum, bis mir offenbaret wird, wo ich die Schöne finde, die mir Aphrodite verheißet hat."

Groß war die Bewegung, die Paris' Wort in der Versammlung erregte. Mehrern gefiel des schönen Fürstensonnes lieblicher Traum. Aber eifrig erhob sich gegen ihn der Priamide, Helenos. „Eitler, Undankbarer, Treuloser! Um ein Traumbild willst Du des Kebren's Tochter kränken, Deine Denone, die Hirtin, die Dir freundlich die Hand reichte, da Du, vom Orakel als Unheilbringer verstoßen, auf dem Ida irrestest. Und dazu wagten wir Schiff und Mannschaft! Gewiß, Hestone tröstete sich lang in Telamons Armen über ihr Schicksal. Wir wissen nicht einmal, daß sie unglücklich ist und sich zurücksehnt in ihr Vaterland. Und hat auch Paris sein Traumbild erjaget, wird dadurch Hestone's Lage gesichert sein? Kaum ging Ilion aus Trümmern neu hervor. Was eilen wir einem Krieg entgegen, der neues und größeres Unheil über das Vaterland bringen und Alle verderben kann!"

In gleichem Sinne redete Panthus, weisagte Kassandra. Wie begeistert trat die Seherin in die Versammlung, und ernste Warnung vor dem drohenden Kriege floss von ihren bebenden Lippen. Aber schon war es in Priamos

Seele beschloffen, daß Paris, sein geliebter Sohn, die gewagte Fahrt übernehme. Schnell war die Rüstung, und neben Paris, dem Führer der Flotte, bestiegen die Starfen, Deiphobos, Aeneas, Polydamas die gesammelten Schiffe. Nach Rhythera richtete Paris die ersehnte Fahrt: denn hier an der Göttin Altar sollte, so hoffte er, der Stern ihm erscheinen, der ihm auf seiner Irrfahrt die Richtung gebe. Täglich kniete er vor Aphroditens Altären, flehend, daß ihm die Schöne kund werde, die im Traum ihm verheißen war. Aber er flehte vergebens.

Indessen hatte die Kunde, daß der schöne Königssohn aus dem prächtigen Ilion mit schöngebauteu Schiffen auf der heiligen Rhythera weile, Haufen Volkes aus Hellas Reichen, aus Achaja, Elis, Messenien, besonders aus dem nahen Lakonien dahin gelockt, und selbst Helena, des Menelaos Gattin, nutzte den schönen Anlaß, zu Rhythera in Aphroditens ältestem Tempel, der Göttin, die sie so herrlich begabt hatte, ihr Opfer darzubringen. Hier war's, hier erblickte Paris die Opfernde in ihrer ganzen Schöne. Er sah sie, und fühlte sein Flehn erhört, gedeutet den Traum, der ihm die Seele füllte. Hellleuchtend war ihm tief im Innern der Stern aufgegangen, der ihm Weiter sein sollte für das Leben; und schon war sein Entschluß gefaßt. In derselbigen Nacht ward auf sein gegebenes Zeichen Helena von den Seinigen gewaltsam geraubt, und nach kurzem Kampf zu ihm auf sein schnell bereitetes Fahrzeug gebracht. Die Schönste der griechischen Frauen fand sich in Paris Armen. Schnell wurden die Anker gehoben und ein günstiger Wind führte den glücklichen Räuber seiner Vaterstadt zu.

3.

Dies alles erfuhr bei seiner Heimkunft in Sparta der beleidigte Menelaos. Er ward nicht müde, sich von Allen, die seine Gattin auf der leichtsinnigen Fahrt nach Kythera begleitet und sich gerettet hatten, die genauesten Umstände des Raubes wiederholen zu lassen, und wohl that seinem Herzen die schöne Ueberzeugung, die er gewann, daß Helena unschuldig sei. Um so heißer aber flammte in seinem Innern die Begierde, sein verlorenes Kleinod den Händen des Räubers wieder zu entreißen. Der erste Gedanke, daß Hestone es sei, durch deren Auslieferung ihr Besitz friedlich wieder gewonnen werden könne, er mußte aufgegeben werden. Hestone, die Sklavin, war die Gattin Telamons geworden, und fest war ihre Weigerung, nach Troja zurückzukehren. „Ach!“ rief Menelaos wiederholt, „wird nicht auch Helena, ihre Pflicht vergessend, sich dem schönen Räuber ergeben?“ Vergebens suchte Agamemnon der Bruder, und die andern um ihn sich sammelnden Fürsten Griechenlands ihm Trost zu geben. „Stelle doch“, sagten, sie, „Helena nicht Hestonen gleich, die, unvermählt, wie sie war, durch ihren Entschluß keines Gatten Rechte gekränkt hat. Aus eigener Wahl gab Helena Dir ihre Hand. Wie kannst Du sie treulos halten?“ Aber sie hoben nicht des Liebenden Zweifel. „Ihr kennt“, erwiederte er, „das schwache weibliche Herz, und wähnt, mich beruhigen zu können? Im Worte nicht, im Schwert allein ist Kraft, mich in meinem Unfall zu heben. Dank Euch, ihr Edeln Griechenlands, daß ihr auf die Kunde des Raubs zu mir eiltet! Ja, ganz Hellas ist in mir beleidigt; ganz Hellas erhebe sich auch zur Rache!

Zu nachsichtig bei der ersten Ueberwältigung Ilioms, laßt uns jetzt das Schwert nicht niederlegen, bis wir die Stadt, die uns höhnet, zerstöret und von der Erde vertilget haben!“ — „Aber“, so redete Nestor, der Alte, Messeniens Fürst, darein, „wollen wir den Vorwurf tragen, daß wir, weniger mild, als die Trojaner, die Hestione's wegen uns durch Gesandten beschickten, ohne friedliche Versuche gleich das Schwert zücken?“ Alle stimmten ihm bei, und die Wahl der Männer, die, als Abgeordnete Griechenlands in Iliion selbst die Geraubte mit ihren Schätzen zurückfordern sollten, fiel auf Palamedes und Odysseus, den Ithaker.

In Troja angekommen, vernahmen sie, daß zwar die Kunde von Paris glücklichem Gang dort verbreitet, er selbst mit der Geraubten aber noch fern sei. Durch widrige Winde nach Kypros verschlagen, hatte er die Zeit, welche die Herstellung einiger Fahrzeuge erforderte, dazu angewandt, um mit den übrigen Schiffen in Sidon zu landen, und auf kriegerischen Streifzügen in jenem reichen Lande die Schätze, welche Helena's Raub ihm schon verschaffet hatten, um ein großes zu vermehren. Die Gesandten säumten jedoch nicht, sehr beredt dem König Priamos und den Seinen Paris' Unrecht vor Augen zu legen. Die ganze Kette von Zwistigkeiten, die seit Ilos und Pelops Zeiten die Völkerschaften Asiens und Europens getheilet und beiden Unglück bereitet hatte, wurde vor Priamos Augen ausgebreitet. „Doch was brauchen wir“, sprach Palamedes, „in die ferne Vorzeit zurückzugehn, da, was wir erlebten, zeuget, wie verderbend für Völker die Rache ist, wenn sie ohne Maß der Gewaltthat folgt. Du wohnst glücklich unter

den Deinigen, o König! Neu erhoben sich Deine Mauern, herrlich prangen Tempel und Balläste. Aber nur unter Friedenspalmen blühet, was Du weise gegründet hast. Sprich: es sei Krieg! und Alles, was Reichthum und Menschenfleiß erhoben, ist wieder des Zufalls Beute, der der Jahrhunderte Werk in Einem Tage zu zerstören weiß. Du wirst, o König — denn Du bist weise — des Schicksals Gewalt nicht hervorrufen, um einen Staub zu vertheidigen, den — sicherlich ohne Dein Wissen — Dein Sohn verübet hat.“ „Nicht weiter, o Palamedes!“ unterbrach ihn der König, als er die Versammlung von des Griechen Rede bewegt fand. „Sprich nicht wider den Abwesenden, welcher sich nicht vertheidigen könnte. Spare Deine Worte, bis er Dir gegenübersteht!“ Priamos verließ den Saal, indeß Antenor die griechischen Abgesandten zu beruhigen strebte. Ganz Troja war in Aufruhr über das, was vorging. Palamedes Worte verbreiteten sich von Mund zu Mund, und als nach Verlauf weniger Tage die Ankunft des Priamiden Paris verkündigt ward, hörte man die Worte: Ehrensänder! Unheilbringer! von Vieler Lippen tönen.

Es war eine Gewitternacht, als Paris mit seiner geraubten in die Vaterstadt einzog. „Seht ihr nicht“, rief begeistert Kassandra, „wie Alecto, die Verderbende mit der Fackel voranzieht?“ Aber anders wirkte Paris Kommen auf die im Ballast Versammelten. Helena war's, die mit jener lieblichen Zuversicht, womit die Schönheit ihre Geweihten begabet, neben ihm einging. „Sie, die Kythera dem Glücklichen zeigte, wie sollte sie nicht schön sein!“ So hatte wohl Jeder gedacht. Sie ist es selbst, die Göttin, die, dem Meer entstiegen, unser

Ufer besuchet!" So war jetzt Aller Wort. Jeder fühlte sich glücklich in ihrer Nähe. Sie Tochter zu nennen, war Priamos und der Königin Ehrgeiz. Die gute Denone, von Paris verschmäht, war auch vergessen von den Eltern; und von dem Augenblick, da Helena eintrat in Priamos Wohnung, war's bei ihm entschieden: Nie werde sie zurückgegeben! Auch die an Gestalt und Sitten wohlgebildeten Begleiterinnen Helena's, die mitgeraubten Griechinnen, Aethra und Alymene, so wie die unendlichen Schätze, die aus dem Schiffe hervorgetragen wurden, fesselten die Priamiden und Alle, die, diesen anhängend, an Jenen Theil zu nehmen hofften. Bei Allen war's entschieden: Nie werde sie zurückgegeben! Ja! als Helena in der Frühe des Morgens im Tempel der Götter dem Volke sich zeigte, erschien sie auch hier als die Himmelgesandte, und auch beim Volke war's entschieden: Nie werde sie zurückgegeben! Helena aber warf sich weinend an Hekuba's Busen. „O nehmt nicht so freundlich mich auf, ihr Lieben!" so sprach sie. „Seht in mir eine Gefangene, die durch ihre unselige Fahrt nach Kythera Unheil über sich, Unheil über Euch gebracht hat. Gebt ihr dem erzürnten Gatten mich zurück, wird er sie, die der schöne Priamide erbeutete und heimführte, als eine Schuldlose wieder aufnehmen? Versagt ihr die Rückkehr, wer mag dann den Jammer nennen, den Hellenische Rache über Euch bringen wird! O tödtet mich, die Unselige, die, eine Alte, über Iliou Unheil bringt! Opfert mich den Göttern zur Sühne des Raubes, den Hellas an Hestione verschuldet hat!" Aber nur noch inniger drückte Hekuba die Klage an ihren Busen. „Nimmer", sprach sie, „wird Paris, nimmer werden die Pria-

miden alle sie lassen, die Aphrodite selbst dem zu ihr Flehenden gezeigt und zu uns geführt hat. Ich nenne Dich Tochter, o Helena! Du wirst die Freude meines Alters sein, und nur Gewalt soll Dich aus meinen Armen reißen."

Palamedes und Odysseus, die Gesandten aus Hellas, sahen, was vorging. Unbefriedigt entlassen, kehrten sie heim, und der große Kampf war entschieden.

In Argos, wo der gewaltige Diomedes herrschte, versammelten sich die Fürsten Griechenlands. Dahin kam der Telamonier Ajax und Teuker, sein Bruder; dahin Idomeneus und Meriones, durch Freundschaft innig verbunden; dahin Nestor mit Antilochos und Thrasymedes. Dahin stürmte auch der Myrmidonen Führer, der Peleide, Achilles, von Allen bewundert, die den Göttergleichen in seiner Jugendkraft erblickten. Um ihn waren Patroklos und Phönix, jener der Freund, dieser der Leiter des Jünglings. Doch wie nannte ich die Starken alle, die gleicher Durst nach Ruhm zu Argos vereinte? Nicht ungenannt doch bleiben Podalirios und Machaon, des Asklepios Erzeugte, nicht ungenannt der Erbe der Waffen des Herakles, Philoktet, und Mnestheus und Ajax, der Dileer. Aber der Mächtigste von allen Versammelten war Agamemnon, der König Mykene's, dem auch Siphon unterthan war und Korinth. Reichlich vertheilte er Haufen Goldes zur Rüstung, und bei einem feierlichen Opfer, vom Oberpriester Kalchas den Göttern gebracht, gelobten Alle, das Schwert nicht sinken zu lassen, bis Ilios gefallen sei. Agamemnon sei Führer des Heers! so war nach vollendetem Opfer der allgemeine Ruf, und mit Bescheidenheit nahm der Kriegserfahrne den ehrenden Ruf an.

4.

Es war das erste Mal, daß die Griechen durch vereinte Gesamtkraft einen Krieg übernahmen. Mehrerer Jahre Rüstung bedurfte es, ehe die tausend Schiffe bereit waren, welche die Krieger über das Meer bringen sollten, und um so leichter ward es den Troern, auch ihre Gegenwehr zu vollenden, so wie die Bundesgenossen Asiens zur Rüstung aufzufordern. Lykaon zog heran mit den Anwohnern des Ida; es kamen Astos, Akamas, Euphemos, Phorkys, Rhesos, Führer der Aikonier, Phrygier und Thrakier. An der Dardanier Spitze stand Aeneas, und selbst die Perser und Aethiopier sandten ihre Hülfsvölker. Dennoch bestanden die Trojaner nicht den Ungeßüm der landenden Griechen; das ganze Heer der Hellenen fand sich bald in sicherer Lager-Verschanzung auf Asiens Boden. Die Städte zu unterwerfen, die zu Troja's Vertheidigung die Waffen ergriffen hatten, war nun der griechischen Feldherrn kriegerische Arbeit. Dann ward Ilion selbst bedroht, und der Griechen vereinte Kraft nahte sich seinen Mauern. „Nun gilt es!“ rief Hektor dem Bruder. „Zeigen mußt Du nun dem Volke, daß Du die leichte Eroberung des schwachen Weibes auch durch Waffenthat zu behaupten vermagst.“ — „Und siehst Du mich nicht bewaffnet zum Kampfe? Wann vermied ich ihn je?“ erwiederte Paris. Sie gingen vereint zum Heere, das vor dem Skäischen Thore den anrückenden Griechen die Spitze bot. Sobald Menelaos den Priamiden erblickte, den Räuber der Gattin, sprang er hastig vom Wagen. „Dank Euch, ihr Götter, daß ihr die Stunde der heiligen Rache mich erleben ließe!“ Das ganze Heer kam in Bewegung, und Menelaos

Streitgenossen sammelten sich um ihren Führer. Paris wich zu dem Bruder, der der Troer Heer zu ordnen beschäftigt war. „Schelte mich nicht, Hektor!“ sprach er. „Höre mich an! Schon Blut genug ist geflossen, geflossen ach! um mich. So will denn ich die Fehde enden. Nicht das Heer, ich allein will Menelaos bekämpfen, und der Sieger führe heim das Weib und die Schätze!“ Das gefiel Hektorn wohl. Sein gewaltiger Ruf hemmte den beginnenden Kampf der streitenden Heere. Menelaos willigte gern in den Zweikampf, und froh waren die Völker in der nahen Aussicht, daß der unselige Krieg sein Ende erreiche.

Sorgend saß in ihrer Kammer Helena. Mit künstlicher Nadel wirkte sie auf gespannter Leinwand die Kämpfe der Troer und Griechen. Aber ihr Busen war beklemmt, und oft unterbrochen tiefe Seufzer die Arbeit. Da trat eilend ihre Schwiegerin zu ihr, des Antenoriden Gattin Laodike. „Laß, o Schwester! Dein Schlachtengemälde. Großes geht vor unter den Heeren, der Krieg scheint geendet. Komm selbst und sieh, wie die Krieger, auf den Schilden gelehnt, ruhn und ihre Speere in den Boden senken. Wisse, durch Zweikampf wird der Streit entschieden. Paris allein und Menelaos werden kämpfen — um Dich, und wer obliegt, wird die Seine Dich nennen.“ Laodike sprach's, und in Helena's Busen regte sich leise das süße Verlangen nach dem Gemahl, der zuerst sie liebte und den sie sich selber gewählt hatte. Die Erinnerung an die liebe Heimath und ihre Gefreundeten alle, stieg hell in ihrer Seele auf. Schweigend erhob sie sich, und schnell in ihren Schleier gehüllt, eilte sie, gefolgt von ihren Gefährtinnen Nethra und

Alkmene, hin zur Burg des Skäischen Thores, wo Priamos mit den Ältesten der Stadt zu ernstem Rathschlag versammelt waren. Als die Ältesten die Herrliche annahen sahn, labten sie sich an ihrem Anblick. Wahrlich, sagten sie unter einander, zu verzeihen ist's den Troern und Achajern, daß sie um ein solches Weib so viel Elend ertragen. Ist sie nicht einer Unsterblichen gleich an Ansehn? Dennoch möge sie auch mit dieser Gestalt zur Heimath kehren, ehe sie unser Verderben vollendet." Priamos aber redete mild die Nahende an: „Komm herzu, mein Töchterchen! Setze Dich neben mich! Deutlich kannst Du hier Menelaos erkennen, so wie die Verwandten und Freunde. — Weine nicht, liebes Kind! Dich wahrlich! schuldiget Keiner. Was sich begab, ist der Unsterblichen Fügung.“ — Lange schwieg Helena, ihre Thränen trocknend; dann sprach sie: „Wie lieb und ehrenwerth Du mir bist, theurer Schwieger, so fürcht' ich Dich doch; denn ich fühl' es, welches Elend ich über das Volk gebracht habe. Und wo ist das Ende? O wäre doch der Tod über mich gekommen, hätten mich die Wellen verschlungen, eh ich das Ufer erreichte;" doch bald ermuntert, blickte sie hinaus auf das Feld, und, die griechischen Fürsten und Führer erkennend, nannte sie dem Fragenden jeglichen derselben beim Namen. Jetzt sahn sie im Lager das Bundesopfer bereiten, und heiligen sollte der Eidschwur die Gesetze des Zweikampfs. Priamos ging hinaus auf's Feld, um den Bund zu beschwören. Mit widerstrebendem Herzen schwor er den Eid; dann verließ er das Lager. Mit eigenen Augen zu sehen, wie sein geliebter Sohn mit dem streitbaren Menelaos den Kampf bestand, das vermochte er nicht.

Der Zweikampf begann, und hingehftet war jegliches Auge auf das Große, was sich begab. Paris ersten Lanzenwurf fing Menelaos Schild auf. Kräftiger warf nun Menelaos auf seinen Gegner die Lanze. Sie durchdrang den Schild, doch ohne jenen zu verwunden. Nun zog Menelaos das Schwert und hieb auf den Helm; das Schwert brach in Trümmer. Jetzt ergriff er Paris am Helmbusch, um ihn zur Erde zu reißen; aber der Riemen brach, und ihm blieb der Helm in den Händen. Ihn von sich schleudernd, ergriff er einen Speer, damit er den Gegner tödte. Aber Paris, enthelmt, war unter die Seinen gewichen, und so entging er dem ihm drohenden Schicksal.

Bedrängtes Herzens hatte Helena dem Kampfe zugesehn, welcher Entscheidung bringen sollte und — nicht entschied. Als sie Paris enthelmt sah, ertrug sie nicht den weitem Anblick, sie floh jammernd in ihre Wohnung.

5.

Gewaltiger war indeß der Kampf entbrannt unter den Heeren. Die Nacht hatte sie getrennt; aber neue Opfer forderte der erwachende Tag. Auf Hektors Seele brannte die Schmach, die Paris über sich und die Seinen gebracht hatte. Zürnend ging er zu ihm in den Palast. „Hörst Du nicht das Feldgeschrei und das Kriegsgetümmel? Es erschallet um Dich, und müßig sitzt Du im Weibergemach?“ — „Du zürnest mit Unrecht“, unterbrach ihn Helena. „Siehst Du denn nicht, Ungestümer! daß er neu sich rüstet zum Kampfe? Ich selber hab' ihn dazu aufgeregt, habe den Helm neu mit dem Busche ge-

ziert. Geh' voran, und er folgt Dir." In dem Augenblick kam ein Bote des Königs und berief die Brüder auf Iliens Burg zur Versammlung. Schrecken und Verwirrung herrschten im Rath: es ward Aufruhr bei Paris Anblick. Besänftigend trat jetzt Antenor hervor: „Ihr Troer“, sprach er, „ich will reden, wie mir um's Herz ist. Wir haben bis jetzt in gutem Glauben für das gestritten, was uns die Ehre zu vertheidigen gebot, und die Götter sind uns geneigt gewesen. Aber wie können wir hinfort ihre Gunst, ihre Hülfe erwarten? Müßten wir nicht treulos streiten gegen den heiligen Bund? — Nicht so, ihr Troer! Ich achte entschieden den Streit. Wohlauf! Wir geben Helena, die Griechin, und mit ihr die Schätze, dem Atriden zurück. So ist es gerecht; so wenden wir Unheil vom lieben Vaterlande.“ Aber ungestüm fuhr Paris ihn an: „Wär' es Ernst, was Du redest, o Antenor! ich müßte klagen, daß die Götter Dir die Vernunft geraubt hätten. Nein, ihr Troer! — ohne Hehl sei es gesagt! — Ich lebe, und nie geb' ich das Weib zurück. Aber das Gut, so ich in meine Wohnung führte, will ich gesammt zurückgeben und noch vom Meinen hinzuthun.“ — „Nicht unbillig scheint mir der Antrag“, sprach, sich erhebend, nun Priamos, der König. „Wir senden einen Herold, der dies heilsame Wort den Fürsten des Volks, Agamemnon und Menelaos, verkünde, ob etwa die Götter den Sinn ihnen neigen zum Frieden.“

Beruhigt trennte sich die Versammlung, und der Herold Idaios begab sich mit den Friedensworten in das Lager der Griechen. Er fand auch sie im Rath neben den Schiffen und redete, was ihm geheißen war. Lange schwiegen Alle umher.

Endlich hielt sich nicht Diomedes. Eifernd brach er hervor: „Daß Keiner es nehme, des Paris Raubgut! Und böt er Helena selbst — ich nähme sie nicht. Einem Kinde muß es klar sein, daß den Troern das Ziel des Verderbens naht.“ Er schwieg, und des Beifalls Jauchzen erfüllte die Versammlung. „Du vernahmst den Bescheid der Männer Achaja's“, sprach nun zu Idäos der Fürst Agamemnon. „Sage, was Du vernahmst, dem Priamos an, und verhehl' ihm nicht, daß auch mir genehm ist, was die Männer beschlossen.“

6.

Die Verzweiflung gab den Troern jetzt neue Kraft. Aeneas kämpfte, ein Held; Hector that Wunder der Tapferkeit. Bis an ihre Schiffe wurden die Griechen zurückgetrieben, und schon schwangen, siegestrunken, die Troer, um die feindliche Flotte zu zerstören, ihre Fackeln. Da erhob sich Achilles. Dem Agamemnon zürnend, hatte er lange vom Kampfe abgelaßen. Jetzt durch die noch drohende Gefahr und Patroklos, des Freundes, Tod aufgeregt, erhob er sich von neuem in seiner Kraft. Ihm fiel der edle Hector, die Stütze Troja's, und allgemeiner Jammer erfüllte die Stadt. Auch Helena'n ergriff tiefe Trauer über den Verlust des Schwagers; denn er war's, der sich am redlichsten, am kräftigsten für sie verwandt hatte. Sichtbar nahte Troja dem Falle; denn auch die Kriegerin Penthesilea, die an der Spitze ihrer Amazonen von des Thermodons Ufern den Troern zu Hülfe gezogen war, erlag unter des gewaltigen Achilles Arm. Nun stand der Greis Thymotes auf unter den Troern und rieth zur Flucht aus der Stadt. Aber Priamos

ließ noch die nahe Ankunft Memnon's hoffen, des Königs von Aethiopien, der mit seinen schwarzen Waffenhütern zu Hülfe zu eilen verheißend hatte. „Es sei fern“, rief Polydamas, daß ich Memnon's Kraft mißtraue; aber wie könnte er unser widriges Schicksal wenden, das nicht Hektor's Kraft, nicht Penthesilea's Muth zu wenden vermocht hat? Nur eine Rettung kenn' ich, und vielleicht ist es auch für sie nicht mehr Zeit. Wir geben sie zurück, die uns Krieg brachte, zurück mit ihren Schätzen, und auch von dem Unsrigen fügen wir hinzu, was dem Feinde genügt. Wir geben es, bevor er kommt, es als Sieger zu nehmen und die Stadt den Flammen Preis zu geben. So rieth ich schon Hektor. O wär' er doch dem Rathe gefolget!“ — Im Stillen billigten Alle Polydamas Wort. Aber Furcht vor des Königs Zorn hielt Alle zurück, noch mehr die Liebe, die an Anbetung gränzende Verehrung für Helena, die das ganze Volk wunderbar erfüllet hatte. Leicht ward es nun Paris, zu vereiteln, was von Polydamas gerathen war; denn in des Priamiden Seele blieb es entschieden, von Helena nicht zu lassen, so lange er athme. Wohl kam aus fernem Morgenlande, der Verheißung getreu, Memnon mit starker Hand zu der Trojaner Hülfe. Aber sein Kommen lenkte nicht die Wage zu ihren Gunsten. Dem Aethiopier war im schweren Kampfe Antilochos, des edlen Nestors Sohn, gesunken. Da hob der Peleide Achilles, wie einst durch Patroklos Fall gegen Hektor entflammt, nun als Antilochos Rächer, gegen Memnon sein Schwert. Er fiel, und die Troerinnen, Helena an ihrer Spitze, beklagten thränenvoll in Elegieenden Sohn der Morgenröthe.

7.

Man hatte ausgeklagt; und neue große Bewegung entstand im Innern der bedrängten Stadt. Selbst Paris verkannte nicht die immer steigende Gefahr; aber neu kräftigte ihn wieder die Liebe zu seiner Vermählten, die mit der wachsenden Gefahr, sie zu verlieren, nur mächtiger glühte und ihn zu Täuschungen hinriß. „War doch“, so sprach er, „das Kriegsglück auf der Troer Seite, so lange der Beleide Achilles nicht gegen sie stritt. Hätte nicht er sich erhoben, wir hätten das Lager der Griechen erstürmt, die Flotte in Brand gesteckt; das abgeschnittene Griechenheer würde auf Asia's Boden sein Grab gefunden haben. Dieser Gewaltige stand auf, und Hector fiel, und Penthesilea und Memnon; und wer wird ihn bestehen, da Jene fielen. Ihn gewinnen müssen wir, oder —“ „Besiegen, willst Du sagen“, unterbrach ihn Hekuba. „Nun — ihn zu gewinnen, ist schwer, aber leichter doch, als über diesen Göttersohn durch Waffen zu siegen.“ „Aber wie gewinnen?“ fragten Alle. „Vergaßet ihr schon“, erwiederte Hekuba, „was sich begab, da wir jüngst beim Waffenstillstande unweit dem Skäischen Thor unsre Opfer brachten? Mit den andern Matronen der Stadt waren mir als Opferpriesterinnen der Pallas Athene meine Töchter Polyxena und Kassandra zum Altare gefolget. Unsere Opfergebräuche zu sehen, hatten sich aus ihrem Lager viele Griechen genahet, unter ihnen Achilles. Er sah Polyxena, wie sie, mit ergoffenen Locken am Altare kniend, zu den Himmlischen betete; und sichtbar ergriffen, in ihrem Anblick verloren, wandte er sein schmelzendes Auge nicht von ihr, bis das Opfer vollendet war und die

Troerinnen sich in feierlichem Zuge in die Stadt zurück begaben. Den glühenden Funken, durch Polyxena's Anblick in des Jünglings Brust geworfen, hat wohl die Waffenruhe genährt, welcher Achilles nach seiner Fehde mit Agamemnon sich hingab. Polyxena zu besitzen, war sein eifriger Wunsch, den er durch Automedon schon Hektorn eröffnen ließ. Aber Hektorn war der Antrag ein Greuel, und Achilles mußte schnöde zurückgewiesen werden. Doch ich weiß, seine Leidenschaft hat die Zeit nicht getilget. Ihn uns durch Polyxena zu befreunden und so das Verderben von unserer Stadt zu wenden, achte ich noch möglich." — „Es ist schrecklich, die Schwester dem Manne zu geben, dessen Hand noch roth ist von unsers Bruders Blut"; so riefen erschüttert die Priamiden. Priamos seufzte tief, Polyxena hüllte sich thränenvoll in ihren Schleier. Aber auch dieses Opfer ward beschlossen, gegen Paris und Deiphobos Wort. Da sie den Beschluß nicht zu wenden vermochten, so thaten sie im nächtlichen Dunkel bei Hektors Grabe den Schwur: nie solle der Bund zur Vollendung gedeihn.

Ein neuer Waffenstillstand zur Feier Apollons, des Thymbräers, gab dem Könige Gelegenheit, Achillen die veränderte Gesinnung über Polyxena kund werden zu lassen. Durch den Troer Idäos in den Hain gezogen, wo Apollon verehret ward, vernahm er, welches Glück ihm durch Polyxena's Besitz bereitet sei. Aber seine Entfernung war im Lager der Griechen nicht unbemerkt geblieben; man schrie über Verrath, und Diomedes, Odysseus und Ajax eilten in den Hain, um ihren Freund von dem Volksruf zu unterrichten, ihn zu warnen und

in's Lager zurückzuführen. Schon nahe dem Hain, sahn sie zwei Männer in höchster Eile durch die Bäume hervor in die Stadt fliehen. „Siehst Du nicht“, sprach Odysseus zu Diomedes, „wie verstörtes Blickes die Beiden bebend davon eilen? Ich fürchte das Ungeheure.“ Sie drangen mit Ungestüm weiter; aber noch hatten sie nicht die Pforte des Tempels erreicht, da fanden sie Achill in seinem Blute schwimmend auf der Erde gestreckt. Noch athmend sprach er mit schwacher Stimme: Hinterlistig bin ich hieher gelockt, mir ward Polyxena verheißen, von Priamos verheißen feierlich vor den Altären. Verrätherisch trat nun Deiphobos zu mir und umarmte mich und grüßte mich: Bruder! Das war das Zeichen für Paris. Mit gezogenem Schwerte stürzte er auf mich, und — meine Wunden sind tödtlich.“ Durch die Rede ermattet, sank er todt in der Freunde Arme. Sprachlos standen die drei Waffengeführten um des Helden Leiche. „Keiner“, so redete endlich Ajax, „keiner der Sterblichen war an Tapferkeit Dir zu vergleichen; keiner wird je Dir gleich kommen. Wehe, wehe, daß jugendlicher Unbedacht Dir den Tod brachte!“ Alle seufzten tief und küßten die Leiche. „Du erlagest, Achill!“ so klagte Odysseus. Aber nicht eher erlagest Du, o Jüngling, als bis Du der Wollust erlegen warst.“ — „Nicht weiter!“ rief Diomedes. „Ich dulde kein Wort, daß die Manen des Todten fränket.“ Ajax, der Rüstige, hob nun den Leichnam auf seine Schulter und enttrug ihn dem entheiligten Hain, im Angesicht der Troer, die, aus der Stadt hervorstürmend, vergebens Achilles Körper zu entreißen strebten.

„Die feste Säule der Danaer ist gesunken!“ so tönte in Iliou lauter Jubel. „Nun werden sie unsre Ufer verlassen, und auf morschen Schiffen über Meer zurückeilen in ihr rauhes Vaterland.“ Aber anders dachten Aeneas und Antenor. Unwillig empfing auch der Priamide Helenos die wiedergekehrten Brüder. „Wollt ihr nicht auch Diomedes, den Starken, und Ajax und die Atriden in den Tempel locken, um ihnen unter der Larve der Freundschaft den Dolch in's Herz zu stoßen? Sie werden sich schon hüten und jetzt nur ergrimmt auf uns stürmen.“ — „O wie können wir fürder Beistand hoffen von unserm Schutzgott Apollon, dessen Altar durch Verrath und Blut besleckt ist!“ so klagte Hekuba. Selbst Helena wandte sich abschätzend von den Thätern der Unthat, und Priamos, der Greis, neigte sein graues Haupt und seufzte: Das Schicksal Iliou ist erfüllet!

Paris fühlte es und ließ es bestätigt in seiner Gattin Augen, daß nur durch eine Großthat die Schmach zu tilgen sei, die er auf sich und auf Troja gebracht hatte. Alles drängte zum entscheidenden Kampf in die Fläche. Vertrauender noch zog er aus, da vom Raikos-Strom Eurypilos mit seinen Tapfern herangezogen war. Ihn hatte die Verheißung, daß er durch Kassandra's Besitz der Eidam des Königs werden solle, zur späten Hülfe bewogen, und nicht gering war des Mächtigen Beistand. Indes durch ihn die Troer gestärkt waren, erscholl im Griechenlager die Klage um Ajax, der beim Kampf um die Waffen Achills unterliegend, in Wuth gerathen war

und sein Leben ausgehauchet hatte. Lautes Jauchzen erscholl darob von Trojas Bewohnern.

O der Thoren! — Daß ein Diomedes lebe, daß Neoptolemos, der Achillide, mit des Vaters Rüstung zur Rache nahe, daß mit Herakles Pfeilen Philoktet in's Gefecht eile, blieb unbedacht den Troern und dem Priamiden, den Verzweiflung auf's neue in Schlacht und Tod führte. — Schon war Eurypilos, Herakles Enkel, Neoptolemen gefallen. Da riß sich Paris in gesammelter Kraft Philoktet entgegen. Er währte, der Mann, einst durch Krankheit auf Lemnos gebannt, würde in seiner Schwäche ihm erliegen. Nie können doch, so dachte er, Herakles Waffen einen Kranken gesunden. Er wußte nicht, daß Philoktet, kaum im griechischen Lager angelangt, von Podalirios, dem Asklepiaden, wunderbar geheilt ward. Mit erneuerter Kraft trat er dem Priamiden entgegen. Paris staunte ob dem Glanze der Waffen des erstarkten Gegners. Grause Bären, wilde Panther drohten auf dem strahlenden Gürtel. Den gewaltigen Heraklesbogen zierten mancherlei Gebilde. Man sah Bhaethons Fall aus dem Sonnenwagen, und Perseus mit dem Haupt der besiegten Gorgone, deren Anblick die Schauenden versteinte. Auch den Prometheus sah man an des Kaukasos Felsen gefesselt, wie sich ein Adler auf ihn senkte, um ihm die Leber zu nagen. Schauer ergriff den Priamiden, aber ermuthigt schoß er den Pfeil auf Philoktet, den nur eine glückliche Wendung dem Tod entrettete. Getroffen fiel ein Freund Philoktets, der ihm nahe Kleodor. Zürnend nun spannte unter fürchterlichem Schlachtruf Philoktet den Bogen. „Dein Ende naht, Unglückseliger!“ so rief er, den Bogen

gegen Paris erhebend. „Nicht Dir zum Heile hast Du den verderblichen Krieg angestiftet, o Paris! In meine Hand gaben die Götter die Rache, die nun über Dich einbricht.“ Er sprach's, und schon entflog dem scharfgespannten Bogen der grausame Pfeil. Getroffen fühlte sich der Priamide, doch war nicht tödtlich die Wunde; kühn richtete er auf's neu seinen Bogen auf Philoktet. Aber ihm zuvorkommend, hieb Philoktet nach ihm mit dem Schwert. Es sank der Bogen des Paris, und kaum vermochte der Verwundete sich unter die Seinen zu verlieren, die den Wankenden hülfreich umdrängten und Philokteteten wehreten. Allgemein ward nun das Gefecht, das nur die Nacht unterbrach. Alle noch umstanden den Schwerverwundeten, und man bereitete sich, ihn mit Vorsicht in die Stadt zu führen. Aber Paris erhob sich dagegen mit der Kraft, die ihm noch übrig war. „Nicht in die Stadt führt mich, der ich Verderben bereitete!“ sprach er. „Nicht die Angebetete will ich sehen, die vielleicht den Besiegten verabscheut. Hat Jemand Mitleid mit mir, kann Jemand mir Heilung bringen, so ist sie es, die Apollon selbst mit der Kunde heilender Kräuter begabte! so ist es Denone, die gute Hirtin des Ida, die einst mich liebte, und der ich, von der Griechin bezaubert, die Treue brach. O wie hab' ich Glück auf der Erde hoffen dürfen, da ich das beste Weib verließ! Bringt mich zu Denonen, die, verrathen von mir, trostlos wick auf den Ida! Bringt mich in die Hütte, die sie nur um meinetwillen zu verlassen sich entschließen konnte!“ Man fügte sich seinem Wunsche. Schon waren sie nahe der Hütte, als Denone, von ihren Dienerinnen gefolgt, ihm entgegentrat. „Zurück!“ rief sie dem

Verwundeten entgegen, „zurück von meiner Schwelle, Unglücklicher!“ Er aber warf sich ihr zu Füßen: „Denone!“ rief er, „Du stehst mein Leiden und lässest dennoch vom Hasse nicht ab? Ja, ich habe Dich, die treue Gattin, verlassen. Es waren die Parzen, die Unentfliehbaren, die mich zu der Thyndaridin trieben. O hätte ich doch vorher in Deinen Armen mein Leben ausgehauchet! Aber ich bin unglücklich, mein Leben ist in Deinen Händen. Vergieb, Denone! Dir, Dir allein ward die Götterkraft, durch Heilmittel den Wunden, die mich quälen, die mich tödten, ihr Gift zu nehmen. Erbarme Dich, meine Denone, und hilf. Rette mich, damit ich nicht zu Deinen Füßen hier den Geist aushauche!“ Aber er erweichte nicht den aufgeregten Sinn der Tiefbeleidigten. „Wie darfst Du's wagen, Ungetreuer, Dich mir zu nahen? Mag Dir die Thyndaridin helfen, um die Du mich verließeest, dem höchsten Jammer mich Preis gabest! Laß die alternde Denone und wirf Dich in die Arme Deiner Buhlin, deren Schönheit, sagt man, nie verblühet. Flehe zu Aphroditen, daß sie Dir helfe, die durch ein Traumgesicht, das Stolz und Wollust Dir schuf, Dich verführte zur Schandthat. Sie mögen Dir nun Helferinnen sein! Fort von meiner Schwelle, Verräther!“ Mit den Worten wandte sich die Unerbittliche. „Erinnere Dich“, so seufzte scheidend der Priamide. „Die Bitten sind Töchter des Zeus. Stolze, Unversöhnliche hassend, senden sie über sie die Erinnyen. Auch Du wirst ihnen nicht entfliehn, Denone!“

Es war die letzte Kraft, mit der zu Denonens Füßen er sich gewälzt hatte. Von Schmerz und Jammer überwältigt, sank er bald an einen Felsen des Ida, und die Seele verließ ihn. Rings die

Hirtinnen der Fluren, unter denen er einst wandelte, mit denen er einst in ländlichen Spielen sich erfreuete, hatten still den Sterbenden umstanden und der Zeiten gedacht, da der schöne Jüngling mit süßen Gesprächen sie umringte, und sein Zauber in ihre unbewachten Herzen drang. Der Zauber ergriff sie auf's neu, da der Schmerzenstiller Tod ihm die Augen schloß und ewige Ruhe sein Angesicht im letzten Strahl der Abendsonne verklärte. Die stille Thräne wurde zu Seufzer, der Seufzer zu Klage laut, der, rings von den Höhen des Ida wiederhallend, auch in Denonens Hütte drang und tief den Pfeil ihr in den Busen senkte: „Du, die ihn heilen konnte, Du hast den Unglücklichen der Verzweiflung gegeben und dem Tode!“ — Hirten brachten in Iliön die Kunde: „Paris ist nicht mehr!“ Als die Mutter es vernahm, sank sie in stummem Schmerz zur Erde. Dann brach sie in die laute Klage aus: „So bist auch Du gefallen, mein lieber Sohn, nach Hektor der Theuerste mir. Die Götter häufen mir Leid auf Leid und Härteres noch ohne ich. Gemahl und Söhne und Töchter Alle seh' im Geist ich getödtet, geraubt, die Stadt ein Raub der Flammen — und ich — überleb den Jammer! — Aber still, o Seele! Klagen will ich, so lang ich lebe, um die Todten. Paris, Du der Jünglinge Blüthe, Du Theuerster unter Allen, die mir blieben, Du bist gefallen! Weh! auch Du bist gefallen!“ So klagte im einsamen Gemach Hekuba, indes Priamos, der Greis, Thränen vergießend, bei Hektors Grabe weilte. Mit ihm, das wußte er, war Iliön's Heil in die Gruft gesenkt, und wenig kümmerte ihn fortan, was um ihn her sich Trauriges begab.

Aber tief erschütterte Helena die Kunde, daß Paris in den Tod sank, tiefer, als sein Tod, des Verwundeten Leiden, am tiefsten Denonens Grausamkeit. Dann ward sie, wie von Harpyien Klauen, von dem Vorgefühl dessen ergriffen, was ihr, der Unheilstifterin, bevorstehe, ihr, auf die Freund und Feind mit gleichem Groll herabsehn müßten. Flöh' ich auch zu den Danaern, so sprach sie zu ihrer bekümmerten Seele, würden sie mich nicht mit Schmach empfangen? und wag' ich's, Ilion nicht zu verlassen, wird nicht die Zeit kommen, da sie, die jetzt mich umringen und weinen, mich grausam verlassen, mich verfolgen, mich zerreißen werden. Jetzt stimmen sie, so scheint's, in meine Klagen; aber nicht um mich, sie klagen um ihre Väter, ihre Brüder, ihre Söhne, die der Tod erzielte im Streite — für mich! Weh mir Elenden! Zu welchem Jammer mußte ich Unselige geboren werden!"

Doch aus der innersten Tiefe des bewegten Gemüthes klagte untröstbar Denone. Morgenröthlich gingen in ihrer Seele die Tage wieder auf, da sie zuerst den herrlichen Jüngling sah, da er die Liebe sie lehrte, da sie, allbeneidet von ihren Gespielinnen, die Gattin ward des Schönsten der Hirten! „Haben wir nicht“, sprach sie zu sich selbst, „so vereint Monde, Jahre glücklich gelebt? Und wären es Tage gewesen, wir liebten, und mehr wären sie, als vieler Jahre liebeloses Leben. Und wie vergalt ich ihm das Glück, das er mir gab? Weh ich überließ ihn, da ich hülfreich sein konnte, dem Schmerz und dem Tode! — Aber er hat mich verlassen, hat mich verstoßen! Ja, treulofer Gatte! Du hast mich verschmäht, der Verzweiflung hingegeben um eine Buhlerin. Nur gerecht

war's, daß ich Dich wieder von mir stieß — — im Leben. Im Leben — es ist geschehen: aber nicht im Tode will ich Dich verstoßen, holder Gemahl! An des Orkus Schwelle weicht die Rache — ich bin Dein, ich bin Dein!" — Die Nacht sank herab auf die Erde. Da schmückte sich Denone, und den Geschwistern und der Mutter ent schlüpfend, stürmte sie, wie von den Parzen getrieben, über Hügel und Thäler dem Scheiterhaufen zu, der Paris Leichnam empfangen sollte. Mitleidig sah Luna, ihres Endhymions gedenkend, auf die Silende und streute ihre hellsten Schimmer auf die Bahn der Unglücklichen. Fern schon vernahm sie die laute Klage der versammelten Hirtinnen und hörte der Flamme Geprassel. Jetzt vertrieben die Weste den Dampf, welcher die steigende Flamme verhüllt hatte, und Denonen war's, als sah' sie auf's neu die Brautfackeln, die sie einst zum Ehebett geleitet hatten. Unwiderstehlicher fühlte sie sich fortgetrieben, und schon stand sie unter den Hirtinnen, die lautklagend den flammenden Scheiterhaufen umgaben, der Paris Leichnam verzehrte. Ehrfürchtend wichen sie wie einer Göttin, der Kommenden. Denone aber, ohne den leisesten Laut, hüllte ihr schönes Antlitz in ihr weites Gewand, und den glühenden Holzstoß erklimmend, sank sie neben ihres Gatten Leiche dem Tod in die Arme.

9.

Näher und näher bedrängten indeß Philolett und Neoptolemos Ilions Mauern. Aber kräftigen Widerstand fanden sie in den Männern Trojas und ihren Bundesgenossen. Es bedurfte des Verrathes, ehe sie sank, die gewaltige Beste: denn

es schützte sie Pallas Götterbild und die Macht Aphroditens. Wiederum ward im Königsrathe der Vorschlag laut, Helena als Sühnopfer den zürnenden Danaern zu senden. Am laute-
 sten eiferte Antenor, und der Held Aeneas war ihm zur Seite. Aber Deiphobos, längst in Lieb entbrannt zu der Schwieger, wehrte mächtig dem Beschluß. Er hoffte den Lohn des Kampfes in Helena's Armen; aber ernstlich entzog sie sich den Liebkosungen des ihr gehässigen Mannes. Fern zeigte ihr Genius ihr das Licht der Hoffnung, wieder vereint zu werden mit ihm, dem sie im Herzen die Treue erhalten hatte. „Deiphobos!“ so sprach sie flehend. „Ich erkenne ganz den Werth Deines Strebens. Du könnt' ich Dir lohnen! Aber — es sei gesagt! Menelaos blieb mir theuer, auch da ich Deinem Bruder nicht zu widerstehen vermochte, Deinem Bruder, der Alles um mich opferte. Wie kannst Du Liebe erwarten? Von der Danaer Wuth hat mich errettet Dein Wort in der Rathsversammlung. Wer schützt mich nun vor Dir? Keiner, keiner, als Du! Deiphobos, scheue die Götter und habe Ehrfurcht für Dich selbst! Es kommt eine Zeit, da Troja fällt. Wie entgingst Du dann Menelaos, des Beleidigten Rache, wenn er in Dir, da Paris sank, den Nebenbuhler erblickte, der ihm seine Ehre raubte? Ja, wenn Du wahrhaft mich liebst, o Deiphobos, so mußt Du ablassen von Deinem Vorhaben. Von Paris getrennt durch den Tod, fänd ich vielleicht Gnade vor dem Gemahle, dem ich freiwillig Herz und Hand gab. Doch wie entging ich dem Verderben, fänd er mich in Deinen Armen, o Deiphobos? Habe Mitleid mit Dir, mit mir!“ Aber sie flehte vergebens. Auf Deiphobos rettende Kraft waren Aller Augen

gerichtet. Ihn durch den einzigen Lohn zu stärken, der ihm Lohn war, das wurde des Vaters, der Mutter Wunsch; das begehrte mit Ungestüm das Volk. Tiefen Groll im Herzen gab ihm Helena das Wort, die Seinige zu werden, wenn die Griechen das troische Ufer verlassen hätten.

10.

Antenors Rath war verworfen. Jede Hoffnung, die Stadt zu retten, aufgebend, ließ er sich nun, um ihr Schicksal zu mildern, zu Unterhandlungen mit den Danaern hinreißen. Als Unterpfand der Aufrichtigkeit forderten die Griechen die Auslieferung des Palladiums, und verrätherisch ward dies schützende Minerven-Bild in ihre Hände gegeben. Will die Göttin uns Retterin sein, so sprachen unter sich die verschwornen Troer, so wird sie, auch näher gebracht dem Feinde, nicht ablassen, uns hülfreich zu sein. — „Dank uns, weise Göttin, daß Du die unsrige wardst!“ so beteten dagegen die Griechen. „Erfüll uns nun mit Deinem Geist, daß wir erfinden, was zur Vollendung führet, damit Gerechtigkeit stege und wir bald zum Ziel gelangen, um das wir, das Vaterland lassend, mit Aufopferung so vieler Tapfern nun Jahrelang kämpfen!“ Sie fleheten nicht vergebens.

11.

Tiefe Trauer war über Troja gelagert, seit die Kunde: das Palladium ist verloren! in die Stadt sich verbreitete. Kleinmuth trat an die Stelle des Vertrauens, das bisher die Menge nicht verlassen hatte. Indes man nicht abließ nach den

Berräthern zu forschen, scheucht sich ermannend Deiphobos die Furcht. „Lasset den Wahnglauben, ihr Troer“, so rief er, „daß unser Heil von dem Bild abhängt! Hat denn die Göttin unsern Helden, die für sie kämpften, den Sieg gewährt? Hat sie nicht Hektorn selbst dahin gegeben, der wunderbar mit ihrem Geist erfüllet war? Und seht ihr, seit Pallas Bild nicht mehr unter uns ist, Troja härter bedrängt als vorher! Nein! bei den Göttern! Ihr seht, daß sich seitdem die Danaer von unsern Mauern entfernen. Vielleicht hat uns die Göttin verlassen, damit sie Verwirrung unter unsre Feinde bringe und so die Uebermüthigen von Aftens Boden vertreibe und uns errette.“ So wiegten sich die Troer in eitle Hoffnungen ein; die Hoffnungen wuchsen, als jeglicher Bote aus der Nähe, als jeglicher Blick von der Mauer es bestätigte: das Griechenheer entfernt sich — nahet dem Meere — schiffet sich ein. Die einbrechende Nacht gab den Troern das erfreuliche Schauspiel des brennenden griechischen Lagers, und als am frühen Morgen der Hauch des Wests die Dampfwolke zerstreute und den freien Blick nach dem Hellespont öffnete, trauten sie kaum ihren Augen. Die Flotte, die Verderben auf ihre Ufer ausgegossen hatte, der Mastenwald, auf den sie Jahrelang wechselnd mit Zorn und mit Schrecken an jedem neuen Tage hatten blicken müssen, war verschwunden, schon, so gab der Fernblick, dem Eiland Tenedos nahe.

Die Kunde: Wir sind befreit! durchlief schnell die Stadt, und ganz Troja, Alt und Jung, erfüllte die Mauer, damit jeglicher mit eigenen Augen sich überzeuge: Es ist so! Schaarenweise strömte nun Alles aus der Stadt dem Ufer zu, nicht un-

bewaffnet, denn Mißtraum und Furcht kämpften noch in jeglicher Brust mit der plötzlichen Freude.

Siehe! da erblickten sie, nicht fern vom Ufer, ein ungeheures Roß, künstlich von Holz gefertigt. Staunend schauten sie hinan, Jeglicher fragt den Andern, was es bedeute? Keiner vermag zu antworten. Ein scheuer Grieche war vor den Nahenden geflohen. Greift ihn! so scholl es. Man griff ihn leicht, und er ward in die Mitte der Troer gestellt. Nun stürmte man mit Fragen auf ihn ein: Sprich! warum entfernten sich die Danaer so schnell? Warum bleibst Du zurück? Wozu ward jener Kolosß erbaut, den wir da vor uns sehen? — Der Grieche verstummte. Priamos, der König, ließ ihn sich nahen, und erneuerte die Fragen mit freundlicher Anrede und mit Versicherungen, daß er für sein Leben nicht zu fürchten habe. Der Danaer schwieg. In Drohung nun ging das Schmeichelwort über, und als auch sie das hartnäckige Schweigen nicht brach, hielt die empörte Menge sich nicht. Der Grieche ward mißhandelt, und er wäre ein Opfer der Volkswuth geworden, hätt' er nicht des Königs Kniee umfassend gerufen: „So will ich denn reden. Mein Mund soll eröffnen, was wahr ist. Wißt es! seit wir die Göttin beleidigten durch den frevelnden Raub ihres Bildes, kam Zwietracht unter uns. Plötzlich von der Sehnsucht der Heimkehr überwältigt, strömte die Menge an's Ufer, und schon waren zur Abfahrt die Schiffe bereit. Da sammelte noch Kalchas die Empörten und forderte sie auf, zu Sicherung glücklicher Rückfahrt, die beleidigte Göttin zu versöhnen, ehe sie das troische Ufer verließen. Und wie versöhnen wir sie? riefen Alle. Kalchas sprach: Mir ist's enthüllt,

Pallas, die Kriegerische, versöhnen wir durch den Bau eines
 ihr heiligen Kunstwerks. Ein neptunisches Roß, der Seefahrt
 glückliches Bild, das sei das Werk, das wir der Göttin weihen!
 Aber sie heischt noch mehr. Wie einst nur durch ein großes
 Opfer unsere Herfahrt beglückt worden, so kann wiederum nur ein
 theueres Opfer glückliche Heimkehr uns sichern.“ So sprach Kal-
 chas. Zum Bau des Rosses waren gleich tausend Hände gehoben;
 und: Nenn uns das Opfer! scholl der vereinte Ruf. „S i n o n sei
 das Opfer! so war des Priesters Ausspruch. Meinen Na-
 men hört' ich, und floh. Ein nahes Dickicht verbarg mich; ver-
 geblich war ihr Suchen, und ohne Opfer haben die Ungedul-
 digen das Ufer verlassen. Ich bin vom Opfertode gerettet, um
 hier, ach! von den Troern zerrissen zu werden.“ — „Ich ver-
 heiße Dir Leben“; sprach Priamos, „sofern Du Wahrheit
 redest. Aber, wie ist es glaublich, daß wenn auch ein Gebilde
 Minerva, die Kriegerische, versöhnen kann, die Danaer sich zu
 so ungeheuern Bau entschlossen hätten? Ich ahne Odyssäische
 Ränke.“ — „Wohl hast Du Recht, o König! dem Mann zu
 mißtrauen, dessen Ränken ich selbst unterliege; denn er, mein
 Feind, war's, der mich dem Priester als Opfer bezeichnete.
 Doch daß seine Ränke hier nicht walten, muß Dir selber klar
 werden. Wahrlich nur ungern bauten die Danaer mit unend-
 licher Arbeit diesen Kolosß. Aber mußte der Bau nicht in's
 Ungeheure gehen, damit es unmöglich ward, das Werk in die
 Stadt zu führen? In Ilion gebracht, würde es, das Palladium
 vertretend, die Stadt auf ewig geschüzet haben, ganz wider der
 Danaer Absicht: denn ihr Vornehmen, mit verstärkter Kraft
 wiederzukehren, gaben sie nicht auf.“

Als er es sagte, verbreitete sich Gemurmel unter den Troern. Sie maßen den Kolosß mit ihren Augen, prüften ihre Körperkraft, und der Entschluß, das Gebäu in die Stadt zu führen, ward lauter und lauter. „Was bedürfen wir der Mauern, so uns dies Palladium schüzet? Wir brechen sie nieder; leicht sind sie hergestellt! Und wie sollte unsre vereinte Kraft den Kolosß nicht zu lenken vermögen!“ — „Sagt' ich's nicht“, rief mit lauter Stimme Deiphobos, „Pallas erhielt uns ihre Gunst. Jenes ihr geweihte Rosß, das wir schauen, vertritt ihr Bild, das geraubte. So sei dann dies hinfort unser Palladium! Heran ihr Troer! führt es in die befreite Stadt! Die Danaer flohen! Ohne Glück verheißendes Opfer wagten sie die Meerfahrt! O der Unbesonnenen! Die empörten Wogen werden ihre morschen Schiffe zertrümmern, und Troja, von solch em Feinde befreit, wird keinem erliegen, wird ewig stehen!

So begeisterte des Priamiden Ruf die Tausende. Umsonst warneten die Weiseren; umsonst weissagete Kassandra. Schon rollten die bereiteten Walzen heran, und das Rosß an allen Theilen von eisernen Ketten umschlungen und durch vereinte Volkskraft über die Trümmer der schnell zerstörten Mauer gezogen, stand am selbigen Tage in Ilions Mitte — Verderben schwanger!

Dankend warfen die Troer, die Bethörten, sich vor ihren Altären nieder. Aber es brannten nicht die Opfer, die Flamme erlosch mit lautem Gezisch, als ob ein Platzregen über sie ausgegossen sei. Blutroth stieg der Rauch empor, es bebten die Altäre, und im erhobenen Sturme glaubte man banges Er-

seufzen zu vernehmen, und wilder Thiere Geheul. Einer Mänade gleich, irrete Kassandra in Nacht und Sturm umher. Bald drang sie in Helena's Kammer und machte sie beben vor dem Ausgang, bald ging sie mit brennender Fackel unter das Volk hervor und forderte es auf, das Unheil bringende Roß zu verbrennen. Doch ungewarnt blieben die Troer, deren Sinn die Parzen verfinstert hatten, daß sie ihrem Schicksal nicht entgingen. Sie entriß den Priamidin die Fackel, vertrieben sie mit höhrendem Wort, und meist verlassen auf weitem Plaz stand nun der verhängnißvolle Kolosß in Nacht und Grauen.

Helena allein widerstand nicht dem regen Verlangen, sich noch einmal dem geheimnißvollen Gebäu zu nahen. Von einer einzigen Vertrauten begleitet, wagte sie noch spät sich hinan. „Sind Krieger darin verborgen“, so dachte sie, „o so sind es mir befreundete Männer, es sind Hellenen. Vielleicht ist unter ihnen selbst Menelaos. Ich will mich ihnen zu erkennen geben. Sie müssen wissen, daß ich lebe, daß ich ihnen wohl will. Meiner wohlbekannten Stimme Laut erreicht vielleicht das Ohr meines Gemahls; sein Herz wird erweicht, und ich bin errettet.“ Also denkend umging sie dreimal das Roß und nannte wiederholt Menelaos Namen und Odysseus und Diomedes. Der Hinhorchenden ward nicht Antwort: aber Antwort vernahm sie in ihrem Herzen. „Mich hat Menelaos gehört! so sagte sie heimkehrend zu sich selber. Doch sich zu erkennen geben, wie gefahr- voll! Und hätte auch er sich nicht halten können, Odysseus, der Weise, würde ihm gewehret haben.“

12.

Es sank die Nacht. Aber Helena'n floh der Schlaf. Ahnung

durchschauerte sie von dem, was bevorstand. Das Roß von den Troern frohlockend umtanzt, verbarg in seinem Innern die Mannhaftesten des Danaer-Heeres. Lug war's, was Sinon kundgethan hatte. Kriegerisch hatte die Flotte mit dem übrigen Heere das troische Ufer verlassen; aber nicht ohne verabredetes Zeichen zur Wiederkehr. Als nun tiefe Nacht sich über Troja gesenket hatte und die sicher sich Dünkenden, dem Schlafe hingegeben, ruhten nach langer Arbeit, da säumte Sinon nicht, das Feuerzeichen zu geben, das die harrenden Danaer an das troische Ufer zurückrief. Sie kamen und fanden die Mauer geöffnet. Schnell vereint mit den Genossen, die das furchtbare Roß nun aus seinem Innern hervorgehen ließ, ergoßen sie sich einem Feuerströme gleich, über die unglückliche Stadt. Aller Losung war blutige Rache, und die Furien, Mord und Brand und Zerstörung erhoben ihre furchtbaren Fackeln. In tausend Gestalten wütheten Tod und Verderben.

Der schreckliche Mordzug drang bald zu Priamos Burg. Von Neoptolemos Schwert erschlagen, sank der königliche Greis; selbst des Hektoriden Asthanar ward nicht geschont. Ein rauher Grieche warf das zitternde Knäblein, den Mutterarmen entrissen von der Höhe der Burg in die Arme des Todes. Andromache ward als Sklavin abgeführt, mit ihr Kassandra. Pallas Athene's Tempel und Altar, wohin die Unglückliche geflohen war, schützte sie nicht vor Ajax Wuth, des Dileiden. Schrecklicherem wurde Polyxena aufbehalten. Sie sollte den Manen Achills geopfert werden, der um sie den Tod litt. Das Schrecklichste erfuhr Hekuba, die unglücklichste der Mütter. Denn Alle — Alle überlebend, sollte sie langsam erliegen dem Gram!

13.

Menelaos indeß, der Beleidigte, hatte sich Bahn gemacht mit dem Schwerte. Nur Ein Gedanke stand ihm vor der Seele — Rache zu nehmen an Deiphobos und an ihr, der Unheilstifterin, die er einzig geliebt, die ihn verlassen hatte. Nicht fern von Helena's Gemach kam ihm der Priamide entgegen, von Wein noch trunken und Schlaf. Unbedauert fiel der Glende dem rächenden Schwerte Menelaos'. „Gehe hin“, rief er dem Sinkenden zu, „Räuber auch Du! Geh hinab zu dem Bruder, und Dich müssen, wie ihn, im Orkos die Schatten der Tausende quälen, über die euer Frevel Tod und Verderben gebracht hat.“

Helena aber war, da der Mordruf, der die Burg erfüllte, zu ihr drang, mit klopfendem Herzen aus ihrem Gemache geflohen. Wohin doch konnte sie fliehen, wo die Rache des tief Gefränkten sie nicht erreichen würde? „Der geweihte Altar deiner Götter, das sei dein Zufluchtsort! Da erwart' ihn und unterwirf dich mit gehaltner Zuversicht dem waltenden Geschick!“ Das war Aphrodite's göttliche Eingebung, die die Fliehende stärkte. Ihr folgend, hatte sie nun die Stufen zu der Stätte erreicht, wo den schützenden Hausgöttern ihr Altar geheiligt war. Indesß ängstend Klymene, ihre Begleiterin, an des Altars Stufen gesenkt, sich krümmte, stand gotterfüllt mit hoher Fassung Helena aufrecht da. Sie hörte den fürchterlichen Waffentritt der nahenden Krieger. Schon vernahm ihr leiseres Ohr Menelaos Stimme, die, einst ihr willkommen, nun Verderben ihr drohte. Bis in's Innerste der Seele drang ihr ein Dolch. Aber wunderbar auf's neue gekräftiget, stand sie, des

Kommenden harrend, ruhig da, in ihren Schleier gehüllt. Menelaos, von rauhen Kriegern gefolgt, erreichte nun den Ort, wohin die Rache ihn rief. Das gezückte Schwert in der Hand, bringt er ein. Helena, ihn erblickend, schlägt mit der Rechten ihren Schleier zurück, indem sie mit der Linken auf die Götter zeigt. Sie steht da, die Göttliche, in vollem Zauber der Anmuth, mit der Schönheit stegendem Blicke, dem Keiner widersteht. Kein Gnadeslehn, nein, holder Ernst, stille Erwartung verklärt ihr Angesicht. Die Götter sind's, so scheint sie zu sagen, die der Menschen Schicksale lenken. Sie lenkten auch das Meine. Hab' Scheu vor ihnen, o Menelaos! Ihr Heiligthum ist hier!

So vor Menelaos Blick ging Helena auf, wie aus Nebel Selene. Wie von der Gottheit ergriffen, zuckte Menelaos zurück; der zum Morden erhobene Arm sank, das Schwert fiel; Kypria hatte gestegt und die Liebe.

14.

So fand den Versöhnten Agamemnon, der Bruder, und war froh darob, daß er die Rache gehemmt hatte. „Um die Himmlische aus den Händen der Troer zu erretten, trugen die Danaer so vieler Jahre Jammer. Wir wollten Rache üben an den Frevlern, die Zeus Kenios beleidigend, sie geraubt und die Wiedergabe geweigert hatten. Wir sind gerächt; die Frevler fielen und Keiner entrann unserm Schwerte. Der schönste Lohn unserer Mühen ist sie, die Gerettete. Durch der Götter Gunst ward sie Dir aufbewahrt. Heil Dir, Bruder, daß Du sie fandest!“

Indeß Neoptolemos Hektors unglückliche Gattin, und Agamemnon die erbeutete Kassandra, als geraubte Sklavinnen gewaltsam in's Lager brachten, geleitete die Liebe Menelaos, den Beglückten, mit seiner Versöhnten freundlich über Iliions Trümmer an's Meer hinab zum Heere der Griechen. Mit Bewunderung und ohne den leisesten Vorwurf, sahen Troer sowohl, als Danaer, die Urheberin ihres Jammers, einer Göttin gleich, vorüberziehn. Daß sie erhalten war, dessen freute sich Jeglicher, und aller Danaer Segnungen geleiteten sie zu dem spartanischen Fahrzeug, welches die neu Vereinten aufnahm.

„Ich hörte schon Deine Stimme, o Helena! bevor noch mein Auge Dich sah“, so sprach mit dem Tone leises Vorwurfs zu ihr Menelaos. „So hast Du mich vernommen, als ich mich nicht hielt und am Röß Deinen Namen nannte? O ich Unbesonnene, daß ich's wagte!“ — „Und ich, gleich unbesonnen“, versetzte Menelaos, „würde Dir ein Zeichen gegeben haben, hätte nicht Odysseus dem Antiflos, der schon den Mund öffnete, plötzlich zufahrend den Mund geschlossen und die Rede gehemmt. Da schwieg auch ich, fühlend, wie sehr Odysseus Recht habe. Allen wehrete er nun mit gebietendem Blicke und ließ nicht ab, bis er Deiner Entfernung gewiß war. Wohl hast Du uns Alle in Gefahr gebracht, Du Liebe! Doch hat Deine Stimme mein Inneres bewegt und dem Zorne gegen Dich den Stachel geraubet. Dank Dir, daß Du kamest! Unsere Rettung danken wir und die Achajer dem Odysseus. O möchte er glücklich zur Heimath gelangen! O möchten die Götter gewähren, daß wir, in die heilige Sparta gefehrt, es einst ihm oder seinem Sohne lohnen können, was er an uns gethan hat!“

So sprach er gerührt, und gebot den Schiffleuten, die Segel zu spannen. Ein günstiger Wind entfernte die Glücklichen Anfangs von Aftens Küsten. Aber sich erhebende widrige Winde trieben sie bald an die Küste Phönikiens, und sie mußten froh sein, ohne Unfall das handelnde Sidon zu gewinnen. Vom Könige Phädimos freundlich aufgenommen und unterstützt, begaben sie sich bald neu gerüstet wieder auf's Meer. Doch nicht glücklicher waren die sidonischen Schiffer, denen sie sich anvertrauten. Vielleicht waren es auch Handelsgeschäfte, welche die Sidonier veranlaßten, in dem ihnen nahen Egypten zu landen, Egypten, dessen Wunder zu schauen, Menelaos lange gewünscht hatte. Wie glücklich war er jetzt nach überstandenen Gefahren, mit seiner Helena vereint, den segenreichen Nil hinaufschiffen zu können; wie glücklich, die wunderbare Thebe zu erreichen, wo Polybos, der König, den ruhmbekränzten Helden würdig empfing. Alkandra, die Königin, war entzückt, Helena, die weitgepriesene, in ihren Ballast aufnehmen und sich ihres holdseligen Umgangs freuen zu können. Weit länger, als Menelaos gedacht, weilten sie, durch Alkandra's freundliches Anliegen bewogen, in der herrlichen Thebe. Endlich, mit reichen Geschenken entlassen, eilten sie dem Meere zu, Memphis vorüber, wo Proteus herrschte, der Alte des Meers. Ihn zu begrüßen, ließen sich die Heimstrebenden nicht Zeit. Deß zürnete Proteus. Menelaos, der Ungebuldige, fand Zögerungen in der Abfahrt, die er sich nicht zu erklären wußte, bis mitleidig Eidothea, die Tochter des Alten, welche Helena zu sehn, herab an's Ufer gekommen war, ihres Vaters Unwillen ihm entdeckte und die Mittel angab, wie er zu dem Erzürnten

gelangen und zu Förderung der Fahrt ihn gewinnen könne. „Auch wird es Dir lieb sein, ihn zu sprechen“, setzte Eidothea hinzu, „denn vieles weiß der Alte, was sich seit Trojas Fall mit Deinen Waffengefährten zugetragen hat.“

Menelaos begab sich, so unterrichtet, zu Proteus, dem, gleich einem Gotte, das Meer zu dienen schien. Nicht leicht ward ihm der Zutritt zu dem Beleidigten. Aber durch Eidothea's Schmeichelwort und Helena's Liebreiz gewonnen, drückte bald der Greis den Helden mit Rührung an die Brust. „Wärst Du doch“, sprach er, „mir fern geblieben, oder hättest Du nicht gefragt nach dem, was mir kund ward vom Gesichte Deiner Freunde! denn früh genug würdest Du erfahren haben, daß Ajax scheiternd in die Fluth sank, daß Odysseus fern von Ithaka im Meer umhergetrieben wird, vielleicht ein Raub schon der Wogen. O hätt auch Deinen Bruder den Tod ereilt an Malea's Felsen, an den die Brandung ihn warf. Aber ihm ward Rettung gewährt und Heimkehr, um den Tod zu finden im eigenen Hause, Tod von der Gattin, die, durch Aegisthos, des Verräthers, Arglist berücket, ihn Preis gab dem Buhlen. Agamemnon ist nicht mehr! — Du weinst, Menelaos, und wohl hast Du zu weinen Recht; aber trösten will Dich der Alte des Meeres. Auf meinem festesten Schiffe, das ich Dir bereite, wirst Du sicher Deine Heimath erreichen und Glückliches erleben; denn Dir zur Seite strahlet Helena, der Stern, der Dir nimmer verlischt.“

15.

So gestärkt begab sich Menelaos abermals auf's ungetreue Meer, und günstig ward ihm die Fahrt. Viel redete,

klagte er mit Helena über Agamemnon's thränenwerthes Geschick. Mehr noch lag ihm Orestes am Herzen, der Sohn Agamemnon's. Orest liebte die schöne Hermione, Menelaos Tochter und Helena's. Wir werden sie, so sprachen sie unter einander, statt unserer Ankunft froh, in Thränen finden, und neben ihr vielleicht Orest, den Verzweifelnden, von Rache getrieben gegen Aegisth, den Verräther, und ach! gegen die eigene Mutter.

Sie erreichten Sparta. Aber schon die Stille des Volks verkündete ihnen Unerfreuliches. Auf Agamemnon's Tod, der ihnen schon kund war, deuteten es die Wiederkehrenden. Sie ahneten nicht, daß sie im Königshause die Tochter nicht finden würden, nach der ihre ganze Seele sich gesehnet hatte. Entführt war Hermione durch Pyrrhos, den Sohn Achills, der bei seiner Heimkehr von Ilion die einsam Trauernde in ihrer Wohnung aufgesuchet, und durch ihre Schönheit überwältiget, entführet hatte. Den Jammer mehrte Orestes Kommen, der, seine Klagen in den Busen seiner Geliebten auszuschnitten, hieher getrieben, statt Linderung des Schmerzes, nur gränzenlosere Pein fand. Seine Verzweiflung ward Wuth. Des Vaters Tod an Aegisth, ja an der Mutter selbst blutig zu rächen, und, so geweiht, seiner Geliebten bis an die Pforten des Orkos zu folgen, das war das Ziel seines Lebens. Er erreichte es. Ihm sank Aegisth, und selbst sie, die ihn unter dem Herzen getragen hatte, küßte den Mord des Gemahls durch des Sohnes Hand. Aber von der Schuld des Muttermordes durch den Areopagos frei gesprochen und im Tempel Apollons versöhnt, nahm er dennoch sein väterliches Reich ein. Doch war er nicht glücklich auf dem Thron, ehe er dem Pyrrhos

seine Beute entrißten und seiner geliebten Hermione das Diadem auf's Haupt gesetzt hatte. Es gelang. Pyrrhos fand zu Delphi seinen Tod, und Menelaos und Helena hatten das Glück, Hermionens, der Befreiten, Hochzeitfest in ihrem Palaß zu feiern.

16.

Feierlicher noch ward das Hochzeitfest durch die Ankunft des Nestoriden Pisißtratos, der des Odysseus herrlichen Sohn auf dessen Fahrt, den Vater aufzusuchen, freundlich geleitete. Den Telemach, seinem Vater so ähnlich, erkannten bald, so Menelaos, als Helena, und innige Rührung ergriff sie bei dem Andenken an den edlen Dulder Odysseus, der, so wäbnten sie, den Tod im Meere gefunden habe. Aber Helena's holdseliger Blick hemmte bald die rinnende Thräne. „Menelaos“, sprach sie, „und ihr beiden Söhne tapferer Männer, hängt dem Schmerz nicht nach! Gutes kommt und Böses von Zeus, und verschieden gibt er Jeglichem, was er bescheidet. Herrliches giebt er uns heut. Ja, ich danke den Göttern, daß sie den Freudentag meiner Tochter durch die Freude verherrlichen, des Guten viel, das ich dem Vater verdanke, nun dem Sohne zu vergüten — durch Liebe; denn wie anders vermöcht ich's? Ja, unsere innige Freude, Dich zu sehn, o Telemach, unser Streben, Dir gefällig zu sein, Dein Leiden zu mildern und Dich bei Deinem Vorhaben zu unterstützen, das zeuge von unsrer Dankbegier! Auf nun zum bereiten Mahle! Gesang und Saitenspiel soll es verschönern, bis die sinkende Nacht in Selenens Strahl trauliche Erinnerungen an verfllossene Tage erwecket, und — auch die Manen gesunkener Helden hervorrufet.“

So redend führte Helena die lieben Gäste zum festlichen Mahle, und Telemachos, ob so freundlichem Empfange entzückt, erheiterte den getrübtten Sinn. Tage verweilte er und Wochen in so gastfreier Wohnung, und nur mit köstlichen Geschenken begabt, ward er entlassen.

17.

In glücklicher Ruhe entflohen Helena'n hinfort ihre Tage. Menelaos liebte sie mit beharrlicher Treue, und nur durch seinen frühen Tod ward sie betrübt. Doppelt hart war ihr sein Verlust, da sie keinen Sohn hinterließ. Helena, die Trauernde, von Menelaos natürlichen Söhnen, Megapenthes und Nikostratus, in dem Königsstze beunruhigt, suchte Ruhe auf der Insel Rhodos, und fand sie — bis zum Tode. — Die Rhodier, unter denen sie wohlthätig wie eine Göttin gewandelt hatte, errichteten der Geschiedenen zu Ehren einen Tempel, und auch in Lakédämon ward der schönen Helena ein Heiligtum erbaut, wohin, wie Herodotos meldet, die Schönheit suchenden Sparterinnen anzubeten gingen, und — nicht unerhört, das Bild ihrer Verehrten verließen. — Aber noch über das Grab hinaus geleitete die Hellenen das süße Andenken an die Schönste der Schönen. Nicht erfreulich war ihnen ein Elhston — ohne Helena. Auf der Insel Leuke, durch Natur und Kunst zu einem Vorbilde jener Wohnung der Seligen geschaffen, sah man vor allen Helena's lieblichen Schatten, und die Eingehenden fühlten sich selig durch diese Erscheinung.

Einige biographische Notizen über den Verfasser.

Zu der Mannigfaltigkeit der Darstellungen, welche sich mit vollem Rechte Taschenbücher zur Pflicht machen, die nicht ihrer Bestimmung nach lediglich Arbeiten eines einzigen Schriftstellers dem Publicum darbringen, trägt es gewiß auch bei, wenn dann und wann von Dichtern, die in einer frühern, ob auch nicht allzufernern Periode einen geachteten Namen hatten, Mittheilungen gegeben werden, welche an und für sich nicht ohne Interesse, noch das Besondere haben, das Andenken an verdiente Männer wieder aufzufrischen. So hielten denn auch wir es nicht für unangemessen, eine uns zugekommene dichterische Arbeit des im Jahr 1819 verstorbenen Justizraths *Gerhard Anton v. Salem* abdrucken zu lassen, welche der Verlags- handlung in dem letzten Lebensjahre desselben für dieses Taschen- buch zugesendet worden, aber bis jetzt noch nicht ans Licht der Oeffentlichkeit getreten war. Eben in ihrer Eigenthümlichkeit schien sie sich dazu vollkommen zu eignen. Die klassische Rich- tung, welche sie befolgt, die gründlichen Studien, welche dazu vorausgesetzt werden mußten, und die Zeitepoche selbst, auf welche sie sich bezieht, geben ihr ein Gepräge, das von den ähnlichen Leistungen unsrer neuesten Zeit sich wesentlich unter- scheidet, aber doch auch wieder in einer Periode, wo des So- phokles und Euripides, Aristophanes und Plautus dramatische Arbeiten von neuem sich auf den Bühnen mit Beifall zeigen, auch für novellistische, in jenes Griechenthum zurückgehende Be- arbeitungen, Aufmerksamkeit und Wohlgefallen erwarten lassen.

Galem wurde am 2. März 1752 in Oldenburg geboren, wo sein Vater Stadtsyndicus war, und welches damals durch den dänischen Statthalter, Grafen zu Lynar, verwaltet wurde. Der Knabe gedieh unter geschickten Lehrern so gut, daß er noch vor Vollendung des 17ten Jahres die Universität Frankfurt a. d. Oder besuchen konnte, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Im 18ten Jahre verließ er die Universität schon wieder und eilte nach einem kurzen Durchfluge eines Theils von Deutschland seiner Bestimmung in Kopenhagen zu, wo der Jüngling die Doktorwürde anstreben sollte, die ihm auch am 17. Oktober 1770 nach Vertheidigung einer Dissertation aus dem Oldenburgischen Provinzialrechte zu Theil wurde. Da mit ihr die Berechtigung, als Obergerichts-Advokat zu praktiziren, zugleich verbunden war, so kehrte er bald darauf wieder in seine Vaterstadt zurück und übte dort die juristische Praxis mit Glück und Anerkennung aus. Wohl ein seltenes Beispiel so jugendlicher Praxis. Als hierauf Oldenburg zum Herzogthum erhoben und Friedrich August von Holstein-Gottorp dessen Landesherr wurde, wurde er im 22sten Lebensjahre zum Assessor beim Oldenburger Landgerichte ernannt, und nun trat die Liebe zu den Musen, die er vorher bei überhäuftem Geschäften zurückgedrängt hatte, wieder in ihre vollen Rechte ein, und kleinere wie größere Gedichte, unter welchen letztern besonders Teutelinde sehr beifällig aufgenommen wurde, so wie andere poetische und prosaische Arbeiten waren die Blüthen dieser Stimmung. Bald darauf warb er auch um seine nachherige Gattin, welche, obgleich 10 Jahre jünger als er, noch seine Tante war. Es kostete ihn aber nach damaligen

Grundsätzen sehr viele Mühe, die Erlaubniß zu dieser Verbindung zu erhalten. So wandte er sich z. B. deshalb an den König Friedrich II. von Preußen, und erwarb sich Gutachten von theologischen Facultäten zu Kiel und Göttingen, worauf er endlich 1780 die Dispensation seines Landesherrn erhielt und seine geliebte Helena heimführen konnte, die ihm aber leider nach anderthalb Jahren schon wieder durch den Tod entrißen wurde. Unterdeß war er auch Canzleirath geworden. Erst 16 Jahre nachher (1798) verheirathete er sich wieder und erhielt aus dieser Ehe fünf Söhne und vier Töchter.

Die Zeitumstände des in so viele öffentliche, wie Privatverhältnisse eingreifenden Jahres 1812 nöthigten Halem, sich mit seiner Familie nach Hamburg und dann nach Gütin zu übersiedeln, wo er bald darauf seine Gattin verlor, sich aber 1816 zum drittenmale eine Lebensgefährtin wählte und noch zwei glückliche Jahre mit ihr verlebte. Er war unterdeß bleibend als erster Regierungsrath in Gütin angestellt worden.

Küftig und munter besuchte Halem noch am 4. Januar 1819 Nachmittags die herzogliche Bibliothek, die im dritten Stockwerke des Schlosses aufgestellt war, und brachte den Abend noch sehr heiter in Gesellschaft zu, als er plötzlich gegen 11 Uhr von einer heftigen Brustbeklemmung befallen wurde, nach Hause eilte und nach anderthalbstündigem Kampfe, bei voller Besinnung mit dem tröstlichen Ausrufe: Es ist vorbei! verschied.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war, besonders von den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts an, im Gebiete der schönwissenschaftlichen und politisch-historischen Literatur ungemein ausgebreitet und vielseitig. So trat er 1785 mit der

ersten deutschen Uebersetzung des Agamemnon, des Aeschylus hervor, welche von allen damaligen kritischen Blättern sehr beifällig aufgenommen wurde. Im folgenden Jahre erschien von ihm ein Schauspiel Wallenstein, von dem Schröder in Hamburg ihm das Urtheil schrieb, daß es, als nicht für die Bühne bestimmt, vortrefflich, die Sprache edel, den Personen angemessen und die Behandlung der Geschichte so treu als möglich sei. Auch ein Trauerspiel, Johanna von Neapel, schrieb er, das nicht ohne Beifall blieb. Sein Hauptwerk war jedoch die in dieser Zeit von ihm ausgearbeitete Geschichte des Herzogthums Oldenburg in drei Theilen, welche noch jetzt historischen Werth hat und stets behalten wird. Mehrere Beschreibungen von ihm gemachter Reisen und eine große Anzahl von Beiträgen zu Musenalmanachen und Zeitschriften in Prosa und Versen erschienen fortwährend aus seiner Feder und wurden häufig und gern gelesen, wie er denn auch einen Theil derselben unter dem Titel: Poesie und Prosa sammelte. Er begründete die Zeitschrift Irene und war unablässig an dem damals so beliebten „Genius der Zeit“, von Hennings, mit beschäftigt. So sammelte er auch bereits seine Schriften, die in mehreren Bänden erschienen sind. Da uns hier besonders seine dichterischen Arbeiten interessiren, gedenken wir vor allen seines trefflichen Werkes: Jesus, der Stifter des Gottesreichs, ein Gedicht in 12 Gesängen, das 1810 in 2 Bänden herauskam. Zu derselben Gattung gehört auch eine seiner letzten Arbeiten: Vernunft aus Gott, in Bezug auf die neuesten Widersacher derselben, von G. A. v. Salem. Sie ist besonders gegen Harms gerichtet. Von einem größern Gedichte, Paulus,

fanden sich Bruchstücke in seinem Nachlasse, von einem andern, Wittekind, bloß einige andeutende Ideen.

Halems schriftstellerische Thätigkeit auf den vielfachen Felhern, die er bebaute, war außerordentlich und er in seinen Mußestunden für das Wahre, Schöne und Gute unermüdet wirksam. Dabei führte er einen ungemein ausgedehnten Briefwechsel fast mit allen schriftstellerischen Celebritäten seiner Zeit, und die Antworten derselben, welche 200 an der Zahl der letzten Hälfte der anziehenden, von G. F. Strackerjan herausgegebenen Selbstbiographie Halems (Oldenburg, Schulze, 1840), aus welcher wir den größten Theil dieser Notizen geschöpft haben, beigefügt sind, bezeugen den Werth, den diese Männer auf einen so vielseitig gebildeten, geistvollen und für seine Zeit nicht ohne Einfluß gebliebenen Dichter legten.

Ch. Hell.

